

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DIE GERMANEN



DIE GERMANEN GEO EPOCHE

ISBN 3761-3-570-1-1930-4 80034
4 194 275 508304

Wie sie lebten, woran sie glaubten, weshalb sie kämpften:
Der Aufstieg einer rätselhaften Völkerschar

More than meets the eye.



Masterpiece Squelette.
Lässt tief in ihr perfektes Inneres blicken.
Mehr dazu: www.mauricelacroix.de

MAURICE LACROIX
Manufacture Horlogère Suisse

Liebe Leserin, lieber Leser



Das Ihnen vorliegende Heft war eines der am schwierigsten zu produzierenden in der Geschichte von GEOEPOCHE. Das liegt vor allem an den spärlichen historischen Quellen. Die Germanen kannten bis etwa 160 n. Chr. keine Schrift, und als dann die Runen aufkamen, nutzten sie diese neuartigen Zeichen nur für kurze Texte, etwa auf Waffen, nicht aber für Urkunden oder gar Chroniken. Auch hinterließen sie, anders als etwa die Römer, keine Großbauten aus Stein, sondern nutzten für ihre Konstruktionen das in Germanien Wildern allerorten verfügbare, aber eben vergängliche Holz. Die wenigen erhaltenen Begräbnisstätten ihrer Adeligen waren zudem längst nicht so reichhaltig mit Beigaben gefüllt wie etwa die Gräber südamerikanischer Indianerfürsten oder die Gräfte der Pharaonen.

Und so kommt es, dass wir über den Alltag der Germanen – sagen wir: um 100 n. Chr. – weniger wissen als über das Leben der Ägypter gut 3000 Jahre zuvor. Dass kein Forscher präzise sagen kann, wie ihre Stämme organisiert waren, wer ihre Führer waren, zu welchen Göttern sie beteten. Nicht einmal die genaue Zahl der germanischen Stämme lässt sich festlegen.

Die einzigen schriftlichen Informationen über jene wilden Völker sind wenigen griechischen Geographen und römischen Chronisten zu verdanken; doch auch deren Zeugnisse lassen Historiker mitunter verzweifeln. Sie sind fast alle griechischen Quellen verloren gegangen und – wie der Bericht des Forschers und Abenteuern Pytheas über seine Nordseereise um 325 v. Chr. – heute nur bekannt, weil spätere Autoren sie zitierten.

Auch ein Werk wie Caesars „De bello Gallico“ über den Krieg gegen die Gallier sowie über die „Barbaren“ östlich des Rheins, ist nur von eingeschränktem Wert für die Forscher, denn das Buch ist in vielen Passagen kein Tatsachenbericht, sondern ein politisches Traktat, das vor allem Caesars politischer Karriere dienen sollte.

Ebenfalls politisch motiviert, wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen, war die 98 n. Chr. erschienene Ethnographie „Germania“ des Tacitus. Da der Historiker mit seinem Buch über die Sitten und Gebräuche jenseits der Grenzen vor allem Roms Dekadenz anprangern wollte, idealisierte er zur besseren Kontrastwirkung den eher primitiven Alltag der Germanen.

Und selbst die 80-bändige römische Geschichte des Cassius Dio, an der Dio 22 Jahre lang schrieb und in dessen 56. Buch er vom Sieg des Cheruskerfürsten Arminius über die römischen

Legionen im Jahre 9 n. Chr. berichtet, ist so unpräzise, dass bis heute nicht eindeutig geklärt ist, wo genau die legendäre Schlacht überhaupt stattgefunden hat. Kein Wunder: Cassius Dios Beschreibung entstand rund 200 Jahre nach dem Ereignis.

So war der Stand der Dinge, als der Hamburger Archäologe Thomas Brock, 33, vor sechs Monaten zu uns stieß, um die Redaktion bei der Produktion dieser Ausgabe wissenschaftlich zu unterstützen. Brock, spezialisiert auf das Zeitalter der Germanen, machte sich umgehend daran, für jeden unserer Autoren ein Dossier zusammenzustellen, das alle relevanten Quellen sowie die Fachliteratur zum Thema enthielt. Zudem stellte er Kontakt zu führenden Forschern her – und dabei stellte sich heraus, dass es zwar kaum herausragende Funde aus der Germanenzeit gibt, dass sich aber dennoch aus vielen kleinen archäologischen Puzzlestücken ein lebendiges Bild jener Zeit rekonstruieren lässt.

Zum Beispiel vom Alltag in einem Dorf an der Nordseeküste, dessen Bewohner 500 Jahre lang den Sturmfluten trotzen, ehe sie schließlich aufgaben, und deren Hinterlassenschaften von Archäologen akribisch untersucht werden. In enger Zusammenarbeit mit dem Niedersächsischen Institut für historische Küstenforschung erarbeitete ein siebenköpfiges GEOEPOCHE-Team jenen Text und jene Illustrationen, die wir Ihnen ab Seite 102 präsentieren und die ich Ihnen gern empfehle. Denn zu Beginn unserer Heftproduktion hätte ich es nach der ersten Ernüchterung über die magere Quellenlage nicht für möglich gehalten, dass es uns gelingen würde, das Leben in einer germanischen Siedlung so genau zu rekonstruieren.

Nicht minder lebendig wurde auch jene Schlacht, zu der es um 205 n. Chr. in Jütland kam und von der insgesamt 12000 Relikte kündeten, die Archäologen in jahrzehntelanger Arbeit aus einem früheren See geborgen haben (die Sieger hatten die Waffen ihrer Gegner dort versenkt, den Göttern zum Dank).

Auch hier gelang es den Forschern, zahlreiche Details minutiös zu erschließen – etwa die Stärke beider Heere, die Anzahl der Offiziere, die Kampftechniken der Soldaten. Gut 35 Jahre lang zogen sich die Grabungen in jenem längst verlandeten See hin, 15 Jahre lang schrieben die Wissenschaftler an ihrem Bericht, der am Ende zwölf Bände mit insgesamt 4364 Seiten umfasste. Mein Kollege Jürgen Bischoff hat ihn studiert und mit einem der beteiligten Archäologen gesprochen. Auf Seite 74 stellt er Ihnen seine Zusammenfassung jener Ereignisse vor.

Sie sehen, dieses Heft hat eine komplexe Genese. Ich hoffe, das Ergebnis findet Ihr Interesse.

*

Im Februar 2009 wird GEOEPOCHE zehn Jahre alt. Wir feiern dieses kleine Jubiläum mit einem besonders reich ausgestatteten Heft zu einem besonderen Thema: einer Reise rund um den Globus in die Welt des Jahres 1000 n. Chr. – in eine Zeit, als Europa auf unserem Planeten nur eine Nebenrolle spielte.

Wir freuen uns auf dieses Thema. Und vor allem natürlich darüber, dass Sie uns schon so lange die Treue halten.

Herzlich Ihr

Michael Siefen

Insa Bethke
hat diese Ausgabe konzeptioniert und redaktionell betreut. Wissenschaftliche Beratung:
Thomas Brock



SPURENSUCHE
MAGIE EINER
FERNEN ZEIT

Wenige steinerne
Monumente nur zeugen
vom Leben in Mittel-
und Nordeuropa
zwischen 200 v. Chr.
und 800 n. Chr.

Seite 6



VARUSSCHLACHT
MARSCH
INS VERDERBEN

Im Jahr 9 n. Chr. gerät
der Feldherr Varus mit
seinen Legionen in eine
tödliche Falle – der
Anfang vom Ende römis-
chen Machtstrebens
in Germanien.

Seite 26



MOORLEICHEN
TOD IM
NEBELLAND

Grausam ver-
stümmelte Leichen
finden sich in den
Mooren Nordeuropas:
die Opfer rätsel-
hafter Rituale.

Seite 50



MACHTKÄMPFE
DAS GEHEIMNIS
DER DUNKLEN JAHRE

15000 geborgene
Rüstungsteile erzählen
von Schlachten,
über die kein Chro-
nist berichtet.

Seite 74



INHALT

RUNEN
ZEICHEN
UND RÄTSEL
Geheimnisvolle
Botschaften künden
vom Leben der
Germanen.
Seite 96



ALLTAG
DAS DORF
DER PIONIERE
500 Jahre lang
verteidigen Bauern
eine Siedlung im
Marschland gegen
Stürme und Fluten.
Seite 102



PIRATEN
AUF BEUTEFAHRT
In Gefährten wie
dem um 320 erbauten
Nydam-Boot plündern
Germanen Küsten an
Nord- und Ostsee.
Seite 136



SACHSENKRIEDE
DER LETZTE
GERMANE
Er ist der größte
Widersacher Karls
des Großen: Um 780
kämpft der Sachse
Widukind gegen
den Franken.
Seite 142



NIBELUNGENSAGE
EIN EPOS AUS
URALTEN ZEITEN
Das Drama um den
tragischen Held
Siegfried birgt einen
wahren Kern.
Seite 150

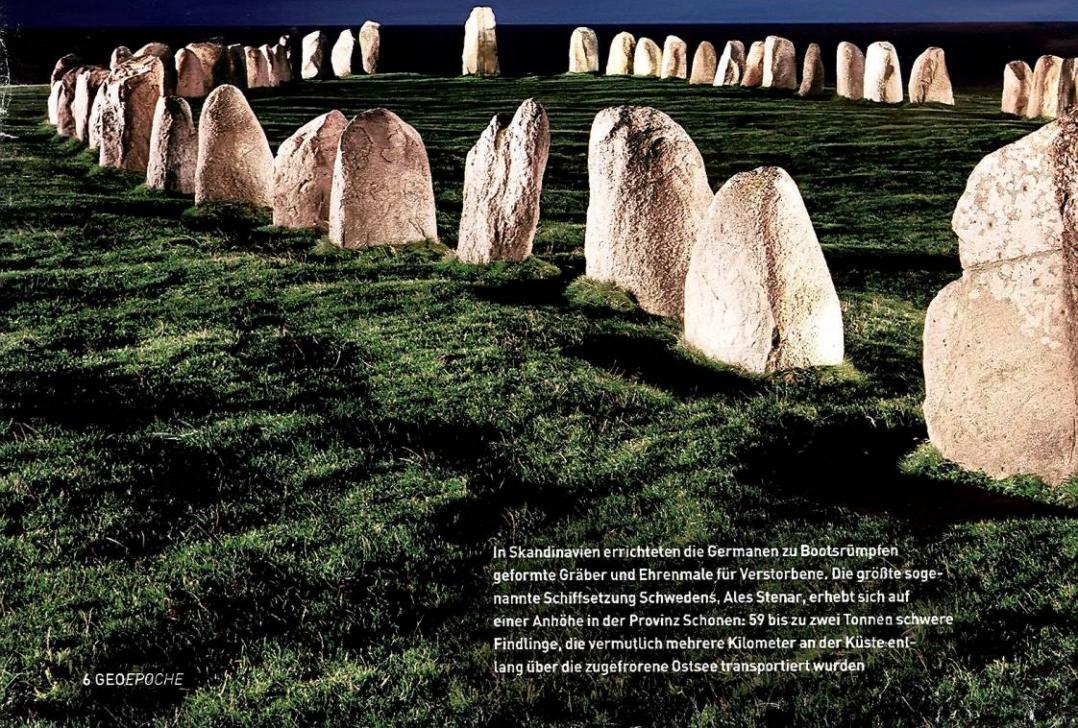


SPUREN DER GERMANEN	6
MAGIE EINER FERNEN ZEIT	
ZUG DER KIMBERN UND TEUTONEN	
DIE KRIEGER AUS DEM NORDEN	20
VARUSSCHLACHT	
MARSCH INS VERDERBEN	26
INTERVIEW	
Wo SIEGTE ARMINIUS?	46
MOORLEICHEN	
TOD IM NEBELLAND	50
HANDEL AM LIMES	
ZWISCHEN DEN WELTEN	62
MACHTKÄMPFE	
Das GEHEIMNIS DER DUNKLEN JAHRE	74
GÖTTERWELT	
REISE NACH WALHALL	86
RUNEN	
ZEICHEN UND RÄTSEL	96
ALLTAG AN DER NORDSEE	
DAS DORF DER PIONIERE	102
CHRISTIANISIERUNG	
IM NAMEN DES HERRN	118
VÖLKERWANDERUNG	
STURM AUF DIE EWIGE STADT	126
SEEFÄHRER UND PIRATEN	
AUF BEUTEFAHRT	136
SACHSENKRIEDE	
DER LETZTE GERMANE	142
NIBELUNGENSAGE	
EIN EPOS AUS URALTEN ZEITEN	150
ZEITLÄUFE	
Die GERMANEN	156
Impressum, Bildvermerk	161
VORSCHAU: DAS JAHR 1000	162

M A G I E

Versunken ist die Welt der Germanen, die rund ein Jahrtausend lang die Geschichte Mittel- und Nordeuropas bewegten. Nur wenige steinerne Monuments und archäologische Funde zeugen noch vom Wirken der Kriegerfürsten und Bauern, der Priester und Runenmeister. Doch sie eröffnen den Blick in eine geheimnisumwitterte Zeit

FOTOS: BERTHOLD STEINHILBER; TEXTE: INSA BETHKE; PRODUKTION: ROMAN RAHMACHER



In Skandinavien errichteten die Germanen zu Bootsrümpfen geformte Gräber und Ehrenmale für Verstorbene. Die größte sogenannte Schiffsetzung Schwedens, Ales Stenar, erhebt sich auf einer Anhöhe in der Provinz Schonen: 59 bis zu zwei Tonnen schwere Findlinge, die vermutlich mehrere Kilometer an der Küste entlang über die zugefrorene Ostsee transportiert wurden

EINER FERNEN ZEIT





ZUFLUCHT IN KRIEGERISCHEN ZEITEN

In den Jahrhunderten nach Christi Geburt erschütterten Machtkämpfe den Norden. Ein Zentrum der blutigen Auseinandersetzungen war Gotland: Um sich vor Angriffen zu schützen, erbauten die Bewohner dieser schwedischen Insel Fluchtburgen, die über Signalfeuer verbunden waren. Von der größten Befestigungsanlage, der Torsburg, sind noch die Ruinen einer zwei Kilometer langen und bis zu sechs Meter hohen Mauer erhalten





IM BANN DER GÖTTER

An Seeufern huldigten die Menschen höheren Mächten. Die germanischen Stämme glaubten an die Wirkkraft bestimmter Bäume, an Geister und Magie. Priester ersannen Zaubersprüche, die Pferde heilen, Fesseln lösen und Menschen vor Unheil schützen sollten. Eine bedeutende Kultstätte jener Zeit lag bei Oberdörrla im heutigen Thüringen. Dort haben Archäologen heilige Bezirke mit Bildnissen aus Pfählen und Astgabeln rekonstruiert



LEBEN MIT DEN MÄCHTEN DER NATUR

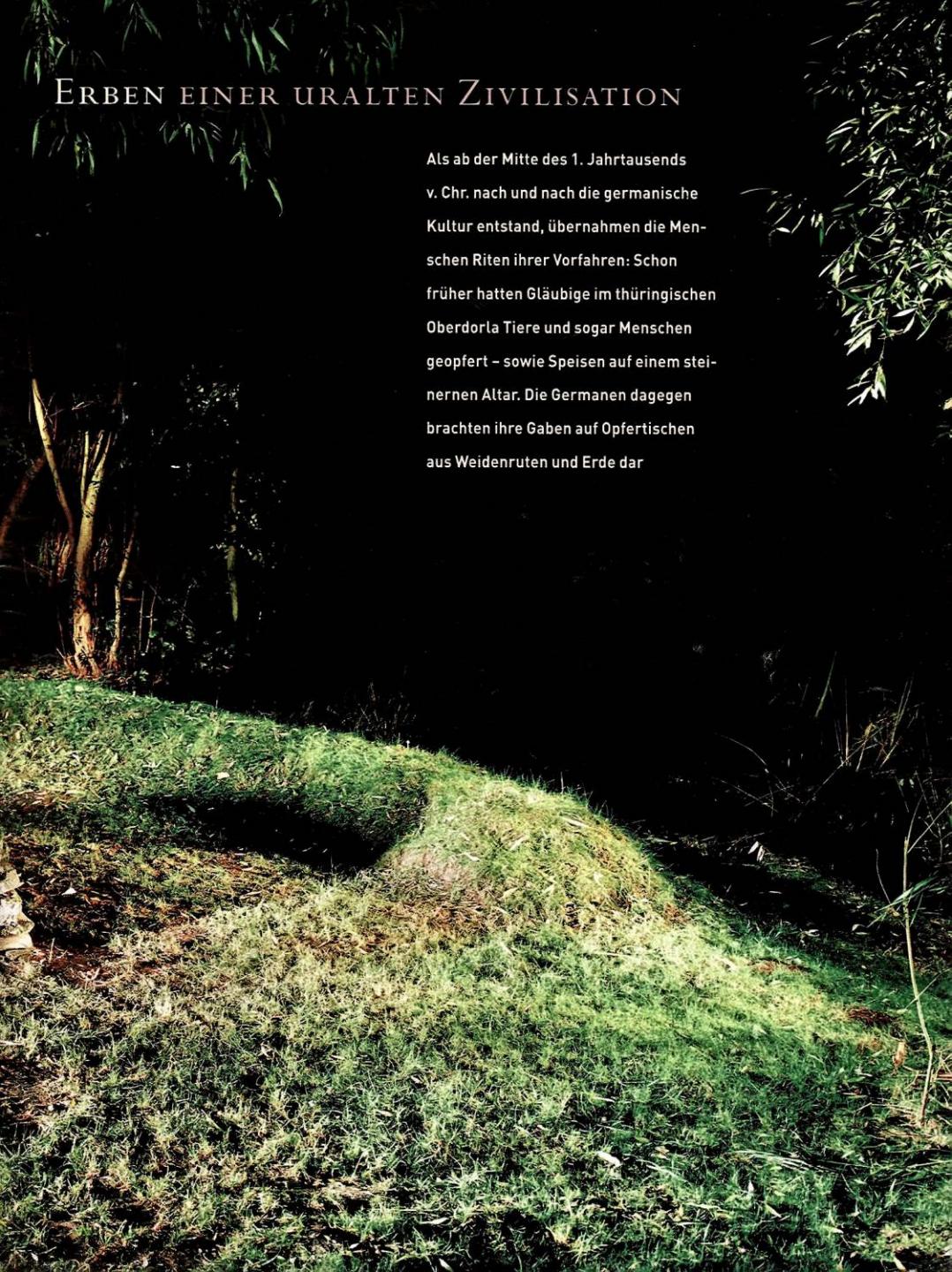
Keine Stadt, kein gemauertes Gebäude erhob sich zur Zeitenwende zwischen Weser und Weichsel. Die germanischen Acker- und Viehbauern bauten mit vergänglichen Materialien: Holz, Weidenruten, Lehm, Reet. Begannen die Häuser zu vermodern, errichteten die Bewohner in der Nähe neue Gehöfte oder zogen weiter. Beim dänischen Roskilde haben Forscher ein Dorf aus den Jahrhunderten um die Zeitenwende nachgebildet







ERBEN EINER URALTEN ZIVILISATION



Als ab der Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. nach und nach die germanische Kultur entstand, übernahmen die Menschen Riten ihrer Vorfahren: Schon früher hatten Gläubige im thüringischen Oberdorla Tiere und sogar Menschen geopfert – sowie Speisen auf einem steinernen Altar. Die Germanen dagegen brachten ihre Gaben auf Opfertischen aus Weidenruten und Erde dar

TORE ZU EINER ANDEREN WELT

Die Moore und Seen des Nordens, über die Nebel zogen und über denen unerklärliche Irrlichter leuchteten, galten den Menschen seit jeher als Heimstätte jenseitiger Wesen. In den Gewässern (hier: das Opfermoor bei Oberdorla) versenkten Krieger nach einer gewonnenen Schlacht die Waffen ihrer Feinde – wohl aus Dank für den Sieg. Auch Tote verschwanden, häufig grausam verstümmelt, im morastigen Grund: möglicherweise, um die Götter milde zu stimmen







STEINE VOLLER GEHEIMNISSE

Bis 160 n. Chr. entstanden aus
einem südeuropäischen Alphabet die
Runen: mehrdeutige, magische Zeichen,
die Schriftmeister in Knochenstücke,
Metall und Steine ritzten. Rund 800 Jahre
später priesen Wikinger – die Nachfolger
der Germanen im Norden – auf Gedenk-
steinen die Taten ihrer Könige und
Krieger: so auf diesem Findling, den sie
bei Haithabu nahe Schleswig am Fuße
eines Grabhügels errichteten □

Schon mehrmals ließ der preisgekrönte
Stuttgarter Fotograf Berthold Steinhüber, 40,
für GEOPOCHE steinerne Mon mente erstrahlen.
GEOPOCHE-Redakteurin Insa Bethke, 31, hat
das Konzept zu diesem Heft erarbeitet.

Die Krieger aus dem Norden

Ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. entsteht zwischen Weser und Ostsee die Keimzelle der germanischen Völker. Lange Zeit ist wenig bekannt über diese neue Kultur. Bis 120 v. Chr. einige Stämme ihre Heimat in Richtung Süden verlassen – und das Römische Reich an den Rand des Untergangs bringen

VON FRANK OTTO

Als die Römer im Jahr 113 v. Chr. zum ersten Mal Germanen begegnen, wissen sie kaum etwas über ihre schon bald gefährlichsten Feinde. Und ihr Wissen bleibt noch für Jahrzehnte grotesk verzerrt, übertrieben und zumeist schlicht falsch.

Die arroganten Herren der aufstrebenden Weltmacht haben noch nicht einmal einen eigenen Namen für das Volk aus dem Norden des Kontinents (erst ab etwa 50 v. Chr. werden römische Schriftsteller ihren Lesern in der Tibermetropole erklären, dass westlich des Rheins Gallier siedeln, die das Imperium Romanum vollständig unterworfen habe – östlich des Flusses aber wohnten die Germanen in einem unwirtlichen Land, das zu erobern sich nicht lohne).

Die Chronisten entleihen das Wort „Germanen“, mit dem wohl zuerst Kelten einige kleinere fremde, am Niederrhein siedelnde Stämme benannt haben, und nutzen es fortan für alle Völkerschaften zwischen Rhein und Weichsel, Ostsee und den Alpen.

Aus welcher Sprache die Bezeichnung „Germanen“ stammt und was genau sie bedeutet, ist bis heute umstritten. Viele Sprachwissenschaftler vermuten eine keltische Herkunft und übersetzen es mit „die Grimmigen“ oder „die Schreier“; andere leiten den Begriff sogar aus dem Hebräischen ab.

Sicher scheint nur: Die germanischen Stämme haben sich ursprünglich nicht so genannt. Auch als ein gemeinsames Volk haben sie sich nie begriffen: weder Kimbern und Teutonen noch, später, Goten und Sachsen. Aber wie bei den amerikanischen Ureinwohnern, in denen Columbus Bewohner Indiens sah, blieb auch in diesem Fall der falsche Name haften.

Wenige Gerüchte nur gelangen ab etwa 325 v. Chr. über das Land der anonymen Fremden nach Italien: Es reiche vom

Rhein bis zur Küste des Nordmeers, dem Ende der Welt nach Ansicht antiker Geographen. Unermessliche Urwälder verdunkelten das Land – von Sumpfen durchzogene Dickichte, in denen Fabelwesen lebten, Einhörner und Auerochsen, fast so groß wie Elefanten. Der griechische Dichter Homer sei von dieser trostlosen, rauen Gegend, so heißt es, zu seiner Schilderung des Totenreiches inspiriert worden.

Die dort hausenden Menschen sollen ungezähmte Primitive sein: Kannibalen, schmutzige Riesen, die sich in Tierfelle hüllen und übel riechen, weil sie Butter in ihre rotblonden Haare schmieren. Ackerbau betrieben sie nicht, vermeiden die spärlichen römischen Quellen; jedoch hielten sie Vieh, und schon zum Frühstück würden sie große Mengen Fleisch essen und Milch und unverdünnten Wein trinken. Den vertrügen sie aber schlecht; und betrunken seien sie noch leichter erregbar als sonst und würden sich gegenseitig totschlagen.

Weshalb auch sollte ein kultivierter Südeuropäer mehr wissen wollen über diese rückständigen Barbaren am Rand der Zivilisation? Die nicht schreiben können, keine Thermen, Tempel oder Steinhäuser bauen, die keine Städte, keinen Staat und keine Armee haben. Und die ganz offensichtlich keine Gefahr für die römische Republik bedeuten.

Keine Gefahr? Da täuschen sich die Römer. Denn um 113 v. Chr. brechen die Barbaren in die Zivilisation ein. Und schon bald steht das sieggewohnte Römerreich, unangefochtener Hegemon am Mittelmeer, beinahe vor dem Untergang.

ETWA SIEBEN JAHRE ZUVOR setzte sich weit nördlich der Grenzen des Imperiums ein gewaltiger Zug in Bewegung. Germanen vom Stamm der Kimbern und wohl auch der benachbarten Teutonen verließen ihre Heimat Jütland und mar-

scherten in Richtung Süden: Zehntausende Männer, Frauen und Kinder, mitsamt ihrer Habe und der Haustiere.

Wahrscheinlich hatten Sturmfluten ihre Dörfer vernichtet, eine Hungersnot drohte. Weiter südlich hofften sie freies Siedlungsland zu finden – vielleicht bei den wohlhabenden Kelten.

Zunächst gelangte keine Nachricht über den Flüchtlingszug nach Rom. Doch die Aussicht auf fruchtbare Land ließ den Treck immer weiter anschwellen, einzelne Sippen und Dorfgemeinschaften, ganze Stämme schlossen sich an, bis er 300000 Köpfe stark war – zu viele Menschen, als dass ein anderes Volk ihnen ausreichend Land abtreten würde.

Und bei Weitem zu viele, um von Rom noch länger ignoriert zu werden.

Im Jahr 113 v. Chr. schließlich erreichen die Flüchtlinge das heutige Kärnten, wo ein mit den Römern verbündeter kelischer Stamm siedelt. Der ruft seine Alliierten aus dem Süden zu Hilfe. Der heranrückende römische Heerführer rechnet mit einem leichten Sieg, greift ohne Vorwarnung bei Noria an.

Und unterliegt.

Vier Jahre später ziehen abermals Legionen gegen die Schar. Die Kimbern und Teutonen sind in der Zwischenzeit nach Westen ausgewichen – sie haben niemanden gefunden, der bereit war, ihnen Siedlungsland zu überlassen. An der Nordgrenze der Provinz Gallia Narbonensis (der heutigen

auf einen Triumphzug), ziehen ihre Armeen getrennt, ohne gemeinsame Taktik in den Kampf – und in den Untergang.

Als die halbnackten, bemalten Krieger aus dem Norden sich mit Kriegsgebrüll auf die Kohorten der Römer stürzen, angefeuert von Trommelklängen und den Schreien ihrer Frauen, ist der Widerstand nur schwach. Schnell wird erst die eine, dann die andere Streitmacht an den Fluss gedrängt, umzingelt und niedergemetzelt.

Am Ende des Tages sind vermutlich rund 80000 Legionäre sowie 40000 Trossknechte gefallen – es ist die wohl verlustreichste Niederlage, die das Großreich in seiner jahrhundertelangen Geschichte erleidet. Nur zehn Mann sollen überlebt haben, notiert ein antiker Chronist. Sie tragen die Unglücksbotschaft in die Heimat.

Vielleicht noch größeres Entsetzen als die Nachricht von der Niederlage lösen in Rom die Berichte über die Massaker nach dem Ende der Schlacht aus.

Denn die Germanen steigern sich in einen Blutrausch, opfern ihre Gefangenen, indem sie ihnen die Kehlen durchschneiden oder sie an Bäumen aufhängen, ertränken die Pferde der Römer in der Rhône, zerhacken sämtliche Beute und versenken sie im Fluss: Waffen, Brustpanzer der Legionäre, Kleider, Schmuck.

„Furor Teutonicus“ nennen dies angstvoll lateinische Dichter: teutonische Raserei. Die sich jetzt, damit rechnen alle,

DIE RASEREI DER BARBAREN ENTSETZT DIE RÖMER

Provence) treffen die Römer auf die Germanen. Und werden erneut geschlagen.

Das sind zwar alarmierende Misserfolge; aber eine wirkliche Bedrohung scheinen die Barbaren nicht zu sein, da sie nach ihrem Sieg nicht auf römisches Gebiet vorgedrungen sind, sondern weiterwandern. Das Imperium sei nach wie vor sicher, meinen die Senatoren und Beamten der Stadt am Tiber. Doch erneut irren sich die Römer – der Abzug ist nur eine kurze Ruhepause, ehe die Germanen mit der Gewalt einer Naturkatastrophe in Italien einbrechen.

Im Jahr 105 v. Chr. verheeren Kimbern und Teutonen, noch immer ohne Land, zum ersten Mal römisches Gebiet: Sie plündern die Provinz Gallia Narbonensis. Diese Herausforderung nimmt das Imperium ernst; zwei starke Heere sollen die Barbaren zurückwerfen. Am 6. Oktober kommt es bei Arausio an der Rhône zur Schlacht.

Doch weil jeder der beiden römischen Feldherren den entscheidenden Sieg allein erringen will (und damit das Anrecht

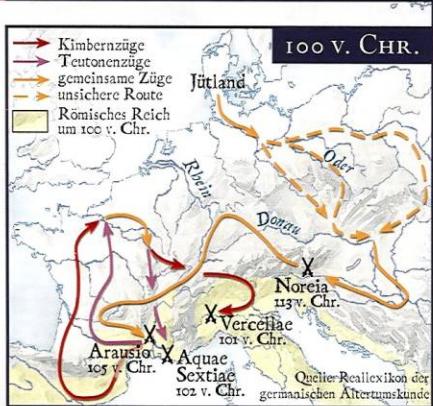
unweigerlich gegen Italien richten wird. Gegen das Zentrum der Republik. Gegen Rom.

AUCH HEUTIGE HISTORIKER wissen über die Menschen aus dem Norden, die ihre Heimat verließen und die überragende Militärmacht ihrer Zeit herausforderten, nur wenig mehr als die antiken Schriftsteller vor über 2000 Jahren. Zudem sind alle schriftlichen Informationen zu den frühen Germanen von den Griechen und Römern überliefert – also von deren Feinden. Wer aber waren diese Stämme, und wo kamen sie her?

Um 1000 v. Chr. siedelten mehrere große Bevölkerungsgruppen in dem Raum zwischen Alpen und Ostsee – unter anderem das Resultat der indoeuropäischen Wanderung: Einige Jahrhunderte zuvor waren große Stammesverbände in die bereits teilweise besiedelte Region vorgedrungen.

Die ursprüngliche Heimat dieser nach ihrer Hauptwaffe benannten „Streitaxteute“ ist in der Forschung umstritten; möglicherweise lag sie in Südrussland oder Anatolien.

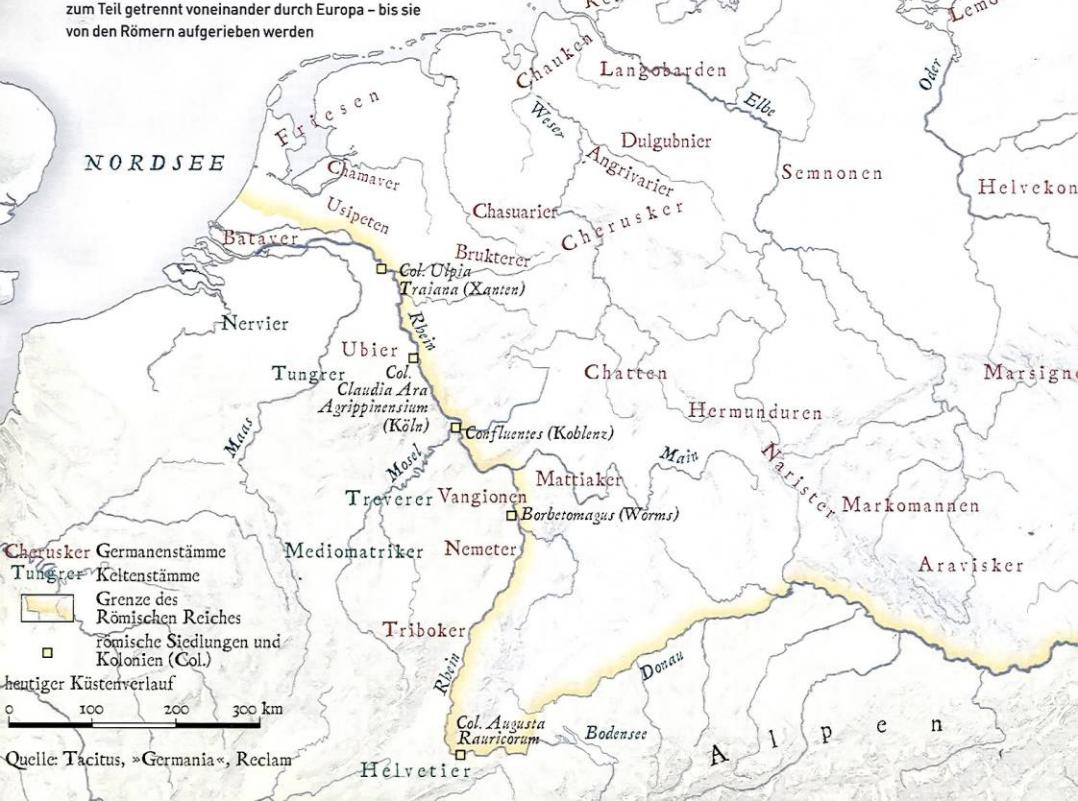
DIE HEIMAT DER GERMANEN



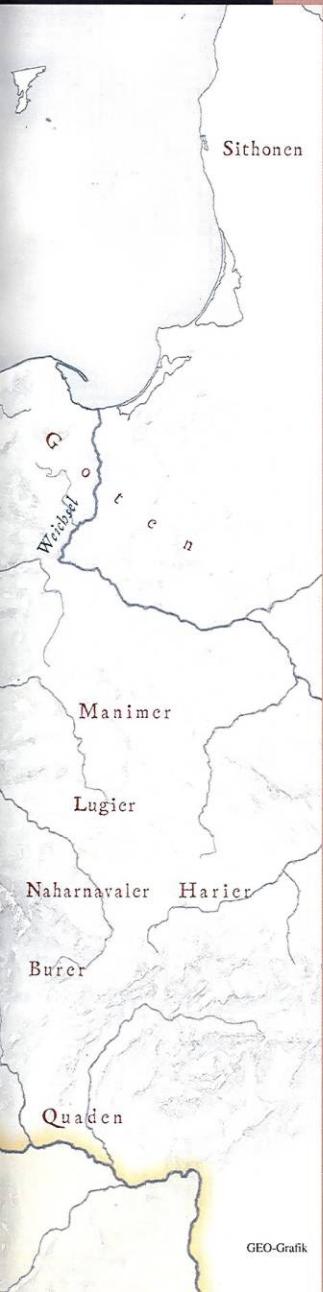
50 N. CHR.



Der Kimberzug beginnt um 120 v. Chr. in Jütland. Rasch schließen sich andere Stämme wie etwa die Teutonen an. Rund 7000 Kilometer marschieren die Völker, zum Teil vereint, zum Teil getrennt voneinander durch Europa – bis sie von den Römern aufgerieben werden.



STÄMME DER GERMANEN



Von ihrem Ursprung nordöstlich der Weser breiten sich die Germanen ab dem 6. Jh. v. Chr. bis zur Donau, Weichsel und nach Skandinavien aus. Um 100 n. Chr. gibt es fast 70 Stämme in dieser Region. Von den meisten ist kaum mehr als der Name bekannt – oft nicht einmal, wo genau ihre Dörfer und Felder lagen

CHATTEN

Fast permanent streiten die Namensgeber der heutigen Hessen mit ihren germanischen Nachbarn um Siedlungsland und gegen römische Eindringlinge, die die Chatten zweimal kurz unterwerfen. Besonders gefürchtet sind chattische Sonderkämpfer, die sich nie rasieren oder die Haare scheren und allein für den Krieg leben. Im 5. Jh. n. Chr. schließt sich der Stamm möglicherweise den Franken an.

CHAUKEN

Anfangs lebt dieses Volk an der Unterweser. Um 47 n. Chr. überfällt es die gallischen Küsten und erobert später weitere Territorien an der Emsmündung. Von einem Einfall in das Römische Reich lassen sich die Chauken durch Geldzahlungen abbringen. Später gehen sie wohl im Großverband der Sachsen auf.

CHERUSKER

Zwistigkeiten zwischen einzelnen Clans spalten den Stamm, der 9 n. Chr. drei römische Legionen in der Varusschlacht niedergemetzt hat. Arminius etwa, der siegreiche Anführer in dem Gefecht, fällt einem Mordanschlag seiner Verwandten zum Opfer. Vom dauernden Streit geschwächten werden die Cherusker rund 100 Jahre nach ihrem Triumph über das Imperium endgültig von den Chatten vernichtet.

FRIESEN

Das Volk siedelt an der Nordseeküste zwischen Rhein- und Emsmündung. Um Christi Geburt ist es Rom tributpflichtig, befreit

sich jedoch nach mehreren Aufständen von der Oberhoheit. Bis 100 n. Chr. errichten die Friesen in Marschen und Randgebieten von Mooren mehr als 1500 Siedlungen.

GOTEN

Als um die Mitte des 2. Jh. n. Chr. ihre Bevölkerung immer mehr anwächst, verlassen die Goten ihre Siedlungen an der Weichselmündung und ziehen zum Schwarzen Meer und zur Donau. Um 290 teilt sich das Volk auf: Die Westgoten plündern 410 als erster Germanenstamm Rom und gründen später ein Reich in Südwestgallien. Die Ostgoten erobern 493 Italien.

KIMBERN

Nicht alle Stammesangehörigen schließen sich 120 v. Chr. dem großen Treck in den Süden an. Einige verbleiben in der Heimat in Norden Jütlands und entgehen so der Vernichtung durch die römische Armee. 5 n. Chr. reiste eine kimbrische Delegation zu Kaiser Augustus, um den Angriff ihrer Vorfahren auf das Imperium zu sühnen – mit dem wertvollsten Gegenstand des Stammes, einem Kessel.

LANGOBARDEN

Die wehrhafte kleine Gruppe Ackerbauern, wohl nur wenige 10 000 Menschen, siedelt anfangs an der Niederelbe. Im Jahr 568 n. Chr. ziehen die Langobarden unter König Alboin nach Norditalien und gründen dort ihr eigenes Reich. Mit diesem letzten großen Einfall eines Germanenstamms in ehemals römisches Territorium endet die Zeit der Völkerwanderung.

Um 375 n. Chr. geraten die Germanen in Bewegung. Vor den Hunnen fliehend, verlassen viele Stämme ihre Siedlungsgebiete – so die Burgunder, die vom Rhein zum Genfer See und an die Rhône ziehen – oder werden von Großverbänden wie den Franken unterworfen. Nur wenige bleiben in der Heimat, etwa die Friesen

In ihrem neuen mitteleuropäischen Zuhause mischten sich die Hirten und Jäger aus dem Osten möglicherweise friedlich, vielleicht aber auch erst nach Kämpfen mit den Ureinwohnern, die bereits Ackerbau betrieben und gewaltige Steingräber errichteten.

Die Kulturen dieser Mischvölker, aus denen sich später unter anderem Kelten, Germanen und Veneter entwickelten, unterschieden sich anfangs nur geringfügig voneinander, so in der Verzierung von Tongefäßen.

Viel stärker waren dagegen die Gemeinsamkeiten: Die Streitaxtleute sprachen allesamt die gleiche Sprache, alle verwendeten Bronze, um Waffen, Schmuck und Gefäße zu fertigen, und sie ließen ihre Wagen von Pferden ziehen.

Doch dann begann sich der Süden materiell schneller zu entwickeln – vielleicht, weil dort die Felder fruchtbarer waren als im Norden, sodass mit deren Erträgen auch eine größere Zahl spezialisierter Handwerker ernährt werden konnte.

In Zentralfrankreich, in Südwesterdeutschland, in der Alpenregion sowie im Donaugebiet bis Böhmen wurden nun aufwendige Kessel aus dünnem Blech sowie metallene Speichenräder hergestellt; setzten gewerbliche Handwerker bald auch für Holzdrechselfarben die Drehbank ein.

In der Eisenzeit, die in dieser Gegend um 800 v. Chr. begann, beschleunigte sich der technische Fortschritt noch. Stark befestigte Städte entstanden, in denen Goldmünzen geprägt

llichkeit war hoch, die durchschnittliche Lebenserwartung lag deshalb bei 30 Jahren. Und das Leben war ständig von Hungersnöten bedroht. Denn auch ohne zunehmende Kälte waren die Erträge der Landwirtschaft kümmerlich. Mit dem primitiven Holzpfug, der die Erde nur oberflächlich ritzte, konnten allein auf leichten, besonders fruchtbaren Lössböden ausreichende Erträge erzielt werden.

Zumeist ernährten die Bauern Gersten- und Weizenähren, die sie häufig noch mit Steinsicheln mähten. Die Körner wurden zu Mehl zerrrieben, aus dem die Frauen einen Brei zubereiteten: das wichtigste Nahrungsmittel. Fleisch gab es selten. Dazu tranken die Menschen Bier, Sauermilch und Met.

Doch oft laugte der Boden nach einigen Jahrzehnten aus, und die Bauern mussten sich neue Felder suchen. Sie rodeten an anderer Stelle den Wald und errichteten dort ihre Gehöfte, zumeist Langhäuser, deren Wände in lehmverschmiertem Flechtwerk ausgeführt und die mit Stroh oder Grassoden gedeckt waren. Um die Feuerstelle in der Mitte des Wohnbereichs konzentrierte sich das Leben der Bewohner, die hier schliefen, aßen und arbeiteten; das Vieh hauste in Boxen unter dem gleichen Dach.

Waren die Menschen fort, überwucherte der Wald schon bald das Siedlungsgebiet: Aus den Stümpfen geschlagener Bäume sprossen neue Schösslinge, deren Wurzeln in die nicht mehr genutzte Freifläche vordrangen. Vom Wind wurden

NACH DER NIEDERLAGE BRICHT IN ROM PANIK AUS

und Schwerter aus Damaststahl geschmiedet wurden – es erblühte die Kultur der „Kelten“, wie die Griechen sie nannten, oder der „Gallier“, so ihr lateinischer Name.

Weiter im Norden, in der Region nördlich und östlich des heutigen Hannover, dauerte die Bronzezeit noch gut 300 Jahre länger an. Dort entwickelte sich aus den gleichen Ursprüngen seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert die Jastorf-Kultur, so benannt nach einer archäologischen Grabungsstätte bei Uelzen – nach Ansicht mancher Wissenschaftler die Keimzelle der Germanen, die ihr Siedlungsgebiet allmählich bis an die Weichsel und nach Südkandinavien ausdehnten.

Allerdings entfaltete sich diese Kultur viel langsamer als die keltische. Vielleicht lag dies an den häufigen Fehden, mit denen Stämme, Sippen und Dorfgemeinschaften einander überzogen. Oder an dem seit Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. kälter werdenden Klima, das die Ernteerträge verringerte.

Das Leben eines frühen Germanen der Jastorf-Kultur war karg und dauerte in der Regel nicht lange: Die Kindersterb-

Pflanzensamen auf die Lichtung getragen; zuerst wuchsen Birken, Pappeln, Weiden und Kiefern, dann, langsamer, reich belaubte Buchen. So war das wiederkehrende Gehölz von anderer Art und dunkler als die lichten Urwälder.

TECHNOLOGISCH BLIEBEN DIE GERMANEN gegenüber den Kelten rückständig. Alle etwas schwieriger zu produzierenden Güter mussten sie von ihren südlichen Nachbarn importieren, vor allem Waffen aus Stahl sowie Glas- und Goldschmiedearbeiten. Im Austausch gegen die wertvollen Waren hatten sie außer Vieh und vielleicht Bernstein nichts anzubieten.

Die Germanen stellten selbst nur einfache Eisenwaffen wie Lanzen und Äxte her. Und die Töpferdrehscheibe für hochwertige Keramik lernten sie erst Jahrhunderte nach den Kelten kennen.

Auch die Sprachen der beiden Völker entwickelten sich unterschiedlich. Denn bei den Germanen – und nur bei ihnen – kam es allmählich zu einem Austausch einiger Konsonanten

und damit zu einer Veränderung der Aussprache: So wurde etwa aus dem „b“ im keltischen *aball* das „p“ im deutschen *Apfel* oder im englischen *apple*.

Mit dieser Lautverschiebung entwickelte sich ab etwa 500 v. Chr. aus der indoeuropäischen Sprache, die sowohl die Kelten als auch ihre nördlichen Nachbarn gesprochen hatten, das Urgermanische – für mehrere Jahrhunderte die Sprache aller Germanen und eine ihrer wenigen Gemeinsamkeiten.

Eine weitere war ihre Rastlosigkeit: Immer wieder setzten sich die Germanen in Bewegung. Sie suchten neues Ackerland, flüchteten vor ihren Feinden oder Naturkatastrophen. Oder gingen als Krieger eines Häuptlings auf Raubzug: Versprach das Unternehmen reiche Beute, schlossen sich weitere Kämpfer an, die schon bald die Traditionen und Bräuche der ursprünglichen Wanderer übernahmen und deren Anführer – wenn er erfolgreich war – zum König wählten.

So entstanden spätestens bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. die germanischen Stämme, etwa die Sueben, von denen der römische Feldherr Gaius Julius Caesar berichtet, sie seien mit 120000 Mann in Gallien eingefallen. Oder die Kimbernen, denen sich um 120 v. Chr. auf ihrem Weg in den Süden Hunderttausende beigesellten, darunter Teutonen, Ambronien und Kelten, die zum Teil unterschiedliche Sprachen hatten und verschiedene Götter anbeteten.

Als sie sich zu jener Zeit in Jütland aufmachten, waren die Kimbernen nur ein loser Zusammenschluss verzweifelter Menschen auf der Suche nach Land – 15 Jahre später jedoch, als sie im gallischen Arausio zwei römische Heere vernichteten, hatten sie sich zu einem mächtigen Stammesverband entwickelt. Mit einer Logistik, die die Versorgung eines riesigen Trecks sicherte. Mit einer schlagkräftigen Armee.

Und mit einem fähigen Feldherrn und König, dem ersten Germanen der Geschichte, dessen Name bekannt ist: Boiorix.

NACH DER KATASTROPHE VON ARAUSIO am 6. Oktober 105 v. Chr. bricht in Rom Panik aus. 80000 gefallene Soldaten lassen sich kaum schnell ersetzen; der Weg an den Tiber ist für die Barbaren frei.

Doch aus einem bis heute unbekannten Grund zögern Kimbernen und Teutonen, in das Kernland des Feindes vorzustoßen. Überschätzen sie die noch verbliebene militärische Stärke des Imperiums? Befürchten sie, dass ihre Mittel nicht ausreichen, um die vielen gut befestigten Städte Italiens zu belagern?

Vielleicht wollen sich die anderen Stämme auch nicht mehr dem Kommando des Boiorix fügen – niemand weiß es. Sicher ist: Die Germanen lassen die Chance verstreichen; der Treck teilt sich, die Kimbernen ziehen über die Pyrenäen auf die Iberische Halbinsel, die Teutonen nach Nordgallien.

Noch einmal haben die Römer unverhofft Zeit gewonnen – und nutzen sie diesmal: Die Volksversammlung wählt den 52-jährigen, erfahrenen Truppenführer Gaius Marius zum

Konsul. Der neue höchste Beamte und Oberbefehlshaber reformiert binnen kurzer Zeit die Kampftaktik der Armee sowie die Ausbildung der Legionäre und ersetzt das römische Volksheer durch ein 35000 Mann starkes, bestens trainiertes Berufsheer.

Im Jahr 102 v. Chr. marschiert Marius gegen die barbarischen Feinde, die sich jetzt doch entschlossen haben, in zwei mächtige Kolonnen aufgeteilt, Italien anzugreifen – wahrscheinlich, weil sie in Spanien und später bei den Belgern an der Rheinmündung auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen sind.

Bei Aquae Sextiae in der Provence treffen die Römer zunächst auf die Teutonen. Und diesmal ist alles anders. Die gedrillten und straff geführten Legionen schlagen das feindliche Heer und dessen Verbündete in einer zweitägigen Schlacht vernichtet. Wer nicht fällt oder Selbstmord begeht, gerät in Gefangenschaft.

Teutobod, der Anführer der Besiegten, wird später wie eine Trophäe auf dem Triumphzug des Marius mitgeführt und anschließend im Kerker unter dem Kapitol erdrosselt.

Doch die Bedrohung des Imperiums ist noch nicht abgewendet, denn die Kimbernen haben unterdessen die Alpen am Brenner überquert und sind nach Oberitalien vorgedrungen. Marius, der bereits Rom erreicht hatte, eilt ihnen entgegen. Am 30. Juli 101 v. Chr. beginnt in Vercellae, südwestlich des heutigen Mailand, das letzte Gefecht im ersten Kampf zwischen Germanen und Römern. Es ist ein Massaker.

Durch die ungewohnte italienische Sommerhitze geschwächt, werden die kimbrischen Krieger zu Zehntausenden niedergeschlagen, unter ihnen König Boiorix.

Auf jene Germanen, die den Schwertern der Legionäre entkommen und somit ihre Ehre als Krieger verwirkt haben, warten in ihrer Wagenburg die Frauen des Stammes; sie töten die fliehenden Kämpfer, dann ihre Kinder und anschließend sich selbst: aus Angst, von den Siegern versklavt zu werden.

Der lange Treck der Kimbernen und Teutonen, der 19 Jahre währt und über mehr als 7000 Kilometer durch halb Europa führt, ist beendet. Doch der Triumph des Marius bedeutet nicht das Ende des Kampfes Römer gegen Germanen.

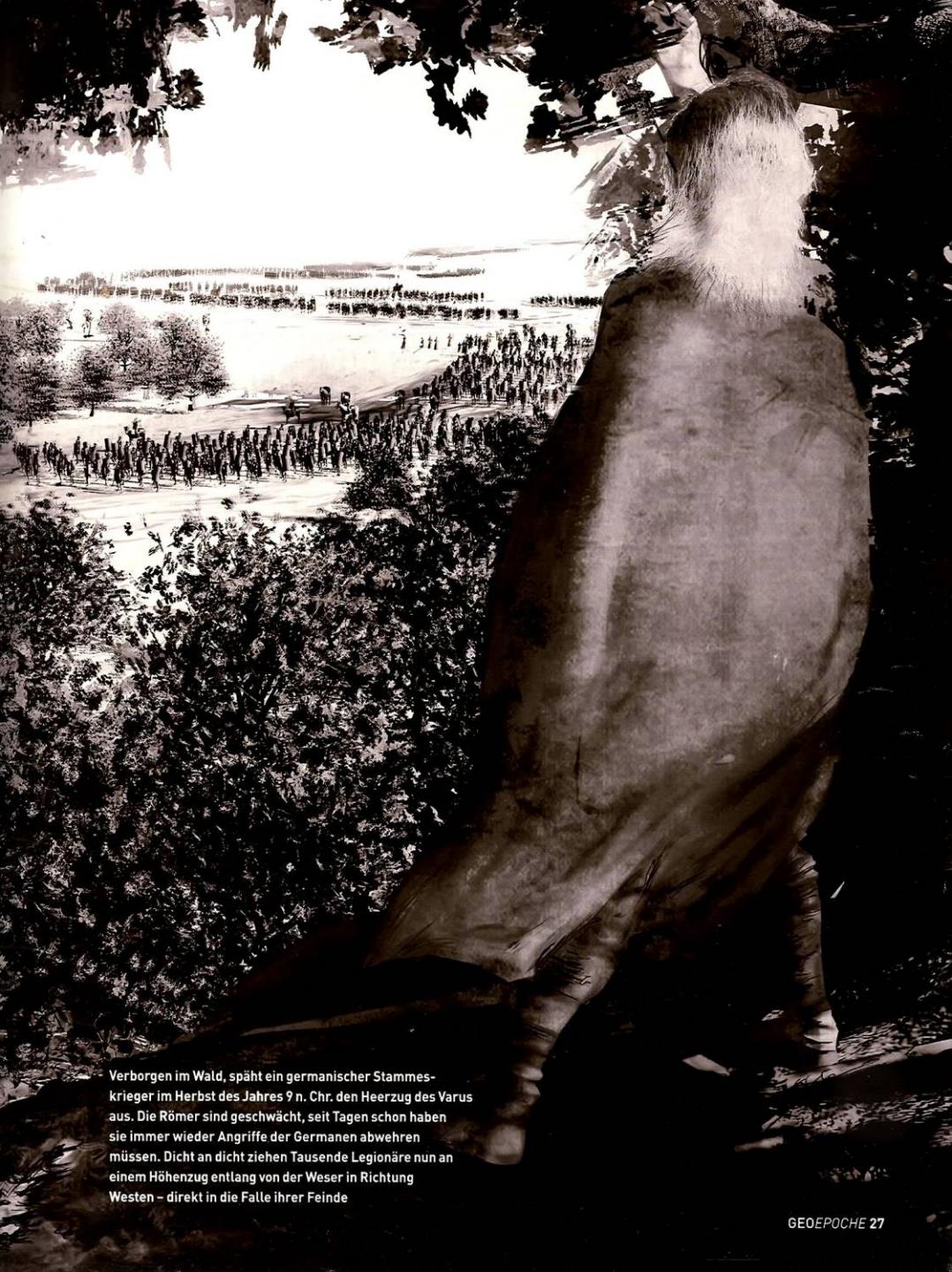
Denn immer wieder werden Legionen gegen Barbarenhorden siegen, jahrhundertelang. Und immer wieder werden sich östlich des Rheins neue Stämme sammeln und gegen das Imperium anstürmen, bis dessen Abwehrkraft nicht mehr ausreicht, um die Angriffswellen zurückzuschlagen.

Bis eines Tages tatsächlich das eintritt, wovor sich die Römer nach der Schlacht von Arausio so gefürchtet haben: Die Germanen überrennen Italien und vernichten jenes Reich, das einst die antike Welt beherrschte. □

MARSCH INS VERDERBEN



Immer weiter dringen die erfahrenen Soldaten des römischen Imperiums um die Zeitenwende in die Germanengebiete östlich des Rheins vor. Viele Stämme müssen sich den Besatzern unter dem Kommando des Provinzstatthalters Publius Quinctilius Varus unterwerfen – bis der Cheruskerfürst Arminius im Jahre 9 n. Chr. heimlich das Signal zum Aufstand gibt



Verborgen im Wald, späht ein germanischer Stammeskrieger im Herbst des Jahres 9 n. Chr. den Heerzug des Varus aus. Die Römer sind geschwächt, seit Tagen schon haben sie immer wieder Angriffe der Germanen abwehren müssen. Dicht an dicht ziehen Tausende Legionäre nun an einem Höhenzug entlang von der Weser in Richtung Westen – direkt in die Falle ihrer Feinde

Ein gewaltiger, mehrere Kilometer langer Heerzug schiebt sich an diesem Frühsommertag des Jahres 9 n. Chr. über die sorgfältig planierte, gut 30 Meter breite und von Gräben eingefasste Römerstraße den Fluss Lippe entlang nach Osten. An der Spitze: Krieger auf Pferden, die nach römischer Art mit Wurfspießen und Schilden bewaffnet sind, mit Schwertern und Dolchen. Ihre Helme glänzen in der Sonne.

Nur an der Sprache erkennen die Menschen, die aus den Dörfern am Wegesrand herbeigelaufen sind, dass die Reiter Germanen sind. Darunter Männer vom Stamm der Cherusker, als Hilfsruppen in römischen Diensten.

Hinter den Reitern marschieren jeweils zu sechst in einer Reihe, die etwa 10000 Soldaten der 17., 18. und 19. römischen Legion: Elitetruppen, seit Jahren vertraut mit den Ländern des Nordens und stolz

Vogel Jupiters ist aus Gold gearbeitet, in seinen Krallen hält er vernichtende Blitze. Der Adler ist die Seele der Legion, die Soldaten verehnen ihn. Ein Verlust wäre die größte denkbare Schande.

Inmitten der Legionäre reitet, umringt von seiner Leibgarde, Publius Quintilius Varus, Statthalter der Provinz und Kommandeur der Rheinarmee. Der kräftige Offizier von Mitte 50 ist schon von Weitem an seinem kostbaren, dem Brustkorb genau nachgebildeten Muskelpanzer zu erkennen, an seinem prachtvoll gearbeiteten Helm und an seinem purpurnen Mantel – allesamt Insignien dessenjenigen Mannes, der Roms Macht zwischen Alpen und Nordsee verkörpert.

Vor Varus schreiten dessen zwölf Amtsdiener. Als Zeichen seiner strafenden Weisheit über Leben und Tod tragen sie Rutenbündel, in die ein Richtbeil eingebunden ist.

Größer als sonst bei Feldzügen üblich ist der Tross der Armee: Hunderte zweier und vierrädriger Karren, gezogen von Maultieren, sowie eine große Menge weiterer Lasttiere folgen den Legionen.

Viel Gepäck muss mitgeführt werden: Reservekleider und Ersatzwaffen, Koch-



Der mutmaßliche Ort der Varusschlacht liegt bei Kalkriese im Osnabrücker Land*

Rom in den vorangegangenen Jahrzehnten Stück für Stück erobert hat. Und dazu sind Pracht und Luxus die besten Mittel.

Deshalb führen die Trossknechte für Gastmäher und Treffen große Zelte mit. Sowie Liegesofas, Sessel, Teppiche, Tische, Mischkrüge und Becher, kostbares Geschirr und fein geschliffene Gläser.

Auch haben die Römer Dutzende Amphoren dabei, gefüllt mit ausgesuchten Weinen, mit Oliven, Öl, Spargel, Nüssen, Gewürzen und Saucen: alles Lebensmittel zur eigenen Versorgung und zugleich Zutaten für Gerichte, mit denen sie den Germanen die eigene Kochkunst demonstrieren.

LANGE GELINGT ES ROM, DIE STÄMME ZU UNTERDRÜCKEN

darauf, noch nie einen Kampf verloren zu haben. Auf ihren mit Leder überzogenen Schilden ist ein Blitz abgebildet: die Waffe Jupiters, des höchsten Gottes der Römer.

Rüstungen, hergestellt aus je 30000 vernieteten Eisenringen, schützen die Körper bis zum Knie wie eine zweite Haut. Die eisernen Helme, mit Wangen- und Nackenschutz, durchschlägt kein Pfeil. Über den Schultern tragen die Legionäre ihren Wurfspieß, an der Seite das kurze Schwert. Ihre Kommandeure sind am roten Offiziersmantel zu erkennen.

Jeder Legion wird auf langer Stange ihr Adler vorangetragen. Ein ausgesetzter tapferer Soldat, dessen Kopf und Schultern mit dem Fell eines Wolfes bedeckt sind, reckt das Feldzeichen empor: Der

utensilien und Getreidemühlen, Äxte zum Ausbessern der Wege. Pfeilschütze und vorgefertigte Holzpalisaden für die Lagerbefestigung.

Aber auch Weizen und Speck für die Abarten und Futter für Pferde und Zugtiere: Germanien ist ein armes Land und kann eine so gewaltige Masse von Menschen und Tieren nicht ernähren.

Zudem ist Varus der Repräsentant des Imperiums. Er muss jene germanischen Fürsten beeindrucken, deren Territorien

ren wollen. Zudem tragen die Maultiere Behälter mit Rüstungen und prunkvollen Waffen, mit Schmuck und edler Keramik: Geschenke für die Stammesführer.

Der Tross ist gefährlich schwer beladen, aber Varus hat sich ja auch nicht auf einen Feldzug gemacht, sondern auf eine Inspektionsreise durch die nördlichste Provinz des Imperium Romanum. Und da sein Ziel die Weser ist, wird er dort bei Freunden sein. Bei den Cherusken.

Gleichwohl verfolgt er auch eine strategische Absicht: Er will Stärke zeigen.

Denn vermutlich fürchtet er, dass Marbod – einer der letzten unabhängigen Germanenherrscher – von Osten aus die von den Römern unterworfenen Gebiete attackieren könnte.

* Ort und genauer Verlauf der Varusschlacht werden von Forschern seit Jahrzehnten heftig diskutiert, da sich weder die Angaben antiker Autoren noch archäologische Funde eindeutig interpretieren lassen. Zahlreiche Theorien stehen sich gegenüber. GEOEPOCHE-Autor Ralf-Peter Märtin hat alle Schriftquellen und Relejite jener Zeit ausgewertet: so schließt er Lücken in der Überlieferung durch Indizien. Märtin identifiziert eine Senke in Kalkriese bei Osnabrück als Schlachtfeld – eine These, die führende Wissenschaftler ebenfalls vertreten (siehe Seite 46).



Nach etwa zehn Tagesmärschen befiehlt Varus seinen Männern, ein Lager zu errichten. Sie stehen jetzt kurz vor oder direkt an der Weser. Binnen Kurzem erbauen die Krieger eine Stadt, größer als jede germanische Siedlung östlich des Rheins.

Denn obwohl die drei Legionen nicht in voller Kampfstärke angetreten sind – einige Einheiten sind am Rhein zurückgeblieben oder wurden zur Sicherung von Straßen in andere Gegenden Germaniens kommandiert –, ist dies eine gewaltige Menschenmenge in einem Land, dessen Dörfer kaum mehr als 200 Einwohner haben.

Das Schauspiel der Macht wirkt: Marbods Männer wagen sich nicht vor, kein Scharmwitzel stört das Leben in der Lagerstadt.

Mehrere Monate lang spricht Varus von hier aus Recht, vermittelt zwischen den umliegenden Stämmen, ehrt besonders romtreue Stammesfürsten mit Einladungen. Und er zieht Abgaben ein: wahrscheinlich Pelze und Tierhäute, vielleicht auch Vieh und Getreide.

Schließlich, im September, befiehlt der Statthalter Roms, die Zelte wieder abzubrechen. Ehe der Herbst einsetzt, will er zurück sein in den Winterquartieren der Legionen am Rhein.

Auch fast alle germanischen Hilfsstruppen schickt er zurück in ihre Heimat. Hunderte Cherusker verlassen mit ihren Waffen das Lager und reiten in ihre Dörfer. Ihr Anführer aber bleibt zurück: ein Fürst namens Arminius.

Die römischen Soldaten sind noch mit den Vorbereitungen für den Abmarsch beschäftigt, als sich Arminius bei Varus melden lässt: Etwas weiter nordwestlich, nicht allzu weit vom Lager entfernt, hätten sich mehrere kleinere Stämme gegen Rom erhoben.

Arminius schlägt dem Statthalter vor, die Rebellion auf dem Rückmarsch zum

Helme und Kettenhemden schützen die Legionäre. Eiserne Gesichtsmasken sind den Offizieren vorbehalten – wie jene, die als berühmtes Relikt der Varusschlacht gilt: Mit Silberblech überzogen, war sie Teil eines Reiterhelms

Rhein niederzuwerfen, wobei schon das Erscheinen der schwer bewaffneten Legionen den Sieg garantieren dürfte.

Kein Risiko also.

Stimmt Varus dem Plan zu – oder zögert er? Die Historiker wissen es nicht. Eigentlich will er auf jener Route zurückmarschieren, die er im Frühsommer genommen hat: auf der römischen Heerstraße entlang der Lippe, der kürzesten Trasse zum Rhein (siehe Karte Seite 39).

Zudem liegen an den Ufern des Flusses mehrere große Militärtützpunkte, die mit Gräben, Wällen und Palisade umfriedet sind und in denen auch im Winter Truppen Dienst machen.

Zöge er stattdessen in das von Arminius beschriebene, schlecht zugängliche Rebellengebiet, wäre das Risiko groß, mit seiner Armee bei schlechtem Wetter im Schlamm stecken zu bleiben.

Wahrscheinlich wägt Varus ab. Einerseits gebietet es ihm die Pflicht, einzugreifen. Andererseits ist er für das Heer verantwortlich. Ohne die cheruskischen

Reiter, deren Aufgabe es ist, Rebellen aufzuspüren und die Flanken der Legionen zu sichern, will er sicher nicht aufbrechen.

Doch Arminius, seit einem halben Jahrzehnt in römischen Diensten und als Offizier bewährt, redet ihm die Bedenken aus. Er schlägt eine Route vor, die Roms Legionäre von ihren Zügen durch das Germanenland bereits kennen: eine alte Handelsverbindung. Sie führt von der Weser am nördlichen Rand des Wiehengebirges entlang in die Gegend um das heutige Osnabrück und dann an den Niederrhein.

Zudem versichert Arminius seinem Befehlshaber, dass er die bereits von dannen gezogenen cheruskischen Reiter ohne Probleme wieder zusammenrufen könne: Noch ehe Varus das Gebiet der Rebellen erreiche, werde er mit seinen Männern wieder dazustoßen.

Der Römer willigt ein.

Am Abend gibt Varus ein Abschiedsmahl. Geladen sind einheimische Fürsten, die er zuvor reich beschenkt hat. Ein letztes Mal beeindruckt Varus sie mit den Genüssen seiner Tafel. Lässt den Germanen im taghell erleuchteten Speisesaal Köstlichkeiten der Mittelmeerküche vorsetzen: lukanische Würstchen, gefülltes Huhn, Linsen mit Muscheln.

Einer der Gäste, der Cheruskerfürst Segestes, nimmt den Statthalter plötzlich beiseite. Unter vier Augen berichtet er ihm von einer Verschwörung: Arminius plane, das römische Heer zu vernichten. Es gebe gar keine Rebellion in Germanien; vielmehr hätten die von Arminius angeführten Hilfsstruppen beschlossen, abtrünnig zu werden.

Auf keinen Fall, warnt Segestes, dürfe Varus den Cheruskerfürsten abreisen lassen. Noch am Abend müsse er Arminius und die anderen Stammesführer gefangen nehmen und verhören, auch ihn selbst, damit kein Verdacht auf ihn falle.

Varus kann nicht glauben, was ihm Segestes, ein Parteigänger Roms, er-



Mit Lanzen und Speeren bewaffnete Germanen verfolgen den Marsch der Legionen in einen Engpass zwischen Moor und Gebirge. Schließlich attackieren sie die Römer aus dem Schutz des Waldes mit ihren Waffen – und ziehen sich dann schnell wieder zurück



zählt. Eine Verschwörung gegen ihn, gegen Rom? Arminius – ein Verräter?

Der 25-jährige Cherusker hat sich wie kein anderer Germane auf Feldzügen des Imperiums ausgezeichnet. Er hat nicht nur wie Segestes das römische Bürgerrecht, sondern ist von Kaiser Augustus sogar zum Ritter erklärt worden; dem zweithöchsten gesellschaftlichen Stand des 50-Millionen-Reiches gehören gerade einmal 20 000 Menschen an.

Varus vermutet eine Intrige. Er hat als Statthalter schon viele Jahre Provinzen verwaltet und kennt den Drang von Unterworfenen, sich die Gunst der neuen Herren zu verdienen. Vielleicht weiß er auch um das schlechte Verhältnis zwischen den beiden cheruskischen Fürsten: Arminius will Thusnelda heiraten, die Tochter des Segestes, doch der Vater versucht das um jeden Preis zu verhindern. Er hat Thusnelda einem anderen versprochen.

Soll Varus jetzt einem bloßen Verdacht nachgeben und einen seiner wichtigsten Kommandeure festnehmen lassen? Ist Arminius nicht das beste Beispiel dafür, was aus einem Barbaren werden kann, wenn er sich für Rom entscheidet?

Und würde er nicht alles infrage stellen, was Rom im Kampf um Germanien erreicht hat?

Er weist Segestes zurück.

Sein mehr als einem Jahrzehnt schon treibt das Reich die Unterwerfung des Landes westlich und östlich des Rheins voran. Die Römer bauen Straßen, legen Bohlenwege durch Sumpfe, gründen Städte und halten Märkte ab, auf denen sie mit den Germanen handeln.

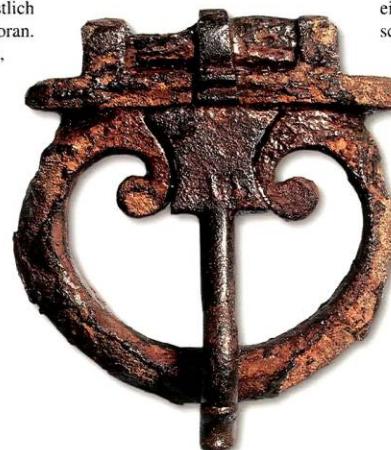
Pachtgesellschaften aus Italien und Spanien erschließen die Bodenschätze Germaniens: Blei im Sieger- und Sauerland, Eisen an der Lahn. Roms Abgesandte handeln ohne Gefahr für Leib und Börse, denn die Okkupationsmacht hat überall im Land Wachposten.

Dabei hatten Roms Herrscher anfangs gar nicht vor, in die germanischen Wälder vorzudringen. Zwischen 58 und 51 v. Chr. erobern die Legionäre des Gaius Julius Caesar die Region Gallien, ein Siedlungsgebiet der Kelten (das heutige Frankreich, Belgien und die Westschweiz) und schieben die Reichsgrenze bis an den Rhein vor. Caesar erklärt den Fluss zur natürlichen Grenze zwischen Barbarenland und Imperium, Wildnis und Zivilisation.

Denn anders als das reiche Gallien, in dem etliche Städte blühen, bilden die Gebiete östlich des Rheins „einen traurigen Anblick“, wie der römische Chronist Tacitus später notiert. Sie seien voller „schauderiger Wälder, grässlicher Sumpfe“ und rauer Gebirge, die Rinder unansehnlich, die Pferde weder schnell noch schön. Bodenschätze wie Gold und Silber gebe es wohl auch nicht. Kurz: Das Land sei in jeder Beziehung „hässlich“.

Tatsächlich leben die meisten Germanen auf Gehöften inmitten ihrer Äcker oder in Dörfern, die oft nicht mehr als zehn, selten bis zu 30 Häuser umfassen. Und während die Römer in Gallien gut ausgebauten Straßen und Flusswege vor-

Viele germanische Stämme schließen sich Arminius an. Die Krieger lockt auch die Aussicht auf Beute: Waffen, Kleidung, Ausrüstung (hier eine bronzenen Gürtelschnalle, die Archäologen auf dem mutmaßlichen Schlachtfeld fanden)



gefunden haben, gibt es östlich des Rheins nur wenige überregionale Handelswege, die den Ansprüchen der Römer genügen.

Die germanischen Stämme haben meist weder Fürsten noch Könige. Stattdessen streiten die adeligen Familien eines Stammes ständig um die Macht.

Anführer scharen Gefolgschaften um sich. Doch ehrgeizige Krieger schließen sich nur jenen Fürsten an, unter deren Befehl sie Ruhm, Ehre und reiche Beute erwarten – gleich welchem Clan die Fürsten angehören.

Und so überqueren immer wieder Kriegergruppen aus mehreren Stämmen den Rhein, um in Gallien all das zu räumen, was daheim fehlt: Gold und Silber, Ringe, Ketten, Armbänder, Wein, bessere Lanzen und Schwerter, keltische und römische Pferde.

Rom schenkt den gelegentlichen Plünderungszügen der Germanen zunächst kaum Beachtung – Kaiser Augustus führt in anderen Ländern Kriege. Seine Soldaten erobern Nordspanien, Illyrien (das heutige Kroatien, Slowenien und Serbien), die Alpentäler und die Pässe vom Brenner bis zum Großen St. Bernhard. Bei diesen Feldzügen zeichnen sich die Stiefsöhne des Augustus aus: Tiberius und Drusus. Und Varus, der Kommandeur der 19. Legion.

Im Jahr 16 v. Chr. aber provozieren einige Germanenhorde den Kaiser mit einem Angriff auf Gallien: Die Krieger schlagen eine Legion in die Flucht und

rauben das Feldzeichen der Soldaten, den goldenen Adler. Und was besonders schwer wiegt: Kommandeur der Truppe ist Marcus Lollius Paulinus, ein Vertrauter des Augustus.

Ungünstiger hätte der Zeitpunkt für eine solche Niederlage nicht sein können. Ein Jahr zuvor hat der Kaiser bei einem pomposen Fest in Rom ein neues, goldenes Zeitalter verkündet und allen Einwohnern Frieden und Schutz vor äußeren Feinden versprochen.

Augustus bleibt keine Wahl: Will er sein Ansehen retten, muss er die Rebellen unterwerfen.

Zuerst lässt er entlang dem Rhein Stützpunkte errichten, in denen bis zu 15000 Soldaten Dienst tun: Städte wie Noviomagus (Nimwegen) und Castra Vetera (Xanten), Novaesium (Neuss), Mogontiacum (Mainz) und wohl auch Bonna (Bonn).

Die Legionäre dieser Garnisonen kontrollieren – verstärkt durch Augustus' Rheinflotte – die nach Germanien führenden Nebenflüsse des Rheins wie etwa den Main sowie bedeutende Handels- und Heerstraßen; die Stützpunkte sind zugleich Basislager für Vorstöße nach Germanien.

Zum Befehlshaber an der Rheinfront ernennt Augustus seinen Stieftochter Drusus. Ab 12 v. Chr. dringt der Feldherr mit seinen Legionen bis zur Elbe vor. Beeindruckt von deren Waffenmacht, verbinden sich germanische Stämme wie Bataver, Friesen und Chauken mit den Römern; andere werden unterworfen.

Selbst als sich im Jahr 10 v. Chr. fast alle übrigen Stämme zwischen Rhein und Elbe – Cherusker und Chatten, Sueben und Sugambrer, Marser und Bruker, Usipeter und Tenkerer – zusammenschließen, bleibt Rom siegreich.

9 v. Chr. stirbt Drusus, kaum 30 Jahre alt, durch einen Sturz vom Pferd. Sein Bruder Tiberius übernimmt das Kommando in Germanien und treibt die Unterwerfung weiter voran. Die Sugambrer etwa, die sich der Macht des Imperiums widersetzen, siedelt er auf das westliche Rheinufer in die Nähe von Castra Vetera um, wo sie – unter römischer Kontrolle – dem Reich nicht mehr gefährlich werden können.

Als kein germanischer Krieger es mehr wagt, die Rheingrenze zu überschreiten, zieht Tiberius als Sieger durch Germanien. Stamm um Stamm unterwirft sich nun der Macht Roms: Unbewaffnet ziehen die Germanen vor den Feldherrn, beugen die Knie und stellen die Kinder führender Adeliger als Gei-

seln. Deren Aufenthalt in gallischen oder italischen Städten führt sie zur römischen Kultur: Sie lernen lesen, schreiben, Latein – sowie die Ehrfurcht vor dem Imperium.

Der Kaiser behandelt die Stämme je nachdem, wie sie sich zuvor gegenüber Rom verhalten haben. Von manchen verlangt Augustus hohe, von anderen geringe Abgaben; einigen, die gleich auf die römische Seite übergetreten sind, erlässt er sie ganz.

Bevorzugt behandelt werden die Friese, die Bataver am Niederrhein, die an der Wesermündung lebenden Chauken – und die Cherusker, deren Siedlungen sich am Mittellauf der Weser erstrecken.

Wer sich zum Imperium bekennt, kann mit kostbaren Geschenken, vor allem aber mit politischer Unterstützung innerhalb seines Stammes rechnen.

Führende Adelige und deren Familien erhalten das begehrte römische Bürgerrecht: Sie zahlen fortan weder Kopfnoch Grundsteuer, können bei den römischen Hilfstruppen Karriere machen und jenes Kleidungsstück tragen, das einen Römer vom Nichtrömer unterscheidet: die Toga. Den richtigen Faltenwurf dieses Gewands zu beherrschen, ist schwierig; es anzulegen, bei allen offiziellen Anlässen Pflicht.

Segimer, der angesehenste Fürst der Cherusker, nimmt die Toga entgegen, als er um 8 v. Chr. mit seinem etwa zehnjährigen Sohn Tiberius besucht und von ihm die Rechte eines Römers empfängt. Wie sein Vater nimmt der Junge einen römischen Namen an: Gaius Julius Arminius.

Wie Arminius zuvor hieß, ist nicht überliefert. Ebenso bleibt ungewiss, wo der Fürstensohn die nächsten Jahre verbringt. Begleitet er Tiberius, als der in die Hauptstadt zurückkehrt?

Für die Erfolge in Germanien zeichnet Kaiser Augustus seinen Stieftochter mit dem Konsulat aus, der höchsten Amtsweise, die ein Römer erlangen kann. Zudem gewährt er ihm die Ehre, am 1. Januar des Jahres 7 v. Chr. in einem Triumphzug an der Spitze seiner Truppen in Rom einzuziehen.

Möglich, dass Arminius, der junge Cherusker, in Rom eine jener Fürstenschulen besucht, in der führende Adelige

aus den unterworfenen Ländern – Araber, Parther, Nabatäer, Palmyrener – im römischen Sinne erzogen werden.

Möglich aber auch, dass Arminius erst später vertraut wird mit der römischen Lebensart.

Denn in der Zeit um Christi Geburt tobt im cheruskischen Adel vermutlich ein Kampf um Macht und Einfluss, den die Familie des Arminius verliert: Seine Sippe flüchtet – wohl zu den Römern. Gut möglich, dass der nun 16 Jahre alte Arminius erst hier, im Exil, Latein lernt und eine militärische Ausbildung erhält.

Eines scheint sicher: In seiner Heimat an der Weser setzen sich die Gegner Roms durch. Jedenfalls ist Arminius an der Seite des Tiberius, als der 4 n. Chr. erneut das Kommando in Germanien übernimmt, um in dem von Unruhen erschütterten Gebiet für Frieden zu sorgen.

Nachdem Tiberius in das Land der Cherusker einmarschiert ist und die Feinde des Imperiums vertrieben hat, nimmt Segimer seine Rechte als Stammesfürst wieder wahr.

Und schon bald darauf wird Arminius zum Befehlshaber der cheruskischen Hilfstruppen befördert: Fortan begleitet er Tiberius auf Kriegszügen – und wird ein Bewunderer seines militärischen Genies.

Ebenso tief aber beeindruckt den jungen, ehrgeizigen Cherusker wohl ein germanischer Fürst, der sich der römischen Übermacht entgegenstellt: Marbod, königlicher Herrscher der Markomannen im heutigen Böhmen.

Marbod, fast 20 Jahre älter als Arminius, hat eine Zeit lang in Rom gelebt. Beeindruckt von der politischen und kriegerischen Kunst der Römer, ist es ihm nach seiner Rückkehr als erstem Germanenfürsten gelungen, die mächtigen Adeligen seines Stammes zurückzudrängen und sich zum König seines Volkes zu machen.

Sein Heer umfasst rund 70000 Fußsoldaten und 4000 Reiter – so zumindest berichten es römische Historiker, die allerdings meist übertrieben hohe Zahlen

An der schmalsten Stelle
zwischen Gebirge und Moor
brechen die Germanen am
dritten Kampftag hinter einem
mächtigen Erdwall hervor
und greifen die geschwächte
römische Armee an. Nur
wenige Legionäre können
entkommen





nennen, um die Gegner des Imperiums mächtiger erscheinen zu lassen. Marbod trainiert seine Männer im römischen Formationskampf und erzieht sie zu eiserner Disziplin.

Mit seinem schlagkräftigen Heer weitet er nach und nach seinen Einflussbereich aus, der bald bis an die Ostsee reicht. Obwohl der Germanenherrscher offiziell gute Kontakte zum Imperium unterhält, wird er für Rom gefährlich: Marbod gewährt Rebellen Unterschlupf, die aus den römisch besetzten Gebieten zwischen Rhein und Elbe geflohen sind.

Eine solche Macht kann Augustus an den Grenzen des Imperiums nicht dulden. Im Frühling des Jahres 6 n. Chr. greift sein Feldherr die Markomannen an.

Mit 80 000 Soldaten zieht Tiberius gegen das Reich des Markomannenkönigs. Es soll der Schlussakt werden im bereits 20 Jahre andauernden Kampf um Germanien. Mit Marbods Reich will Tiberius den letzten Widerstand der Barbaren vernichten und für immer Ruhe im Norden garantieren. Doch ein für Rom höchst

Zum ersten Mal erlebt Arminius, der als Befehlshaber der Hilfstruppen die Friedensverhandlungen vermutlich verfolgt hat, die Grenzen römischer Macht.

Und die Völker Pannoniens rebellieren mit unverminderter Härte gegen Rom. Tiberius konzentriert sich jetzt ganz auf den Kampf gegen die Aufständischen, das Kommando über die Rheinarmee legt er nieder.

Möglicherweise schlägt er persönlich seinen Nachfolger vor, einen erfahrenen Politiker und Feldherrn, der mit einer Großnichte des Kaisers verheiratet ist und Tiberius seit Jahrzehnten nahe steht. Varus.

Publius Quintilius Varus hat rasch Karriere gemacht. Bereits in einem öffentlichen Amt bewährt, begleitete er als 25-Jähriger Kaiser Augustus auf einer Reise durch den Orient. Sieben Jahre später, 15 v. Chr., kämpfte er mit Tiberius in den Alpen.

Und gemeinsam mit Tiberius übernahm er kurz darauf auch das höchste römische Amt, die Konsulwürde. Als Statthalter verwaltete er später zwei der

mandieren. Zumal er dort die Offiziere und Soldaten der 19. Legion wiedertreffen wird, die bereits im Alpenkrieg unter ihm gedient haben.

Spätestens im Frühjahr des Jahres 7 n. Chr. übernimmt Varus das Kommando über die Rheinlegionen.

Vom Rhein aus bereitet er Germanien. Legt Abgaben fest, setzt Stammesfürsten ein, bestätigt andere in ihren Ämtern, verteilt Geschenke, schlichtet Streitfälle – folgt also jener Strategie, die Roms Statthalter seit Jahrzehnten in neu unterworfenen Provinzen anwenden.

In Pannonien übt sich Arminius derweil weiter in den Taktiken und Strategien der römischen Streitmacht, denn er kämpft mit Tiberius den dortigen Aufstand nieder. Dabei lernt er Soldaten zu führen in einer Landschaft, die mit ihren Sumpfen und dichten Wäldern seiner Heimat in Germanien gleicht.

Arminius macht rasch Karriere. Ein Legionskommandeur beschreibt ihn als „feurigen Geist, tüchtig im Kampf, rasch und beweglich im Denken“.

STRATEGIE, NICHT AUSRÜSTUNG BRINGT DEN SIEG

gefährlicher Aufruhr der Völker Pannoniens (auf dem Gebiet des heutigen Ungarn und angrenzender Staaten) zwingt die Römer, den Feldzug gegen die Markomannen abzubrechen – und mit Marbod einen Frieden zu schließen, der für den König sehr vorteilhaft ist: Rom bestätigt ihm die Unabhängigkeit seines Reiches.

Vor allem aber ist es für Tiberius, den Feldherrn der Weltmacht Rom, demütigend, dass er mit Marbod, dem Barbarenherrscher, auf Augenhöhe verhandeln muss. So etwas ist seit Menschengedenken nicht vorgekommen.

„Von zwölf Legionen unter der Führung des Tiberius angegriffen, habe ich den Ruhm der Germanen unversehrt erhalten“, prahlte Marbod später.

wichtigsten Provinzen des Reiches: zunächst Africa (das heutige Tunesien und Teile Libyens), dessen Getreide die Versorgung der Hauptstadt garantiert; zwei Jahre danach Syrien, das Zentrum der römischen Herrschaft im Orient.

Von dessen Hauptstadt Antiochia aus befehligte Varus das größte Heer des Ostens: An der Grenze waren drei Legionen stationiert, um die Provinz gegen die benachbarte Großmacht der Parther zu schützen.

Zudem überwachte er als Statthalter die Klientelstaaten: von Rom abhängige Länder wie etwa das Königreich Judäa. Hier Frieden zu halten, setzte großes diplomatisches Geschick voraus, aber auch den Willen, im richtigen Moment zu den Waffen zu greifen.

Varus ist also der richtige Mann, die fünf Legionen der Rheinarmee zu kom-

Um 7 n. Chr. müssen seine Leistungen die Vorgesetzten so beeindruckt haben, dass der mittlerweile 23-Jährige mit einem Offiziersrang ausgezeichnet wird. Wohl kein Germane steigt in dieser Zeit im römischen Heer höher auf.

Nachdem endlich der Sieg erfochten ist, beordert Tiberius den größten Teil der Hilfstruppen in ihre Heimat zurück. Spätestens im Frühjahr 9 n. Chr. kehrt Arminius nach Germanien zurück.

Schickt Tiberius ihn mit einem Auftrag in die Heimat? Soll er Varus künftig als Berater dienen? Und ihn warnen, wenn von den Germanen Gefahr droht?

Es muss dem römischen Feldherrn sinnvoll erscheinen, Varus einen Mann zur Seite zu stellen, der sich über Jahre



bewährt hat. Wem Tiberius vertraut, dem kann auch Varus vertrauen.

Die germanischen Stämme, auf die Arminius nach seiner Rückkehr trifft, sind zutiefst gespalten. Einige Sippen haben sich schon seit Langem mit Rom verständigt, andere sehen die Fremdherrschaft nach wie vor mit Argwohn. Viele Einheimische erleben die neue Ordnung als Zumutung, den verordneten Frieden als Bevormundung, als Angriff auf ihre Gebräuche.

Denn Konflikte mit Waffengewalt zu lösen, ist in Germanien weder verpönt noch unehrenhaft. Ohne Stammesfehden, ohne Plünderungszüge können sich Fürsten und Krieger keinen Namen machen. Können keine Gefolgschaft von Kämpfern um sich sammeln – was ja Ruhm und Ansehen der Fürsten ausmacht. Zudem müssen sie Steuern an die römischen Herren zahlen.

Darüber hinaus gilt zwischen Rhein und Elbe neben der traditionellen germanischen Rechtsprechung nun auch das römische Recht, symbolisiert durch das Rutenbündel mit eingestecktem Beil, das die Amtsdienner Varus vorausbringen. Der Statthalter kann sogar die Todesstrafe verhängen – für Menschen, die dieses Recht nicht einmal ihren Anführern zugestehen, eine Anmaßung.

Voller Argwohn beobachten die meisten Germanen vermutlich auch die neuen, stetig wachsenden Militäristäder zwischen Rhein und Elbe. Arminius hat in Pannonien noch weitaus größere römische Siedlungen kennengelernt, die von ihren Bewohnern stolz „Rom in der Fremde“ genannt werden.

In den Städten leben vor allem ehemalige Legionäre. In Pannonien haben diese Veteranen schnell Felder, Weiden und Arbeitskräfte zusammengerafft: Plötzlich waren die eben noch freien Bauern nurmehr Pächter oder Knechte.

Für die Römer sind die Städte der Schlüssel zur Zivilisierung der Barbaren. Denn dort, so formuliert es der römische Feldherr Gnaeus Julius Agri-

Neben den Legionären gehörten auch Trossknechte, Sklaven und Händler zum Heereszug – sowie Sanitäter und Ärzte, zu deren Ausrüstung Knochenheber, Skalpelle und Scheren zählen

cola, „gewöhnen sich die zerstreut lebenden und rohen und deshalb zum Krieg neigenden Menschen durch Wohlleben an Ruhe und Muße“.

Segestes, der Gegner des Arminius, plädiert dafür, sich Roms Willen zu unterwerfen. Und Arminius' Bruder Flavus steigt in die Offiziersränge der Legion auf.

Aber viele Germanen wollen nicht in die Städte ziehen, sondern ihre eigene Lebensweise beibehalten. Und so rebellieren die Krieger bald gegen die Fremdherrschaft, weil „sie schon längst über die mit Rost bedeckten Schwerter und untertigen Pferde traurig waren“, wie der römische Historiker Florus schreibt.

Und ausgerechnet Arminius, durch seine Vergangenheit und Karriere dazu prädestiniert, sich den Parteigängern Roms anzuschließen, der größte Gewinner der Umbrüche in Germanien, der Mann, den Augustus vor allen anderen Fürsten ausgezeichnet hat, schlägt sich auf die Seite der Gegner Roms.

Weshalb?

Vielleicht spürt der Cherusker, dass er, trotz Ritterrang und militärischem Kommando, für viele Römer immer ein verachtenswerter „Barbar“ bleiben wird. Vielleicht erobert ihn der Dünkel der Legionäre, die als römische Bürger auf die Soldaten der Hilfstruppen herabschauen – obwohl die germanischen Reiter

stets in vorderster Front eingesetzt werden, bei Kämpfen hohe Verluste erleiden und berühmt sind für ihre Tapferkeit.

Möglicherweise ärgert sich Arminius darüber, dass ihn Varus nicht unterstützt, als er im Machtkampf gegen Segestes zum mächtigsten Fürsten der Cherusker aufsteigen will.

Oder will er gar König werden? Ganz sicher ist Arminius bewusst, dass das

Imperium stets Gehorsam verlangen wird. Niemals könnte er als Herrscher so unabhängig sein wie der Markomannenfürst Marbod.

Gleich diesem will vielleicht auch Arminius ein eigenes Reich. Und das wird er niemals mit Rom erringen – sondern nur gegen Rom.

Was auch immer den Umschwung bewirkt in den Monaten zwischen dem Ende des Jahres 8 n. Chr. und dem Herbst des Jahres 9: Arminius kündigt Rom innerlich die Gefolgschaft auf.

Dabei aber geht er raffinierter vor als alle, die sich vor ihm gegen die Römer aufgelehnt haben. Statt offen den Aufstand auszurufen und damit den Legionen Gelegenheit zu geben, sich vorzubereiten, plant der Cherusker kühl den Verrat und weicht nur jene ein, auf die er sich verlassen kann und die sich dem Heer des Varus unverdächtig nähern können: die germanischen Hilfstruppen.

Nichts dringt über seine Pläne nach außen. Und deshalb schenkt Varus der Warnung des Segestes im September des Jahres 9 keinen Glauben.

Der römische Heereszug, der am Morgen darauf in Richtung Rhein aufbricht, ist mehr als zehn Kilometer lang. Hinter jeder Legion rumpeln ihre Gepäckwagen und treiben Knechte die Maultiere voran. Beim Tross laufen auch die Händler und Sklaven mit. Einige Einheiten der Hilfstruppen, die ebenfalls am Rhein ihre La-

ger haben, marschieren an der Spitze, darunter eine Abteilung Bogenschützen, die über die Feuchtigkeit in Germanien klagt, da die ihre aus mehreren Schichten Holz verleimten Bogen unbrauchbar mache.

Nach freundlichem Abschied ist Arminius aufgebrochen, um angeblich so bald wie möglich mit seinen zurückgerufenen cheruskischen Hilfstruppen zu Varus zu stoßen. Da sich der Statthalter im Gebiet befriedeter Stämme glaubt, lässt er seine Legionen ohne Flankensicherung marschieren.

Wie ihm Arminius am Abschiedsabend geraten hat, schlägt Varus jene Route ein, die ihn von der Weser am Rand des Wiehengebirges entlang nach Westen führt. Ein Karrenweg mit mehreren parallel laufenden Spuren, je nach Gelände mal breiter, mal schmäler. Der Weg verläuft ohne größere Steigungen – eben deshalb wird er seit Urzeiten als leicht zu begehende Trasse genutzt.

Heide, Äcker, Weiden wechseln ab mit waldigen Abschnitten. Meist sind es Eichen oder Buchen, unter deren dichten Kronen kaum Unterholz wächst. In den Bachlätern dagegen, in denen bei Bedarf von den römischen Pionieren Bohlen verlegt werden, um den Marsch des Heeres nicht stocken zu lassen, ist die Vegetation aus Erlen, Birken und Weiden abseits der Strecke fast undurchdringlich.

Arminius muss nicht weit reiten, um die Cherusker zu sammeln – sie warten bereits auf seinen Einsatzbefehl. In den Wäldern verborgene Späher beobachten das Varusheer und berichten ihm über dessen Vormarsch. Der Cherusker kennt sowohl die Route als auch die feindlichen Truppen. Da macht es wenig aus, dass er höchstwahrscheinlich zunächst nicht mehr Männer aufbieten kann als die Römer. Wo immer er den Zug der Zehntausend angreifen lässt, wird er taktisch überlegen sein.

Dann gibt er das Signal zum Angriff.

Die Reiter, die wahrscheinlich schon am ersten Marschtag den Legionären entgegengekloppten, erschrecken die Römer zunächst nicht. An den Helmen und Waffen erkennen sie ihre germanischen Hilfstruppen: Die von Arminius versprochene Hilfe trifft ein.

Doch weshalb formieren sich die Männer plötzlich und heben die gut zwei Meter langen Lanzen? Aus kurzer Entfernung fliegen die tödlichen Geschosse gegen die völlig überraschten Römer. Legionäre brechen zusammen, Zugtiere werden getroffen, Wagen stürzen um, Sklaven und Trossknechte suchen vermutlich Deckung hinter Bäumen.

Den Römern stehen nicht wie sonst Stammeskrieger gegenüber, die mit nackter Brust, ohne Helm und Rüstung in die Schlacht ziehen, keine Bauern, die Speere schleudern – sondern Berufssoldaten, ebenso gut bewaffnet wie sie, im römischen Kampf erfahren, diszipliniert.

Die Legionäre trifft der Angriff vollkommen unvorbereitet – ihre Schilder liegen wahrscheinlich auf den Trosswagen und können so rasch nicht herbeigeschafft werden. Nur die Helme, die jeder vor die Brust geschnallt trägt, sind rasch aufgesetzt und schützen den Kopf.

Da viele Rebellen zuvor als Hilfstruppen im Varusheer gedient haben, kämpfen sie häufig mit den gleichen Waffen wie ihr Feind: Diese später entdeckten Lanzen- und Geschosspitzen könnten Römer wie Germanen eingesetzt haben



Die antiken Historiker berichten nur in knappen Worten über diesen unerhörten Angriff. Doch sehr wahrscheinlich bricht unter den Römern jetzt Panik aus. Die Zenturionen werden aber sicher bald die Abwehr organisiert haben.

Vermutlich prügeln sie mit Rebstöcken, den Zeichen ihres Ranges, auf die Soldaten ein, um Disziplin und Gehorsam zu erzwingen: die Stärken der römischen Armee.

Gruppe für Gruppe formiert sich, bildet Gefechtslinien an den Flanken des Trosses, legt die Verwundeten auf die Wagen und schützt sich mit den endlich herangeschafften Schilden. Diese rechteckigen Panzer – 1,30 Meter hoch, sechs Kilo schwer, aus mehreren verleimten Holzschichten, Leder und einem Metallbuckel hergestellt – bilden eine Mauer der Abwehr, die erst einmal hält.

Irgendwann an diesem Tag ziehen sich die Germanen zurück: vermutlich, weil sie den Nahkampf gegen die Römer scheuen. Bald darauf gelingt es den römischen Truppen, ein Lager aufzuschlagen, ungefähr 20 Kilometer westlich der Weser. Es sei für drei Legionen angelegt gewesen, berichtet Tacitus, mithin könnten die Verluste an diesem Tag nicht allzu groß gewesen sein.

Das Marschlager für die Nacht wird strikt nach Vorschrift errichtet: ein drei Meter tiefer Graben, dessen Aushub den Wall bildet, darauf werden die auf den Maultieren mitgeführten zwei Meter hohen Palisaden gesteckt. Den raschen und präzisen Bau üben die Legionäre im Frieden. Errichtet man ein Lager im Krieg, sichern mehrere Einheiten das Terrain, damit die anderen in Ruhe arbeiten können.

Arminius kennt den Ablauf – und spart sich einen Angriff, der doch nichts ausrichten würde.

Während auf den Wällen die Wachen aufziehen, die Verwundeten versorgt werden und die Kochfeuer aufflammen, versammelt sich im Zelt des Statthalters der Kriegsrat, dem neben Varus die



Über eine gut ausgebaute Römerstraße entlang der Lippe ziehen die Legionen des Varus im Frühsommer 9 n. Chr. vom Rhein an die Weser; für den Rückmarsch im September wählt der Feldherr einen gen Westen verlaufenden Weg, der am Wiehengebirge entlangführt. Die Rekonstruktion dieser Routen basiert auf der Kenntnis antiker Römerlager und -straßen sowie eines Wegenetzes, das vermutlich schon Germanen genutzt haben

höheren Offiziere angehören. Die Autorität des Kommandanten ist erschüttert. Er hat sein Vertrauen einem Verräter geschenkt. Heftig streiten die Männer über die jetzt einzuschlagende Taktik.

Einige Offiziere plädieren wahrscheinlich dafür, im Lager zu bleiben und dieses weiter zur Verteidigung auszubauen. Doch groß ist die Gefahr, dass die Aufständischen Verstärkung von benachbarten Stämmen bekommen könnten und dass aus der Meuterei der Hilfstruppen ein allgemeiner Aufstand wird. Auch hat die Streitmacht zu wenig Proviant dabei, um eine Belagerung zu riskieren.

Also bleibt den Legionären kein anderer Ausweg, als sich zu ihrem Militärlager am Rhein durchzukämpfen.

Häufig schon sind die Römer auf ihren Feldzügen in Germanien in Hinterhalte geraten, doch jedes Mal gelang den Legionen der Gegenschlag, sobald die Feinde den Nahkampf wagten. Was also hat man zu fürchten? Unehrenhaft wäre es, wenn die römische Rheinarmee den Angriff im Lager erwarten würde.

Um den Weitermarsch am nächsten Tag zu beschleunigen, beschließt Varus, alles Überflüssige am Material, Luxusgütern und Waffen verbrennen zu lassen.

Das ist unbestreitbar ein Zeichen der ungebrochenen Kampfmoral – hätten die Römer die wertvollen Güter dem Feind zur Plünderung überlassen, wären sie

vermutlich nicht sofort von den Germanen verfolgt worden und hätten so kostbare Zeit gewonnen.

Kampfbereit verlässt Varus am nächsten Morgen das Lager. Die Legionen nehmen die im Krieg vorgeschriebene Marschordnung ein: Reiter zur Aufklärung an der Spitze, dahinter die beste Legion, um den Weg freizukämpfen, in der Mitte und rechts und links von Soldaten flankiert der Tross, dahinter die übrigen Truppen. Eine Formation, in der sich die Legionen seit Jahrzehnten durch Germanien bewegen.

Und doch erleiden die Römer am jetzt beginnenden zweiten Kampftag „blutige Verluste“ – so zumindest heißt es bei Cassius Dio, jenem römischen Geschichtsschreiber, der am ausführlichsten über die Katastrophe in Germanien berichtet (allerdings erst 200 Jahre später).

Am schwersten trifft es die Legionäre in den Wäldern, wo sie „auf engem Raum zusammengepresst, damit Reiter und Fußvolk gemeinsam dem Feind entgegenstürmen könnten, vielfach aufeinander oder gegen die Bäume stießen“.

Doch nicht der Wald ist fatal für die Römer – sondern die Kampfkunst des Cheruskerfürsten.

Als Begleiter und Beobachter römischer Feldzüge hat Arminius gelernt, die Legionen niemals frontal anzugreifen, eine offene Feldschlacht zu vermeiden.

Seine Taktik besteht darin, die Römer durch einen Geschossbeschuss zu Vorstoßen zu reizen, sie dann ins Leere laufen zu lassen und schließlich in ihrer ungeschützten Flanke anzugreifen.

Sich zu formieren, Schild an Schild zu schließen, kostet Kraft. Den Angriff immer wieder gegen einen Gegner vorzutragen, der einfach wegläuft, sich entzieht – das erschöpft und macht mutlos. Beständig mit Geschossen eingedeckt zu werden, ohne den Feind fassen zu können, zerrt an den Nerven. Alles zusammen zerrüttet die Kampfmoral.

Inzwischen haben die benachbarten Stämme der Cherusker – Brukterer, Marser und Chatten – durch Boten des Arminius von der Not des römischen Heeres erfahren. Die Aussicht auf Beute lässt immer mehr Krieger herbeieilen, die sich Arminius anschließen.

Ein Sieg über drei Legionen würde ungeahnte Reichtümer einbringen: Pferde, Maultiere, unzählige Sklaven, dazu Luxuswaren wie Stoffe, Schmuck, Wein, Glasgefäße, Tafelgeschirr.

Vor allem aber haben es die germanischen Krieger auf Waffen abgesehen. Zehntausend römische Schwerter, dazu Rüstungen und Helme. Sie selbst kämpfen – anders als die von den Römern ausgerüsteten Hilfstruppen des Arminius – meist mit der *frame*, einem oft mit einer eisernen Spitze versehenen Holzspeer.

Nur Adelige und deren Gefolgsmänner besitzen ein Schwert. Im Nahkampf haben aber auch sie kaum eine Chance gegen die römischen Soldaten, da weder Panzer noch Helme ihre Körper schützen. Dafür sind sie flinker als ihre Feinde: Die Legionäre tragen zehn Kilogramm Eisen am Leib.

Immer wieder attackieren die Truppen des Arminius die Legionäre – unterstützt von den leicht bewaffneten germanischen Verbündeten. Am Abend wird die Kraft der Römer gerade noch ausreichen, um ein notdürftiges Lager aufzuschlagen. Mehr als 20 Kilometer weiter nach Westen sind sie nicht gekommen.





Die Germanen richten ihre Gefangenen an Galgen und in Martergruben hin und binden deren Schädel an Bäume - so zumindest berichtet es der römische Geschichtsschreiber Tacitus. Der Feldherr stirbt durch eigene Hand: Varus stürzt sich in sein Schwert

100 Meter ein. Ein Umgehen oder Ausweichen ist unmöglich.

Als die römischen Truppen in den Engpass einschwenken, spielt es schon keine Rolle mehr, was ihre Späher melden, es gibt kein Zurück.

Denn an dieser Stelle, eingewängt zwischen Moor und Berggrücken, würde ein Befehl zur Umkehr die Legionen unweigerlich ins Chaos stürzen. Es existiert keine Alternative: Die geschwächte Armee muss weitermarschieren, muss den Durchbruch erzwingen.

Am dritten Tag peitscht starker Regen. Wind frischt auf, wird im Verlauf des Tages zum Sturm. „Sie konnten sich nicht mehr mit Erfolg ihrer Speere oder der ganz und gar durchnässten Schilde bedienen“, schreibt Cassius Dio.

Doch genügen tatsächlich ein oder zwei Tage mit Dauerregen, um die römischen Waffen unbrauchbar zu machen? Vermag die Armee des Augustus nur bei strahlendem Sonnenschein zu siegen? Nur schwerlich hätte sie so ein Imperium erobert. Und kaum vorstellbar, dass Arminius einen Feldzug plant, dessen Erfolg von Regen und Sturm abhängt.

Verbissen kämpfen sich die römischen Verbände weiter voran. Der Weg führt durch Wälder, dann wieder über offenes Land. Auch die erfahrenen Legionäre im Stab des Kommandeurs verlieren vermutlich immer mehr die Hoffnung.

Überfälle und Hinterhalte hat es auch bei ihren früheren Feldzügen in Germanien gegeben. Aber niemals zuvor haben die Barbaren eine solche Disziplin gezeigt wie unter Arminius. Sie lassen sich

von Legionären gelingt es wahrscheinlich sogar, die Germanen vorübergehend in den Wald abzudringen.

Doch die Rebellen tatsächlich zu schlagen, dazu reicht die Kraft der Römer nicht mehr aus. Sobald sich die Legionäre zurückziehen, greifen die Germanen erneut an.

Und die Überreste des Walls erlauben es ihnen immer noch, die Römer aus der Deckung heraus zu attackieren.

Nach und nach lösen sich nun die Legionen des Varus auf. Die Reiter lassen die Truppe im Stich, manche Krieger, die das Gemetzel im Engpass überlebt haben, weichen nach Süden aus, andere wenden sich nach Nordosten, wo am Rand des Moores eine gangbare Trasse entlangführt. Aber überall lauern Germanen und erschlagen viele Fliehende.

Nur wenige entkommen.

Spätestens in diesem Chaos aus schreienden Verwundeten, durchgehenden Pferden, bockenden Maultieren und umgestürzten Wagen muss Varus erkennen: Arminius hat ihn in eine tödliche

PLÜNDERER LAUERN AM SCHLACHTFELD

nicht wie sonst zu ungeplanten Nahkämpfen und zum Plündern verleiten, sondern beschränken sich auf den Fernkampf und versuchen, die Legionäre aus ihren geschlossenen Formationen herauszulocken.

Endlich scheint sich vor den Römern die Landschaft zu öffnen. Aber was von ferne wie eine weite Ebene wirkt, ist ein Moor – unpassierbar für die Soldaten.

Zwischen dem Sumpf und den Ausläufern des Wiehengebirges verläuft der Weg in einer lang gezogenen Senke. Kaum einen Kilometer breit ist sie und so feucht, dass zum Marschieren nur ein rund 200 Meter breiter, trockener Streifen direkt am Rande des bewaldeten Berges bleibt; an seiner schmalsten Stelle engt er sich gar auf gerade mal

erst, nachdem in den Gefechten der vorangegangenen zwei Tage bereits zahllose Römer gefallen und die noch lebenden Legionäre vom ewigen Kämpfen erschöpft sind, stellt sich Arminius den Legionen zur Schlacht.

Durch 15 Durchlässe im Wall stürmen seine Krieger hinunter in die Senke.

Aber selbst nach drei Tagen fast pausenlosen Kämpfens sind die Legionäre noch mutig und diszipliniert. Endlich zeigt sich der Gegner, weicht nicht mehr aus, sondern bietet die Möglichkeit zum Gegenschlag.

Tief gestaffelt, Schild an Schild, treiben die Römer die Germanen zurück zu deren Verschanzung. Sie attackieren den Wall, überrennen ihn, Teile der improvisierten Konstruktion brechen unter dem Gewicht der kämpfenden Männer zusammen. Einer vorporschenden Gruppe

Falle gelockt. Umzingelt von den cheruskischen Angreifern, bereits verwundet und gewiss, seine Legionen ins Verderben geführt zu haben, wählt er, getreu der römischen Tradition, den Freitod.

Er kniet nieder und stürzt sich in sein Schwert.

Die Truppenführer folgen seinem Beispiel. „Eine schreckliche, aber notwendige Tat“, urteilt später der römische Historiker Cassius Dio. Denn in germanische Gefangenschaft zu geraten, hätte Schimpf und Schande bedeutet: Kriegsgefangene, ob einfache Soldaten oder Offiziere, darf es laut dem Ehrenkodex der römischen Armee nicht geben. Wer zum Feind überläuft oder sich freiwillig ergibt, existiert für Rom nicht mehr und

wird für tot erklärt; sein Bürgerrecht erlischt, sein Besitz fällt an den Staat.

Nach dem Selbstmord des Varus zerbricht die militärische Ordnung vollends. Viele Legionäre stürzen sich wie ihr Kommandeur in ihre Schwerter, andere werfen die Waffen weg und lassen sich niederhauen oder gefangen nehmen. Die letzten, erbitterten Kämpfe entbrennen um die Feldzeichen. Ein Adler nach dem anderen sinkt zu Boden, jubelnd erbeutet von den Germanen.

Einige Getreue versuchen, die Leiche ihres Feldherrn zu verbrennen, damit sie den Germanen nicht in die Hände fällt. Es gelingt ihnen nur zum Teil, und auch der Versuch, ihn zu begraben, scheitert.

Denn schon sind die Germanen da, reißen den halbverkohnten Leichnam in Stücke und schlagen ihm den Kopf ab, so jedenfalls berichtet es der Geschichtsschreiber Velleius Paterculus.

Die römischen Chronisten empören sich später über diese „Wildheit“ der Germanen. Der Abscheu gilt freilich nicht der Site an sich, sondern der Tat, dass es Barbaren wagen, so mit einem Römer umzugehen.

Überall auf dem Schlachtfeld werden die Leichen gefleddert. Die Sieger reißen die Waffen von den Gürteln, ziehen den Toten die Rüstungen aus, die Helme vom Kopf. Sehr begehrte sind die silbernen oder vergoldeten Gesichtsmasken der römischen Reiter, die Äxte der Pioniere, die Lote und Senkbleie zum Vermessen, die Knochenheber, Scheren der Ärzte.

Pferdegeschirre werden aufgehoben, Sättel und Zaumzeug, selbst die Radnaben von zerbrochenen Wagen abmontiert. Zerwühlt wird das Gepäck, durchsucht nach Münzen und Schmuck.

Zu den plündernden Kriegern gesellen sich die Bewohner der umliegenden Dörfer. Jeder Handwerker sucht Metall. Schon eine einzige römische Sandale enthält Dutzende eiserner Nägel. Aus Eisen sind auch die Schildbuckel und Gürtelbeschläge, die Scharniere der Panzer und die Halsglocken der Maultiere.



Mit kostbaren Geschenken, Tafelsilber, edlen Weinen und Schmuck versuchen die Römer, sich die germanischen Stammesführer gefällig zu machen. Letztlich vergebens: Anders als die Kelten halten die Germanen an ihrer alten Lebensweise fest

Auf Arminius' Befehl tragen Boten das Haupt des Varus zu Marbod. Ihn, den König der Markomannen, sein großes Vorbild, will der Cheruskerkönig für ein Bündnis gewinnen. Doch der Herrscher denkt nicht daran, das Imperium zu provozieren. Pietätvoll sendet er den Kopf weiter nach Rom.

Am Ort des Sieges zelebrieren die Germanen ihren Dank an die Götter. Auf rasch errichteten Altären opfern sie die gefangenen römischen Offiziere. Gut möglich, dass sie ihnen – wie einst bei den Kimbern und Teutonen üblich – die Kehlen durchschneiden und das Blut in Behältern auffangen.

Je nachdem, welcher Gottheit ihr Opfer gilt, wählen sie für die anderen Gefangenen unterschiedliche Todesarten: den Galgen für all jene, die man den Himmelischen weicht, Martergruben für die den Erdgottheiten bestimmten. Die Schädel der Toten befestigen die Krieger an den Bäumen – so beschreibt es Tacitus.

Auch Pferde werden geopfert. Waffen der Feinde zerbrochen, verbogen und zu Opferbergen gehäuft. Trotz der Göttergaben bleiben für die Angreifer genügend Beutestücke übrig. Waffen, Pferde, Gefangene, silbernes Geschirr. Siegestrunken und schwer bepackt ziehen die Krieger zurück in ihre Dörfer.

Die begehrtesten Trophäen überreicht Arminius jenen Stämmen, die sich ihm während der Schlacht angeschlossen haben. Die entfernter siedelnden Chatten, die erst später zu ihm gestoßen sind, wer-

den mit Sklaven belohnt. Cheruskern, Brukterer und Marser aber tragen die kostbaren Legionssadler als Zeichen des Sieges über die mächtigen Eindringlinge zurück in die Heimat.

Der Ruhm des Arminius verbreitet sich binnen Kurzem in ganz Germanien. Dass er seinen Sieg durch Verrat und einen Hinterhalt errungen hat, scheint sein Ansehen nicht im Geringsten zu mindern. Beweist es nicht vielmehr besonderes Geschick, die Römer in die Falle gelockt, ihre Leichtgläubigkeit ausgenutzt zu haben?

Im fernen Rom kann Kaiser Augustus das Geschehene nicht fassen. „Varus, gib mir meine Legionen wieder“, ruft er gemäß seinem Biografen Sueton aus, als er die Nachricht von der Niederlage erhält.

Die Schlacht wird als eine der größten militärischen Katastrophen in der Geschichte des Imperiums in die Werke römischer Literaten und Historiker eingeschrieben. Und nie wieder wird ein Kaiser die Nummern der untergegangenen Legionen, der 17., 18. und 19., im römischen Heer vergeben.

Als der Bote des Markomannenkönigs Marbod das abgeschlagene Haupt des Varus nach Rom bringt, lässt Augustus das Haupt im Familiengrab der Quintilii bestatten. Ehrenvoll.

Das Land zwischen Weser und Rhein geht dem Imperium nach der Schlacht fast vollständig verloren. Alle Kastelle und Stützpunkte werden von den Germanen zerstört. Die Sorge der Römer, Arminius könnte über den Rhein vordringen, die nur schwach besetzten Legionsslager erobern und den Aufstand bis nach Gallien tragen, erfüllt sich indes nicht.

Der Stellvertreter von Varus sichert den Fluss durch die Rheinflotte und die ihm noch verbliebenen Legionen.

Für Arminius ist nun die Zeit gekommen, seine persönliche Beute zu holen. Er entführt – mit ihrem Einverständnis – Thusnelda, die Tochter des Segestes, und nimmt sie zur Frau.

Fortan wartet Segestes auf den Tag der Rache. Offiziell ist er zwar gezwungen, den Angriff auf das römische Imperium gutzuheißen – er hat sogar mitgekämpft, um nicht als Verräter zu gelten. Im Geheimen aber bereitet er den Sturz seines ehrgeizigen Schwiegersohns vor.

Getreu der römischen Devise, einmal eroberte Gebiete niemals aufzugeben, erscheint schon im Jahr darauf Tiberius mit sechs Legionen am Rhein. Doch als vorsichtiger Strategie, dem es stets zuerst um die Sicherheit des Heeres geht, begnügt er sich zunächst mit begrenzten Vorstößen in das Land östlich des Stroms.

Erst unter Germanicus, dem Neffen des Tiberius, beginnen im Jahr 15 n. Chr. groß angelegte Offensiven, bei denen römische Truppen bis ins Zentrum des Widerstands vordringen: ins Land der Cherusker an der Weser.

Nun, sechs Jahre nach der Schlacht, sieht auch Segestes seine Chance auf Vergeltung gekommen. Längst hat er Kontakt zu den Römern aufgenommen. Und statt wie Arminius die Cherusker zum Widerstand gegen das mächtige Rom anzustacheln, ruft er zum Frieden und zur Unterwerfung auf und scharft die Römerfreunde des Stammes um sich.

Eine Reise von Arminius ausnutzend, ruft er die sich heftig wehrende Thusnelda – dass sie inzwischen schwanger ist, macht sie noch wertvoller – und ruft den neuen Statthalter Germanicus zu Hilfe. Anschließend folgt Segestes den Römern über den Rhein und siedelt sich mit seinen Gefolgsmännern westlich des Flusses an. Thusnelda wird den Römern übergeben und bringt in der Gefangenschaft ihren Sohn Thumelicus zur Welt.

Literatur: Lutz Walther [Hg.], „Varus, Varus!“, Reclam; Sammlung antiker Texte zur Schlacht. Internet: www.kalifreise-varusschlacht.de; guter Überblick zum Kampf zwischen Römern und Germanen sowie aktuelle Einblicke in die archäologische Erforschung des vermutlichen Schlachtfeldes.



Bevor Varus Oberbefehlshaber in Germanien wird, dient er als Statthalter und Feldherr in den Provinzen Africa und Syrien. Diese in Tunesien gefundene Münze zeigt sein Konterfei – das seines Gegenspielers Arminius dagegen ist unbekannt

Wahrscheinlich noch im selben Jahr zieht Germanicus zu jenem Schlachtfeld, auf dem die Soldaten des Varus den Tod gefunden haben. Der Marsch ist ein Akt der Pietät: Unbestattete Tote finden nach römischem Glauben in der Unterwelt keinen Frieden.

Längst skelettiert, von Tieren angenagt und von Gestrüpp überwuchert, bedecken die Knochen der gefallenen Legionäre den Boden. Die römischen Soldaten heben Gruben aus, um darin die Überreste ihrer Kameraden zu bestatten. Der Feldherr persönlich sticht das erste Rasenstück für den das Schlachtfeld bezeichnenden Grabhügel aus.

Obwohl Germanicus im darauffolgenden Jahr gegen Arminius mehrere Siege erringt, sind die Verluste der Römer so hoch, ist der militärische Aufwand zur Wiedereroberung des Landes so groß, dass Tiberius – seit 14 n. Chr. Kaiser in Rom – seinem Statthalter befiehlt, alle Operationen in Germanien abzubrechen und sich endgültig hinter die Rheinlinie zurückzuziehen.

In einem Triumphzug, den Germanicus, der Realität zum Trotz, im Jahr 17 n. Chr. in Rom zelebriert, werden Thusnelda und ihr Sohn den Römern präsentiert. Ihr Vater Segestes verfolgt als Ehrengast in der Loge des Kaisers das Schauspiel.

In Ravenna, dem üblichen Aufenthaltsort für germanische Adelige, die man zwar standesgemäß behandelt, aber unter Kontrolle halten will, beschließt Thusnelda ihr Leben – wann, ist nicht

bekannt. Ihr Sohn, so geht ein Gerücht, sei Gladiator geworden.

Trotz der Niederlagen bleibt Arminius Sieger im germanisch-römischen Krieg. Er ist der einzige Aufrührer, den Rom niemals zur Rechenschaft ziehen kann, dessen Land der Kaiser nicht erobert.

Doch nur fünf Jahre nach dem Abzug der Römer trifft ein, was Tiberius bereits lange zuvor prophezeit hat: Wenn man die Germanen sich selbst überlasse, erleidige sich das Problem von selbst.

Ohne den gemeinsamen Feind versinkt das Land in den alten Zustand dauernder Fehden, innerhalb der Stämme ebenso wie zwischen ihnen. Trotz seiner Erfolge verweigern die Cherusker Arminius die Königswürde. In der Adelsgesellschaft der Gleichen will man keinen, der an Einfluss und Macht die anderen überragt.

Und da sie seinen Ehrgeiz fürchten, töten ihn im Jahr 21 n. Chr. die eigenen Verwandten. Hinterrücks.

Seinen Ruhm, die „Herren der Welt“, wie die Römer sich selbst sehen, besiegt zu haben, schmälerst dies nicht. Doch wüssten wir nichts von seinem Leben und seinen Taten, hätten nicht seine Feinde seine Geschichte aufgeschrieben.

Tacitus, ihr größter Historiker, verfasst um 110 n. Chr. einen Nachruf – und findet Worte, die den Fürsten der Cherusker unsterblich machen:

„Unstreitig war er der Befreier Germaniens, der das römische Volk nicht in den ersten Anfängen der Macht, wie andere Könige und Heerführer, sondern in der höchsten Blüte des Reiches herausgefordert hat. In den Schlachten von wechselndem Erfolg begleitet, im Krieg unbesiegt, währte 37 Jahre sein Leben, zwölf seine Macht, und noch heute besingt man ihn bei den Barbarenvölkern.“ □

Der Publizist Ralf-Peter Martin, 56, beschäftigt sich auch in seinem Buch „Die Varusschlacht. Rom und die Germanen“ (144 Seiten, S. Fischer) mit den dramatischen Ereignissen des Jahres 9 n. Chr. Tim Wehrmann, 34, ist Illustrator in Hamburg.

Produktion: GEOEPOCHE-Redakteurin Anja Herold, in Zusammenarbeit mit Dr. Stefan Burmeister, Museum und Park Kalkriese.

Damit Ihr Wissen groß und stark wird.

GEOkompakt Nr. 17

Die Grundlagen des Wissens



Kindheit

Die wichtigsten Jahre im Leben

DIE ERSTEN MONATE: Wie Babys die Welt entdecken

SPIELEN: Der Trieb, der uns zu Menschen macht

GESCHWISTER: Von der Liebe unter Rivalen

ERZIEHUNG: Geht es auch ohne Stress?

Wo siegte Arminius?

Lange Zeit konnten Forscher nur darüber spekulieren, wo die Germanen einst Roms Legionen schlugen. Erst seit einigen Jahren gibt es deutliche archäologische Hinweise, doch deren Lesart ist umstritten. Der Historiker Rainer Wiegels über die Suche nach dem Schauplatz einer legendären Schlacht

GEOEPOCHE: Herr Professor Wiegels, im Jahre 9 n. Chr. verliert der römische Kaiser drei Legionen in den germanischen Wäldern, mehr als 10 000 Soldaten sterben im Kampf gegen den aufständischen Cheruskerfürsten Arminius. Der römische Feldherr Varus stürzt sich noch auf dem Schlachtfeld in sein Schwert ...

Rainer Wiegels: ... für die Römer eine dramatische Niederlage, keine Frage. Militärisch, ideologisch, wirtschaftlich.

Inwiefern?

Der Verlust von drei Legionen, drei Reitereinheiten und sechs Infanterieregimentern an Hilfstruppen wog schwer. Prestige und Selbstbewusstsein der sich unbesiegbar gebenden Weltmacht waren angekratzt. Zudem war das Imperium zu jener Zeit in einer finanziellen Krise. Mindestens zwölf Legionen, wohl die Hälfte der römischen Armee, führten von 6 bis 9 n. Chr. Krieg im Raum Illyricum und Pannonien (zwischen Ostalpen, Donau und der Save im heutigen Kroatien): ein Kampf, der große Opfer an Menschen und Material bedeutete. Der Verlust der drei Legionen in Germanien hat die Situation natürlich erheblich zugespitzt. Kaiser Augustus musste ja in kürzester Zeit für Ersatz sorgen. Vor allem aber fürchtete er, dass sich der Aufstand auf Gallien ausweiten könnte.

Nach der Niederlage verließen die römischen Truppen die Gebiete östlich des Rheins. Bedeutete die Schlacht eine Wende in der Germanienpolitik Roms?

Nein. Nur ein einziger römischer Historiker spricht von einem Wendepunkt: Florus, der im 2. Jahrhundert n. Chr. lebte. Tatsächlich hat ja Germanicus, einer der Nachfolger des Varus, in den folgenden Jahren versucht, die verlorenen Gebiete zurückzuerobern. Ende des Jahres 16 n. Chr. berief Kaiser Tiberius seinen Oberbefehlshaber aber ab und gab zunächst das massive militärische Engagement im rechtsrheinischen Germanien auf. Manche Wissenschaftler meinen

daher: Nicht 9 n. Chr. war ein Wendepunkt, sondern 16 n. Chr. Doch dass Rom mit dem Rückzug des Germanicus jede Option auf eine Wiedergewinnung des Landes zwischen Rhein und Elbe aufgab, ist nicht erwiesen.

Weshalb zogen die Römer ab?

Wie Tiberius richtig urteilte, waren die Kosten, das verloren gegangene Land zurückzuerobern, einfach zu hoch. Mehrfach hatten römische Heere während des Rückzugs in die Winterquartiere schwere Verluste erlitten, etwa bei Herbststürmen in der Nordsee. Andererseits waren die Germanen so sehr mit eigenen Streitigkeiten beschäftigt, dass sie – so glaubten die Römer – keine Gefahr waren für das Reich.

Was wäre geschehen, wenn nicht Arminius, sondern Varus die Schlacht gewonnen hätte?

Die Römer hätten wohl versucht, das Gebiet bis zur Elbe – dem östlichsten Hauptverkehrsweg in Germanien – ebenso wie zuvor Gallien allmählich zu zivilisieren und zu befrieden.

Noch heute behaupten manche Historiker, ohne den Sieg des Arminius würde man in Deutschland, Großbritannien und Nordamerika nicht Deutsch und Englisch sprechen, sondern romanische Sprachen.

Das halte ich für völligen Unsinn. Auf dem Gebiet der heutigen Niederlande etwa hat sich keine romanische Sprache durchgesetzt – obwohl die Region teilweise fast ein halbes Jahrtausend zur römischen Provinz Germania Inferior gehörte. Und über kontrafaktische Urteile der Art „Was wäre gewesen, wenn ...“ historische Zusammenhänge herzustellen, ist gleichermaßen willkürlich wie belanglos. Ebenso unsinnig ist die Behauptung, Arminius hätte mit seinem Sieg für die Unabhängigkeit Germaniens gesorgt und somit dafür, dass wir Deutsche Deutsche sind. Was soll das denn heißen? Ger-



manische und deutsche Geschichte kann man nicht gleichsetzen. Der Aufstand der Germanen war schon deshalb keine nationale Erhebung, weil es kein germanisches Gesamtbewusstsein, keine germanische Nation gab. Die deutsche Geschichte beginnt erst lange nach den Wirren der Völkerwanderungszeit (ca. 375–568) und nach der endgültigen Teilung des Frankenreichs Karls des Großen (843), zu dem unter anderem der größte Teil des heutigen Frankreich und der späteren deutschen Lände gehört hatten.

Aber der römische Historiker Tacitus nennt Arminius den „Befreier Germaniens“. War der Aufstand kein Freiheitskampf?

Natürlich hat Arminius die Cherusker und die mit ihnen verbündeten Stämme von der römischen Herrschaft befreien wollen. Und in der Tat mussten die Römer wegen seines Aufstands zunächst zurückweichen. Aber Sie müssen bedenken, wie das Urteil des Tacitus zustande kam: Er schrieb 100 Jahre nach der Schlacht, nachdem Kaiser Domitian mit dem Limes eine feste Grenze errichten ließ und formal zwei germanische Provinzen eingerichtet hatte. Damals wurde klar, dass die Römer ihre – zugespitzt formuliert – expansive Germanenpolitik nie wieder aufgreifen würden. Und Tacitus wollte sie vermutlich an ihre Verpflichtung erinnern, die Gebiete bis zur Elbe wiederzugewinnen. Er war also kein „neutraler“ Geschichtsschreiber, sondern hatte konkrete politische Absichten.

Also war die Varusschlacht – anders als in vielen Schulbüchern behauptet – gar keine epochale Zäsur?

Nein. Nachdem Kaiser Augustus im Jahr 10 n. Chr. die Grenze durch neue Truppen gesichert hatte und sah, dass keine weiteren Angriffe folgten, galt das Problem als militärisch gelöst. Ein nachhaltiges ökonomisches Interesse an den Gebieten hatten die Römer trotz regionaler Eisen- und Bleigewinnung ohnehin nicht; zudem waren die eigenen Kosten an Menschen

1988 stieß ein Hobbyarchäologe in diesem Waldgebiet bei Kalkriese im Osnabrücker Land auf römische Waffen. Weitere Funde sowie die Reste eines Walls zeugen von einer militärischen Auseinandersetzung. War dies der Ort der Varusschlacht?

und Material beachtlich. Es mag provokant klingen: Aber bedeutsamer als die Schlacht selbst war ihre historische Wirkung, ihre Instrumentalisierung ab dem 16. Jahrhundert.

Als das Geschehen zum Mythos wurde – und aus dem Cheruskerfürsten Arminius „Hermann der Deutsche“.

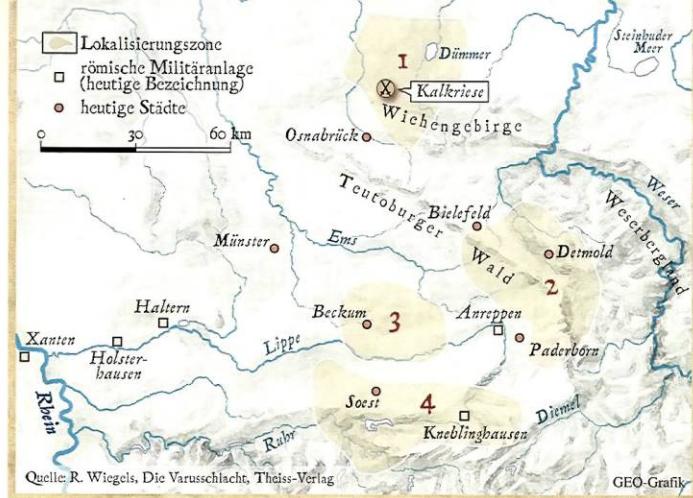
Ja, nachdem im frühen 16. Jahrhundert die „Annalen“ des Tacitus wiederentdeckt und verbreitet worden waren, tauchte der Name Hermann erstmals bei dem Reformator Martin Luther und in dessen Umfeld auf – wobei ein anderer Mann jener Jahre den Kult um Arminius auslöste: der Humanist Ulrich von Hutten, der den Cherusker um 1520 in einem seiner Werke als größten Helden der Geschichte bezeichnete. Jetzt entdeckten mehr und mehr Deutsche ihr vermeintliches Germanentum – und damit die Zugehörigkeit zu einem uralten Volk, angeblich älter als Römer und Griechen.

Was bedeutet der Name „Hermann“?

Luther nennt den Kriegsführer – lateinisch *dux belli – Arminius „Heer-mann“*, woraus dann Hermann wurde, der heldenhafte Krieger und Befreier.

Die Schlacht wurde also zur Legende, hinter der die tatsächlichen Ereignisse mehr und mehr verblassten.

Ja. Ab dem späten 16. Jahrhundert, in der Zeit des Barock und des Rokoko, ging es vor allem um große Gefühle. In Opern, literarischen Werken und Gemälden jener Zeit stand



Thusnelda, die Frau des Arminius, oft im Mittelpunkt, es ging um leidenschaftliche Liebe und Treue. Zum geheiligten Gründungsakt einer germanischen – sprich deutschen – Nation wurde die Schlacht aber erst in den Jahren ab 1808, als die napoleonischen Kriege Europa erschütterten: Nun hieß es, Arminius habe Germanien von seinen Ketten befreit.

Ein Held freilich, der jämmerlich endete: Arminius wurde von seinen eigenen Verwandten ermordet...

Diese Begebenheit haben nach dem Ersten Weltkrieg radikale Deutschnationale mit der „Dolchstoßlegende“ verbunden: Das vermeintlich ungeschlagene deutsche Heer wurde – wie dergestinst der siegreiche Held Hermann – aus Missgunst von der Zivilbevölkerung rücklings „erdolcht“. So reduzierte man die ganze, historisch sehr vertraktte Geschichte um Arminius stets auf wenige einprägsame Momente: Befreier, Held, Dolchstoß.

Den Mythos nährt auch die viel diskutierte Frage, wo die Schlacht stattgefunden haben mag. Im Laufe der Jahrhunderte wurde der Kampfplatz an mehr als 700 Orten vermutet.

Schon seit dem späten Mittelalter, als die einschlägigen Quellenzeugnisse noch verschollen waren, suchten sich bedeutende Städte mit dem Sieg des Arminius zu schmücken, etwa Augsburg. Erst als 1508 die Annalen von Tacitus wiederentdeckt wurden, gab es vage geographische Anhaltspunkte: Tacitus berichtet, die Schlacht habe sich zwischen Ems und Lippe in der Nähe des „saltus-Teutoburgiens“ ereignet.

Des Teutoburger Walds bei Detmold, wo seit 1875 das große Hermannsdenkmal emporragt.

Sehr unpräzisen Angaben antiker Autoren folgend, konzentrieren sich Forscher bei ihrer – nach wie vor andauernden – Suche nach dem Ort der Varusschlacht auf eine Region westlich der Weser, unweit von Ems und Lippe. Indizien sind dabei die Lage römischer Truppenstützpunkte in diesem Bereich sowie archäologische Funde. So lässt sich die Lage des Schausatzes auf vier Zonen eingrenzen: auf die westlichen Ausläufer des Wiehengebirges um Kalkriese [1], wo Archäologen zahlreiche Waffen und menschliche Gebeine gefunden haben. Auf die östliche, von Schluchten durchzogene Hälfte des Teutoburger Waldes, nahe den Oberläufen von Ems und Lippe [2]: Hier stimmt die Landschaft mit der Ortsbeschreibung bei Tacitus überein. Auf das zwischen Ems und Lippe gelegene Gebiet des Münsterlandes um eine alte Handels- und Heerstraße [3]. Auf die Region um Soest im Sauerland, wo römische Rüstungen gefunden worden sind [4]. Derzeit halten die meisten Wissenschaftler Kalkriese für den Ort der Varusschlacht

Ja, nur ist der Teutoburger Wald nicht der Teutoburger Wald.

Sondern?

Diese Identifikation stammt von Philipp Melanchthon, einem Anhänger Martin Luthers: Er glaubte, die Schlacht habe in der Nähe eines Höhenzugs stattgefunden, der damals noch

Osning hieß und den wir seit dem 17. Jahrhundert „Teutoburger Wald“ nennen. Tatsächlich gleicht die Region einem *saltus* – einem von Höhen und Schluchten durchzogenen Landstrich –, und sie liegt in der Nähe der beiden Flüsse Ems und Lippe.

„Teutoburgiensis“ lässt aber auch vermuten, dass *Cherusker* und *Römer* im Siedlungsgebiet der *Teutonen* aufeinandergetroffen sind.

Wir wissen einiges über den Kimbern- und Teutonenzug Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. Und auch in lateinischen Inschriften, die allerdings in einem südlicheren Gebiet gefunden wurden, tauchen die Namen dieser Stämme auf. Doch worauf der Name *saltus Teutoburgiensis* letztlich zurückgeht, entzieht sich unserer Kenntnis.

Wo vermuten heutige Forscher das Schlachtfeld?

Durch die Angaben des Tacitus reduzierte sich die Suche nach dem „wahren“ Teutoburger Wald und Ort der Varusschlacht in neuerer Zeit auf wenige Großzonen, darunter das Sauerland, den Raum nördlich von Osnabrück sowie Gegen den um Detmold und Beckum zwischen Lippe und Ems.

Wie gingen die Wissenschaftler vor?

Sie überlegten, auf welchen Wegen die Truppen vom Rhein an die Weser und dann wieder zurück in die Basislager marschiert sein könnten. Zudem verglichen sie die Berichte antiker Historiker mit der modernen Topographie.

Seit 1989 graben Archäologen auf einem Flurstück bei Kalkriese, einem Dorf in der Nähe von Osnabrück. Das dortige Museum wirbt selbstbewusst mit dem Slogan „Varusschlacht im Osnabrücker Land“. Ist das Schlachtfeld also gefunden?

In der Senke zwischen dem Kalkrieser Berg und dem Großen Moor hat unzweifelhaft eine Schlacht zwischen Römern und Germanen stattgefunden. Unstrittig ist auch, dass es sich um ein Kampfareal von enormer Ausdehnung handelt: Momentan gibt es Funde auf einer Fläche von rund 30 Quadratkilometern, was grob mit antiken Quellen übereinstimmt.

Wie kam die Suche in Gang?

Tony Clunn, ein in Osnabrück stationierter britischer Major und Hobbyarchäologe, ging 1987 und 1988 mit einer Sonde über die Felder – übrigens ein Gebiet, in dem bereits der Althistoriker Theodor Mommsen gut 100 Jahre zuvor das Schlachtfeld vermutet hatte. Clunn fand unter anderem drei kleine Schleuderbleie. Das sind Waffen, die nur römische Legionäre verwendeten. Welche Truppen dort einst kämpften – und weshalb –, war zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar.

Und wann kam der Gedanke auf, dass es die Legionen des Varus gewesen sein müssen?

Als die Archäologen Funde machten, wie es sie auf einst germanischem Gebiet noch nirgendwo gegeben hatte: Die bis dahin existierenden Theorien hatten sich ja nie mit archäologischen Zeugnissen erhärteten lassen. Nun stießen die Forscher

auf Tausende Metallteile: Fragmente von Kettenpanzern, Schwertern, Lanzen, aber auch auf Truhenbeschläge, Fibeln, Schuhnägeln, Münzen, Reste von Zaubzeug, Gruben voller Tier- und Menschenknochen – und, ein Sensationsfund, eine komplette römische Helmmaske. Viele Dinge waren unter einem eingestürzten Wall begraben.

Unter einem rund zwei Meter hohen Erdwerk, hinter dem sich die *Cherusker* verschanzt haben sollen. Andere Experten ordnen den Wall aber einer späteren Schlacht zu. Und das ist nur einer von mehreren Punkten, die Kritiker gegen Kalkriese anführen.

Wir haben eben nur Indizien. Ein großer Streitpunkt sind die Münzen. Es gibt keine Fundmünzen, die nach 9 n. Chr. geprägt worden sind: ein entscheidendes Argument jener Historiker, die Kalkriese für den Ort der Varusschlacht halten. Diejenigen aber, die das Schlachtfeld etwa in die Zeit der Feldzüge des Germanicus (14–16 n. Chr.) datieren, argumentieren, dass jüngere Münzen schlicht nie in den fernen Norden gelangt sind. Ich kann allerdings nicht nachvollziehen, dass ein solch großes Heer keine frisch geprägten Münzen mit sich geführt haben soll. Doch auch wenn wir mit Kalkriese jetzt wahrscheinlich einen Kampfplatz im Kontext der Varusschlacht gefunden haben, tut sich noch ein ganz anderes Problem auf.

Welches?

Die Frage, welche Phase der mehrtägigen Schlacht sich dort abgespielt hat. Von einem Endkampf würde ich, anders als mancher Kollege, nicht sprechen. Es ist möglich, dass Teile des Heeres noch durch die enge Senke hindurchgezogen und erst anderswo endgültig vernichtet worden sind. Auffallend sind die zahlreichen gefundenen Überreste des Trosses – den Varus gemäß Cassius Dio bereits zu Beginn der Kämpfe hatte verkleinern lassen, um das Heer beweglicher zu machen.

Gibt es auch Spuren von Arminius, von den Attacken der *Cherusker*?

Schön wäre es. Die am Hinterhalt beteiligten Germanen kämpften größtenteils mit den gleichen Waffen wie die Römer. Und wenn sie in den Kampf zogen, nahmen die Krieger ja nicht Töpfe oder sonstiges germanisches Gut mit, das sie eindeutig identifiziert hätte.

Was müssten die Archäologen finden, um sicher zu wissen: In Kalkriese hat der Varusschlacht stattgefunden?

Wenn wir militärische Ausrüstungsgegenstände mit Inschriften hätten, Stücke von Panzern etwa, die auf die 17., 18. und 19. Legion hinweisen würden, also auf die Einheiten, die laut den Quellen in der Schlacht vernichtet wurden, würde das die beachtliche Indizienkette weiter verdichten. Aber endgültige Gewissheit werden wir vielleicht nie haben. □

500 v. Chr.-500 n. Chr. MOORLEICHEN

T O D



IM NEBELLAND

Wenige Zeugnisse berichten so eindrucksvoll vom Leben und Sterben der Germanen wie einige ihrer Toten – einst die Opfer geheimnisvoller Rituale, für Jahrhunderte im Moor konserviert

TEXT: ANJA HEROLD
FOTOS: JAN FRIIS UND TORBEN PETERSEN

Als ruhte er friedlich im Schlaf, so wirkt das Gesicht des »Mannes von Tollund«, dessen Leichnam ein Hochmoor konserviert hat. Doch der Germane, der um 400 v. Chr. in Jütland lebte, starb eines gewaltigen Todes: Die Lederschlaufe, mit der er stranguliert wurde, umschließt noch immer seinen Hals



DAS KIND VON WINDEBY

KRANKHEIT, HUNGER UND TOD

Um die Zeit von Christi Geburt wurde dieser Leichnam eines Jugendlichen in ein Moor bei Windeby [Schleswig-Holstein] gelegt. Wahrscheinlich starb der 16-Jährige eines natürlichen Todes – an einer Zahndieinfektion, gegen die sein geschwächter Körper keine Abwehrkräfte mobilisieren konnte. Denn der 1,65 Meter große Junge durchlitt in seinem Leben elf Hungerwinter, die zu Wachstumsstörungen führten. Deren Spuren fanden Forscher an den Knochen



Die Schritte der Männer federn weich auf dem Boden des Moores. Tastend setzen sie einen Fuß vor den andern in die Moospolster. Vorsichtig, denn sie wissen um die Tücken des Geländes.

An jenem Tag wohl einige Hundert Jahre nach der Zeitenwende wagen sie sich immer weiter vor auf den unsicheren Grund eines Hochmoores in Holstein. Offenbar haben sie keine andere Wahl.

Einer von ihnen wird nicht zurückkehren: ein Mann, hellhäutig, blond, bärtrig, 1,65 Meter groß, etwa 30 Jahre alt. Das volle Haupthaar trägt er nach der Sitte der Freien und Adeligen zu einem kunstvollen Knoten verschlungen. Seine Hände verraten, dass er nie schwer hat arbeiten müssen.

Am Ziel angekommen, entkleidet er sich: löst die Riemen seiner Schuhe, zieht sie aus; legt Gürtel, Hose und wohl auch einen Umhang ab. Bis auf einen Wollfaden, den er um den linken Knöchel geknotet trägt, steht er nun entblößt vor den Männern.

Sind es Krieger? Gut möglich, dass auch ein Priester darunter ist. Ein Mann, der die Rituale kennt und mit höheren Mächten in Verbindung treten kann. Vielleicht hat sich auch ein Stammeshäuptling der Prozession angeschlossen. Doch belegen lässt sich das nicht.

Denn was nun an diesem entlegenen Ort fern der nächsten Siedlung geschieht, davon kündet nur die Leiche des Mannes, die im Moor die Jahrhunderte überdauern wird. Erst 1959 legen Strafgefangene seinen geschundenen, nackten Körper beim Torfstechen im Großen Moor nördlich von Neumünster frei. Er hat auffallend gepflegte Finger- und Fußnägel. Und: Ihm fehlt der Kopf.

Den entdeckt ein Vorarbeiter erst ein halbes Jahr später, rund drei Meter

vom Torso entfernt. Wahrscheinlich gehören Kopf und Körper zusammen, beweisen lässt sich aber auch das nicht.

Der „Mann von Dägten“, wie ihn die Forscher bald nennen, kommt auf grausame Weise um. Der erste Messerstich trifft ihn oberhalb der rechten Hüfte, der nächste in die Brust, ein weiterer ins Herz.

Stirbt er daran? Oder erst, nachdem ihn einer der Männer mit einem großen Messer kastriert und dabei ein Stück Bauchdecke abgetrennt hat?

Lebt das Opfer womöglich sogar noch, als die Henker mehrmals erfolglos versuchen, ihm den Kopf vom Rumpf zu schlagen, ehe die Enthauptung dann endlich gelingt?

Sicher ist: Sie legen den Körper des Toten in eine natürliche, mit Moorwasser gefüllte Mulde.

Anschließend stecken sie die Leiche fest, rammen links und rechts 1,50 bis 2,50 Meter lange, angespitzte Birkenpfähle schräg über den Körper in den Torf.

Einen weiteren Pfahl setzen sie aufrecht zwischen die Oberschenkel. Wohl als Zeichen für die Lebenden, diesen Ort zu meiden. Den Kopf sichern die Männer mit drei sich überkreuzenden Birkenknüppeln.

Erst jetzt, so steht zu vermuten, haben sie ihre Aufgabe vollendet.

Was nur hat der Mann angestellt, dass er so sterben musste? Dass ihn



Viele der Moorleichenfunde stammen aus Dänemark, Norddeutschland und den Niederlanden: hier eine Auswahl

die Menschen offenbar selbst noch als Toten fürchteten? Oder hat vielleicht eine Notlage – Kälte, Hunger, Seuche, Krieg – seinen Tod als Opfer verlangt?

In dem Jahrtausend um die Zeitenwende, als die Germanen die Bearbeitung des Eisens beherrschen lernen und mehr und mehr mit den Römern in Kontakt geraten, legen vor allem die Völker in den Ländern an den Geestäden der Nordsee immer wieder die sterblichen Überreste von Männern, Frauen, Kindern in Mooren oder sumpfigen Seen nieder.

Hunderte solcher Leichen sind bislang gefunden worden: in Dänemark, Schleswig-Holstein, Niedersachsen, den Niederlanden, auf den Britischen Inseln.

Die meisten wurden zwischen 500 v. Chr. und 500 n. Chr. in ihre nassen Gräber gebettet: in einer Zeit, in der es eigentlich üblich war, Leichen auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, anschließend die Gebeine aus der Asche zu sammeln und in einer Urne zu bestatten. Nur Höhhergestellte wurden manchmal unversehrt in Körpergräbern und Grabhügeln beigesetzt – doch stets auf festem Boden.

Von den Menschen im Moor dagegen kam kaum einer auf natürliche Weise um.

So wurde die „Frau von Elling“ aus einem Moor in Jütland vermutlich gehängt. Dem ebenfalls auf dem dänischen Festland gefundenen „Man von Grauballe“ zertrümmerten seine Peiniger das linke Schienbein und

MOORE WAREN

FÜR DIE GERMA-

NEN VERMUTLICH

DIE GRENZE ZUR

WELT DER GÖTTER



Das saure Milieu der Moore ist äußerst lebensfeindlich für die Bakterien, die sonst Haut und Weichteile eines Leichnams zersetzen. So blieb die äußere Hülle mancher Toten über Jahrtausende unversehrt – auch die Zeichnungen in den Fußsohlen des um 390 v. Chr. gestorbenen »Gravalle-Mannes«

schnitten anschließend die Kehle von Ohr zu Ohr durch; bis auf die Wirbelsäule reicht die Wunde.

Das „Mädchen von Yde“ aus den Niederlanden wurde mit einem mehr als zwei Meter langen Wollband stranguliert.

Und der „Frau von Borremose“ aus dem Norden Jütlands zertrümmerten ihre Totengräber das Gesicht; skalierten sie vielleicht sogar. Andere Leichen hatten gebrochene Beine und Arme, eingeschlagene Schädel, Stichverletzungen.

Weshalb aber wurden ihre Körper nicht wie üblich verbrannt?

Waren diese Germanen Verbrecher, die hingerichtet und fern der Friedhöfe und Siedlungen bestattet werden mussten? Oder Opfer an die Götter? Oder beides?

Handelte es sich bei ihnen vielleicht um ungewöhnliche Menschen, vor denen sich die Gemeinschaft fürchtete – möglicherweise, weil sie besonders mächtig waren?

Woran glaubten die Germanen? Welche Götter verehrten sie? Welche Mächte gab es für sie zwischen Himmel und Erde? Und wie ließ sich mit diesen Mächten Kontakt aufnehmen?

Kult und Religion der germanischen Stämme liegen noch weitgehend im Dunkel verborgen. Doch fin-

den sich in einigen alten Quellen Hinweise auf die Götter- und Glaubenswelt der Germanen.

Vergleichsweise viele Informationen überliefert der römische Historiograph Tacitus in seiner Schrift „Germania“ aus dem Jahr 98 n. Chr. Zusammen mit den archäologischen Funden von Götterbildern, Opfergaben und Heiligtümern liefern diese schriftlichen Indizien ein schemenhaftes Bild davon, was sich einstmal abgespielt haben mag in Hainen, Sumpfen und Mooren, an Seen, Flüssen und Quellen.

Moore flößten den Menschen im Norden Europas seit alters her Ehrfurcht ein. Dort, wo Irrlichter leuchteten, unerklärliche Nebel sich bildeten und fleischfressende Pflanzen gediehen, waren die Mächte der Natur spürbar nah, verschmolzen die Grenzen zwischen der Welt der Menschen und der Sphäre der Götter.

Schon in der Jungsteinzeit hatten Menschen vor mehr als fünf Jahrtausenden in vermoorenden Seen Tongefäße und Beile niedergelegt: als Dank wohl an die Mächte der Natur für gute Ernten. Oder als Bitte um die Fruchtbarkeit von Feldern und Vieh.

Seen und Moore dienten auch den Germanen als Kultstätte. Während in Rom mächtige Kaiser herrschten und das Volk am Tiber Göttern wie Mer-

kur, Mars und Diana in marmornen Tempeln huldigte, verehrten die Germanen ihre göttlichen Mächte unter offenem Himmel.

Bei Oberdorla im heutigen Thüringen etwa umgrenzten zu jener Zeit Ruten, Stangen und Flechtwerkzäune mehr als zwei Dutzend kleine heilige Bezirke am Ufer eines Moorsees (siehe Seite 10).

Mehr als 1000 Jahre lang, bis etwa 600 n. Chr., brachten die Menschen auf den Kultplätzen rund um den See und an nahe gelegenen Quellen Opfer dar. So zumindest haben es Archäologen später rekonstruiert.

Generationen lang legten die Germanen in Oberdorla menschliche Gebeine nieder: Schädelkalotten, Unterkiefer, Wirbel, Rippen, Oberschenkelknochen, Schienbeine, Oberarmknochen, Ellen, Speichen.

Männer, Frauen und Kinder starben dafür den Opfertod. Das jüngste Kind war anderthalb bis zwei Jahre alt, der älteste Erwachsene über 45. Einigen hatten die Teilnehmer an den Opferriten vermutlich die Knochen geöffnet und das Mark herausgesogen.

Über einen Zeitraum von 1200 Jahren deponierten die Germanen von Oberdorla die Knochenreste von etwa 40 Menschen in ihren Heiligtümern am Ufer des Sees.

DER GRAUBALLE-MANN

EIN OPFER FÜR DIE GÖTTER?

Gut 30 Jahre alt, knapp 1,70 Meter groß und bis auf eine Zahnentzündung gesund war der »Grauballe-Mann«, als er um 390 v. Chr. in einer grausamen Prozedur wohl den Göttern geopfert wurde: Womöglich waren es Priester, die sein linkes Schienbein zertrümmerten und ihm die Kehle durchschritten. Der Leichnam mit den vom Moor rot verfärbten Haaren ist so gut erhalten, dass Archäologen sogar seine letzte Mahlzeit bestimmen konnten – ein Brei aus Wildpflanzensamen und ein wenig Getreide





Gut möglich, dass manche der Astgabel- und Pfahlbildnisse auf ihren aus Erde und Ruten errichteten Altären inmitten der heiligen Bezirke ganz bestimmte Gottheiten meinten: Einige dieser Idole zeigen ein einfaches menschliches Gesicht mit Augen, Nase und Mund.

Bei anderen deutet nur eine große Kerbe rund um den oberen Teil des Holzes an, dass dieser Pfahl eine Person mit Kopf darstellen sollte. Ritzungen im Winkel zahlreicher Astgabeln verraten das weibliche Geschlecht mancher Gottheit.

Niemand kann heute sagen, mit welchen Namen die Germanen diese Idole angesprochen haben. Benutzten sie für die hölzernen Bildnisse das Wort *ans* – „Balken“? Stammt daher das altnordische *áss* für „Gott“?

Erhalten sind nur die Relikte von Heiligtümern und Opfergaben, nicht aber die Gesänge, Tänze und Ritualsprüche, die die heiligen Bezirke erfüllt haben mögen.

Damals ragten von Tierschädeln bekrönte, hölzerne Stangen aus den Heiligtümern. Zu ihren Füßen legten die Teilnehmer der Zeremonie Gaben an jene Gottheit ab, als deren Darstellung die Stange galt, dort wurden vermutlich die Opfertiere festgebunden. Vielleicht führte ein Priester die tödliche Waffe.

Und außerhalb der im Durchmesser nur wenige Meter großen Heiligtümer, vermutlich in einem nahe gelegenen heiligen Hain oder am Ufer des Sees, zelebrierten die Menschen anschließend den Höhepunkt der rituellen Feier: das gemeinsame Opfermahl, bei dem sie das Fleisch der Tiere verzehrten.

Die Gebeine der Opfer aber blieben in den heiligen Bereichen der Götter.

Unzählige Tierknochen fanden Archäologen dort: von Rindern, Pferden, Schafen, Ziegen, Hunden, manchmal auch von Wisenten oder Vögeln, häufig dagegen Köpfe von



Der »Mann von Dätgen«, gefunden bei Neumünster, wurde von seinen Mördern erstochen und kastriert, ehe sie ihm den Kopf abschlugen. Solche Mehrfachtötungen sollten wohl die Wiederkehr aus dem Totenreich verhindern

te Schwerter, Schilde und Rüstungen in großer Zahl (siehe Seite 74). Damit das Opfer gelang, musste die Gabe offenbar zerstört werden: um so keinem Irdischen mehr von Nutzen zu sein.

Deshalb empfingen die Götter in Mooren, Seen und Teichen oftmals zertrümmerte Schätze: Waffen, Kettenhemden, Gefäße aus Keramik, Bronze und Silber, Gold- und Bronzeschmuck, Wagenteile, Ackergerät. Aber auch Butter in Holzgefäßen, Münzen, Kleidung, Holzfiguren, Wollknäuel und Menschenhaar.

Manchmal deponierten die Menschen die Bilder der Götter im Moor – wie die beiden über zwei Meter hohen Astgabel-Idole aus dem Aukamper Moor unweit von Eutin.

Doch diese Figuren wurden nicht geopfert und auch nicht beschädigt. Eher scheint es, als habe man sie fürsorglich im Torf bestattet.

Auch ihre Häuser stellten die Germanen unter den Schutz höherer Mächte: Tote Hunde unter Türschwellen sollten vermutlich als magische Wächter die Heimstatt vor allem Bösen bewahren, Haustier- und Speiseopfer unter dem Herd den Hunger vom Haus fernhalten.

Die Menschen glaubten zudem an die Wirkkraft bestimmter Bäume und deren Hölzer, an Geister und Magie. Schützten sich mit Amuletten aus Bernstein, Tierzähnen oder Haaren.

Und als schließlich die Runenschrift erfunden war, schrieben gelehrte Germanen häufig magische Sprüche und Zauberformeln auf heilige Steine oder ritzen sie in ihre Waffen (siehe Seite 96).

Inscripten späterer Zeit ermahnten die Toten, in den Ruhestätten zu bleiben – offenbar hatten die Menschen

Hechten oder anderen Fischen. Dazu Gefäße aus Holz und gebranntem Ton, Paddel, Hämmer oder Wurfhölzer. Selten legten die Germanen bei Oberdorla Waffen nieder.

Ganz anders im schleswig-holsteinischen Thorsberger Moor: Hier versenkten Menschen vom Stamm der Angeln zwischen 200 und 400 n. Chr. die Rüstungen und Waffen von insgesamt rund 300 Kriegern in einem mit Flechtwerk abgetrennten Teil des Sees – vermutlich als Dank für den mehrfachen Triumph über ihre Feinde.

Denn erst was im Wasser oder im Moor versank, was also die Welt der Menschen verließ, gehörte den jenseitigen Mächten.

Die Gabe selbst sollte die Verbindung zwischen den Sphären herstellen. Mit ihrer Hilfe erbaten die Germanen von den Göttern Beistand oder bedankten sich für deren Unterstützung.

Auch in mehreren Mooren Jütlands fanden Archäologen Überreste von Waffenopfern: unbrauchbar gemacht-

VOM LEBEN DAVOR

Mit welchen Methoden Forscher die Moorleichen untersuchen

Angst vor Wiedergängern, die die Lebenden heimsuchen. Die skandavische Sagenliteratur des Mittelalters berichtet mehrfach von solchen Untoten – und dass die Lebenden deren Leichen verstümmelten, um die bösen Geister unschädlich zu machen.

Ist der Mann von Dätgen also erstochen, kastriert und enthauptet worden, weil die Dorfgemeinschaft, der Stamm oder der Stammesverband in ihm womöglich einen Wiedergänger sah, einen Untoten?

Glaubten sie, eine mehrfache Tötung des Mannes würde sie vor dessen Rückkehr bewahren?

Weshalb sonst hätten sie seinen Torso und den Kopf getrennt voneinander sorgfältig mit Birkenhölzern im Boden festgesteckt? Sind also manche der Moorleichen Zeugnisse einer ausgeprägten Totenfurcht?

Immer wieder haben Germanen die Körper von Toten im Moor mit Steinen beschwert, mit Torfsoden und Buschwerk bedeckt oder mit Knüppeln fixiert.

Selten aber ist eine dieser Leichen so deutlich an der Wiederkehr gehindert worden wie der „Junge von Kayhausen“ aus einem Moor in Niedersachsen.

Irgendwann in der Zeit vor Christi Geburt wurde der siebeneinhalb Jahre alte Knabe durch Dolchstiche in den Hals getötet. Die Täter zerrissen vermutlich seine Wollkleidung, banden ihm damit die Arme auf dem Rücken zusammen, knoteten die verbleibenden Enden um den blutigen Hals.

Eine weitere Fessel legten sie ihm wie einen Schal um, führten sie durch die Beine hindurch und am Rücken wieder hoch. Mit dem Pelzumhang des Knabens aus Kalbsfell umwickelten sie Füße und Beine.

Schließlich legten sie den Leichnam auf ein nasses Torfmoospolster und drückten ihn in das Moor, bis er nicht mehr zu sehen war.

Gut möglich, dass die Leiche des Jungen derart verschürt schlüssig einfacher zu transportieren gewesen war.

Was aber, wenn die Menschen sich von dem Siebenjährigen bedroht fühlten? Ihn deshalb töten und auch an der Wiederkehr hinderten?

Die Mumien aus den Hochmooren sind einzigartige Zeugnisse des Lebens in Germanien. Denn in den särureren und sauerstoffarmen Biotopen haben Haare, Haut, Nägel und Organe der Toten überdauert, manchmal auch die Knochen. Luftabschluss und Humussäure hemmten das Wachstum jener Bakterien, die die Verwesung auslösen. Zudem gerbte die Säure die Haut, machte sie ledern und haltbar.

Um zu bestimmen, wann die Menschen umgekommen waren, untersuchten Forscher viele Moorleichen mithilfe der Radiokarbonatierung. Dazu zählten sie die Atome eines radioaktiven Kohlenstoffisotops, das in jedem organischen Material enthalten ist; da die Rate bekannt ist, mit der deren Kerne nach dem Tod eines Lebewesens zerfallen, konnten die Wissenschaftler aus der Anzahl der noch vorhandenen Kerne die Zeit errechnen, die verstrichen war.

Wie alt ein Mensch zum Zeitpunkt seines Todes war, vermochten Anthropologen aus dem Entwicklungsstadium der Knochen rückzuschließen sowie aus dem Zustand der Zähne.

Äußerst selten blieb auch die Erbsubstanz DNS erhalten. Anhand einer Analyse ließ sich dann unter anderem das Geschlecht eines Toten bestimmen – mit überraschenden Ergebnissen.

So hatten Forscher 50 Jahre lang geglaubt, das schleswig-holsteinische „Mädchen von Windeby“ sei eine Ehebrecherin, die zur Strafe für ihr Vergehen getötet wurde: Ihr rechter Daumen steckte zwischen Zeige- und Mittelfinger – ein Zeichen mit offenbar eindeutig sexueller Bedeutung.

Tatsächlich aber entstand die Handhaltung erst nach der Bergung 1952, wie Ausgrabungsfotos belegen. Und nach einer DNS-Analyse stellte sich heraus: Das „Mädchen“ war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Junge.

Röntgenaufnahmen gaben zudem Aufschluss über die Lebensemstände des Kindes. Bilder des Schienbeins zeigen elf sich fein abzeichnende Linien, die durch Wachstumsstörungen bei

Nahrungs- oder Vitaminmangel entstehen: Der bei seinem Tod etwa 16-jährige Junge hätte häufig hungrig müssen, vermutlich in fast jedem Winter, wenn die Vorräte aufgebraucht waren.

In anderen Fällen konnten Anthropologen und Archäobotaniker aus den Resten von Mageninhalten herauslesen, was die Menschen als Nahrung zu sich genommen hatten. So war die letzte Mahlzeit des „Grauballe-Mannes“ aus Jütland ein Brei aus Samen von 60 verschiedenen Pflanzen, versetzt mit Körnern und Spreu von kultiviertem Getreide.

Haaranalysen ergaben zudem, dass er Proteine hauptsächlich aus Milch und Fleisch aufnahm (das zeigen Kohlenstoff- und Stickstoffisotope aus der Nahrung, die sich in den Haaren ablagern). Fisch dagegen aß er, wenn überhaupt, nur selten: Vermutlich also lebte er nicht in Meeresnähe. Die stark abgenutzten Zähne zeigten, dass er vor allem grobkörnige Nahrung zu sich nahm.

Auf eine schwere Krankheit oder Unterernährung als Kleinkind schlossen Anthropologen anhand fehl gewachsener Zahnbeine. Und Spuren einer Wurzelhautentzündung deuteten darauf hin, dass der 30 bis 35 Jahre alte Mann gegen Ende seines Lebens an Zahnschmerzen litt.

Auch besondere Tätigkeiten und Berufe hinterließen Spuren an den Körpern: so beim „Mann von Neu Versen“ in Niedersachsen. Veränderungen an den Hüftgelenken zeigen, dass der „Rote Franz“ – wie der Mann wegen seiner vom Moor rot verfärbten Haare auch genannt wird – häufig im Sattel saß. Eine verheilte Verletzung an der Schulter könnte durch einen Speer oder einen Pfeil verursacht worden sein: Womöglich war der „Rote Franz“ also ein berittener Krieger.

Eine weitere Auffälligkeit am linken Schlüsselbein schließlich passte zu den Verletzungen an den Geweberesten des Halses: Der „Rote Franz“ starb mit durchtrennter Kehle, das Messer stieß dabei bis auf den Knochen.

Raul Jordan

DER MANN VON TOLLUND

RESPEKT FÜR EINEN TOTEN?

Weshalb der »Mann von Tollund« sterben musste, bleibt unklar. Doch die Männer, die ihn töteten, behandelten ihn offenbar nicht wie einen Kriminellen: Sie schlossen ihm behutsam Augen und Mund und beerdigten ihn sorgfältig im Moor. Möglicherweise hatte er sich freiwillig dem Opferritual unterworfen – für das Wohlergehen seines Dorfes oder seines Stammes



Röntgenaufnahmen des Skeletts legen nahe, dass der Knabe kaum normal gehen konnte – galt also auch hier, was Historiker in zahlreichen anderen Fällen vermuten: dass die Menschen große Angst hatten vor der Rückkehr von toten Behinderten, Selbstmörder, Opfern von Verbrechen oder zu ihren Lebzeiten besonders mächtigen Anführern?

Weshalb aber verbrannten die Germanen die Leichen dieser angeblich so gefährlichen Zeitgenossen nicht einfach, wie es der herrschende Brauch war?

Befürchteten sie möglicherweise, mit dem Rauch des lodernden Scheiterhaufens könnte sich auch der Wiedergänger in alle Winde zerstreuen und seine Seele sie noch viel leichter heimsuchen?

Mussten die Leichen vielleicht deshalb versenkt, zum Teil sogar festgesteckt oder beschwert werden, damit diese Seele im Körper gefangen blieb?

Oder wollte man mithilfe der Pfähle und Steine schlicht das Auftreiben der Körper an die Oberfläche verhindern? Wurden die Leichen also aus einem ganz anderen Grund verstümmelt, aber eben nicht völlig zerstört?

Der Römer Tacitus berichtet in seinem Buch, die Germanen hätten „Feiglinge und Kriegsscheue und Unzüchtige“ in „Schlamm und Sumpf“ versenkt und „Flechtwort“ über sie geworfen: Das schandhafte Verhalten dieser Menschen habe nicht nur bestraft werden müssen, sondern sollte auch verborgen bleiben.

Dagegen aber spricht, dass die Kinder aus dem Moor wie der Kayhauser Junge oder das höchstens dreijährige „Mädchen von Röß“ aus Schleswig-Holstein schwerlich wegen Feigheit vor dem Feind oder Unzucht bestraft worden sein können.

Und auch die früher vertretene Theorie, dass es sich bei den Moorleichen um Verbrecher gehandelt habe,

Literatur: Wijnand van der Sanden, „Mumien aus dem Moor“, Batavian Lion International; der reich bebilderte Band deckt umfassend alle Aspekte des Themas ab. Mechthild Freudenberg (Hg.), „Tod und Jenseits“, Archäologisches Landesmuseum Schleswig, guter Einstieg zu Kult, Totengläubigen und Begräbnissitten der Germanen.

DIE GEOPFERTEN

STARBEN FÜR

FRIEDEN, GESUND-

HEIT ODER FRUCHT-

BARE ÄCKER

die zur Sühne der Tat bestimmten Gottheiten geopfert worden seien, lässt sich deshalb nicht mehr halten.

So mögen germanische Stammesangehörige den einen oder anderen Menschen, dessen Leiche das Moor bewahrt hat, wahrlich als Wiedergänger gefürchtet haben.

Doch das gilt sicherlich nicht für alle Moorleichen. Ethische Indizien sprechen dafür, dass andere Tote im Sumpf nicht wegen ihrer Taten oder Gebrechen hingerichtet wurden, sondern Gaben waren an die göttlichen Mächte: So wurden sie beispielsweise wie Speise- und Getränkeopfer im morastigen Grund versenkt und mit Steinen und Ästen beschwert.

Vermutlich mussten sie zum Heil der Gemeinschaft sterben: als Opfer für fruchtbare Äcker oder Frieden.

Manche der Toten gehörten möglicherweise dem Adelssstand an – und die mittelalterliche Sagenliteratur Skandinavien berichtet häufig von einem Herrscheropfer in höchster Bedrängnis.

So war der Mann von Dätgen mit einiger Sicherheit einst ebenso ein edler Herr wie der fein rasierte „Mann von Tollund“, der um 375 v. Chr. stranguliert und in einem jütländischen Moor bestattet wurde.

Und wie die Waffen feindlicher Krieger in den Opferseen, so wurden

auch die Körper der den Göttern dargebrachten Menschen zerstört.

Grausam verstümmelt endeten diese Toten dann im Moor – dort, wo die jenseitigen Mächte den Germanen so nah waren wie wohl nirgendwo sonst.

Um 500 n. Chr. aber verloren Quellen, Seen und Moore mehr und mehr ihre kultische Bedeutung. Und die ursprünglich als einfache Holzidole dargestellten Gottheiten erhielten nach und nach eine konkretere Gestalt. Immer häufiger opferten die Menschen ihnen nun auf festem Grund.

In dieser Zeit fertigten die Germanen in Südskandinavien, aber auch in Norddeutschland kostbare Amulette an: goldene Schaumünzen, die römischen Kaisermedaillons nachempfunden waren.

Mit diesen Amuletten erbaten die Menschen nun den Schutz eines ganz bestimmten Gottes.

Denn viele zeigen das Antlitz eines Mannes im Profil: vermutlich den Göttervater, den die Skandinavier Odin nannten. Er war der oberste Heiler. Wohl deshalb wurden zuweilen auch Zauberwörter wie „Heil“, „Schutz“, „Einladung“ oder „Furcht“ in die Amulette geprägt.

Bald schon huldigten skandinavische Germanenfürsten ihrem himmlischen Patron Odin in großen Hallenhäusern, verehrten seine Familie, beschenkten ihn mit Figuren aus feinstem Goldblech.

Dieser Glaube an den einen Hauptgott bereitete auch den Weg für das Christentum, das Missionare schließlich in die Gebiete zwischen Nordmeer und Alpen trugen (siehe Seite 118).

Moore und Sumpfe aber bewahrten ihre mystische Aura über die Jahrhunderte. Als Orte schauriger Legenden und rastloser Seelen.

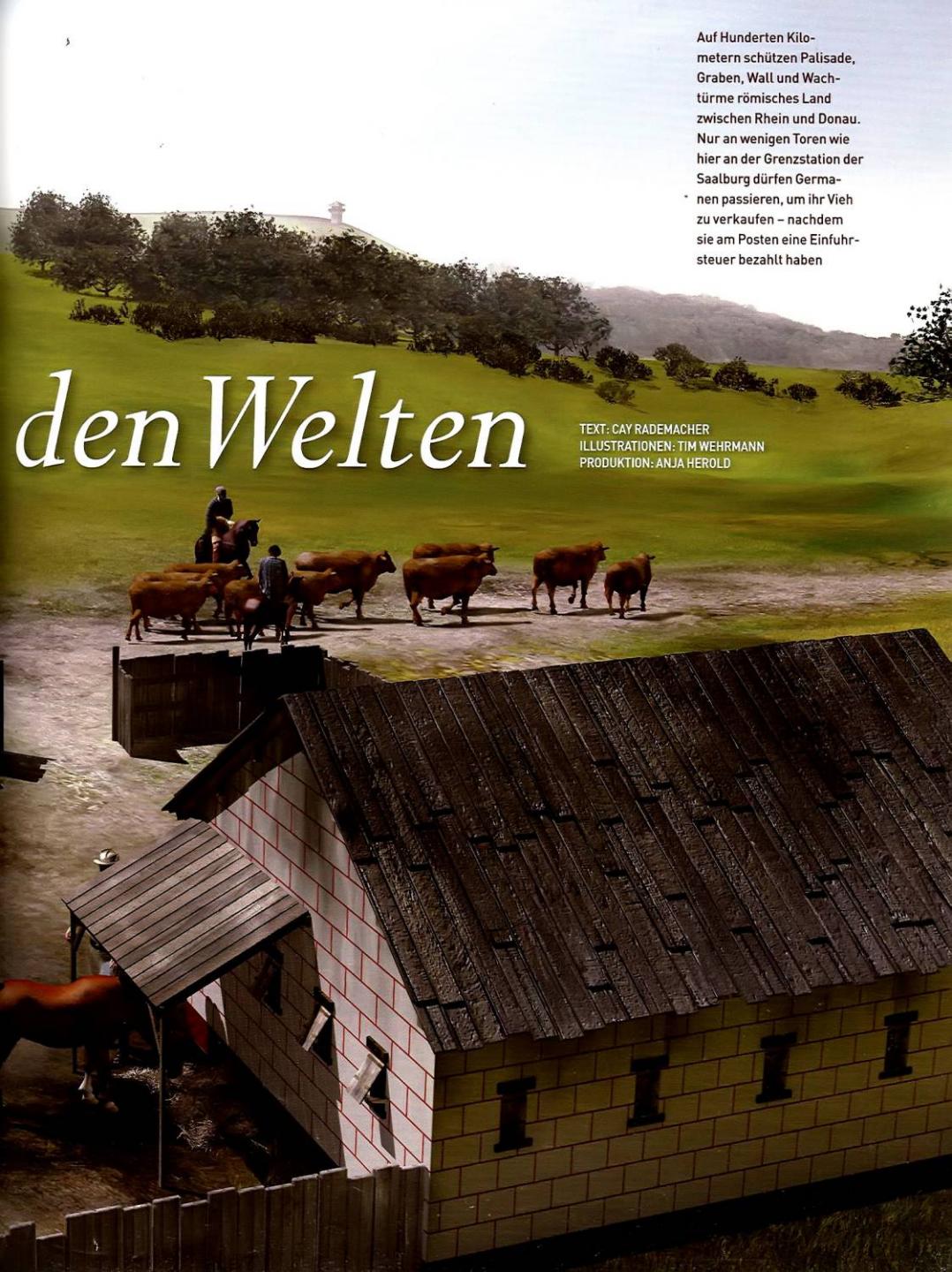
Bis auf den heutigen Tag. □

Dr. Anja Herold, 41, ist Redakteurin im Team von GEOPOCHE. Die Ägyptologin war fasziniert von dem lebendigen Ausdruck der Moorleichen, der norddeutschen Pendants zu den Mumien des Pharaonenlandes. Die dänischen Fotografen Jan Fris und Torben Petersen hatten während einer Ausstellung exklusiven Zugang zu den Leichen.

Zwischen

Nach verheerenden Kriegen schützt sich Rom in Germanien vom Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. an mit dem Limes, dem längsten Grenzwall der Antike. In Kastellen wie der Saalburg im Taunus sind Soldaten stationiert, es herrscht nun vorübergehend Frieden – und Händler und Glücksjäger machen in der Grenzregion einige Jahrzehnte lang gute Geschäfte





Auf Hunderten Kilometern schützen Palisade, Graben, Wall und Wachtürme römisches Land zwischen Rhein und Donau. Nur an wenigen Toren wie hier an der Grenzstation der Saalburg dürfen Germanen passieren, um ihr Vieh zu verkaufen – nachdem sie am Posten eine Einfuhrsteuer bezahlt haben

den Welten

TEXT: CAY RADEMACHER
ILLUSTRATIONEN: TIM WEHRMANN
PRODUKTION: ANJA HEROLD

D

as Ende der Welt liegt im Taunus und duftet nach nassem Laub. Eichenkronen

verbinden sich zu einer grünschwarzen Wand, im Regen dampfen Bergkuppen Nebelschwaden aus. Aus dem Wald dringt kein einziger Laut.

Das Ende der Welt liegt auf einem Pass, über den seit Urzeiten Menschen das Gebirge bezwingen. Vor fast zwei Jahrtausenden erhob sich hier ein Kastell des römischen Imperiums: eine Festung zur Sicherung der Grenze, ein Militärlager, dessen ursprünglichen Namen niemand mehr kennt.

Das Kastell zerfiel in den Wirren, die Rom erschütterten. Irgendwann, die älteste schriftliche Nennung stammt von 1604, nannten die Menschen jene Ruinen im Wald „Saalburg“, und so heißt die vor gut 100 Jahren rekonstruierte Anlage noch heute.

Sie ist Teil des Limes, eines gewaltigen Grenzwalls, mit dem die Kaiser ab dem Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. ihr Reich vor den Barbaren schützten. Der Limes ist das größte Bauwerk, das jemals in Europa errichtet worden ist. Ein Monument der Macht – und der Furcht.

Denn vor allem im Germanenland sollte der Limes Klarheit schaffen inmitten von unwegsamen Gebirgen und undurchdringlichen Wäldern. Sollte Ordnung und Kultur kriegerischen Stämmen entgegengesetzt, von denen man heute häufig kaum mehr kennt als den Namen.

Und so war der Limes den Römern das Ende der zivilisierten Welt – und die Saalburg ein Vorposten ihrer Lebensart in einem bedrohlichen, düsteren Land.

Für die Germanen jedoch war jenes Kastell nicht Ende, sondern Anfang, nicht Schutzschild, sondern Tor, nicht Vorposten, sondern Vorbild.

Denn permanenter Krieg wütete am Limes keineswegs, im Gegenteil: Jahrzehntelang herrschte Frieden an der Grenze. Es waren Jahrzehnte, in denen die Germanen mit den Römern Güter

tauschten und Ideen. In denen sich Menschen in friedlicher Absicht aufmachten, das Land jenseits dieser Grenze zu erkunden. In denen Germanen bis das Herz des Reiches kamen, nach Rom. Und in denen sich Römer weit hineinwagten in die unbekannte Welt jenseits ihres Imperiums.

Doch von diesen Reisen sowie denjenigen Männern und Frauen, die sie unternahmen, wissen die Historiker heute wenig. Wenig auch von den Waren, mit denen die Menschen einst handelten, und fast nichts von dem, was sie geistig austauschten. Wer waren die Germanen und die Römer am Limes? Wie lebten sie? Was glaubten sie?

Grenzen Schutzwälle ganz unterschiedlicher Art, je nach Landschaft und Charakter der potenziell feindlichen Völker. Der Limes sichert die Grenze im Norden Britanniens, im nördlichen Balkan, in Arabien, in der Wüste Afrikas – und in Germanien.

Nach den Kriegen Caesars sowie des Augustus und Tiberius, nach der Katastrophe des Varus und den späteren Feldzügen Roms beherrschten die Legionen schließlich nur den westlichen Streifen des von germanischen Stämmen besiedelten Landes. Rhein und Donau sind die

Die Saalburg im Taunus: Ein Kastell in den Bergen

wird zum Vorposten der Zivilisation

Weil es auf Fragen wie diese so wenige Antworten gibt, werden Orte wie die Saalburg, auf der seit Generationen geforscht wird, zu Toren in eine Zeit, in der sich Germanen und Römer für Jahrzehnte nicht bekämpften – sondern miteinander kooperierten.

Roms Landvermesser nennen einen Grenzweg zwischen zwei Grundstücken seit alters *limes*. Sextus Julius Frontinus, der im 1. Jahrhundert n. Chr. über Feldherrnkunst schreibt, ist wohl der Erste, der diesen Begriff für Schneisen im germanischen Feindesland verwendet. Bald darauf werden die militärisch gesicherten Grenzen des Imperiums so bezeichnet.

Zu dieser Zeit wird Rom, lange der aggressivste Staat der Antike, langsam zur überdehnten Großmacht – zu einem Reich, das mühsam ein riesiges Territorium verwaltet, dem aber die Ressourcen fehlen, weiter auszugreifen.

Und so igelt sich das Imperium ein, errichtet über viele Jahrzehnte an seinen

natürlichen Grenzen zum unbesetzten Germanien – doch strategisch ist es günstiger, den Rhein ungefähr von seinem Mittellauf aus direkt mit der Donau zu verbinden: durch zu eroberndes Territorium. Der Weg von Strom zu Strom ist kürzer. Truppen können schneller von einem Ort zum anderen gelangen.

Und so führen die Kaiser ab Vespasian (69 n. Chr.) noch einmal Krieg in Germanien. Sie erobern bis etwa 85 n. Chr. das wie eine Pfeilspitze geformte Gebiet zwischen Rhein und Donau, die *agri decumates* („Zehntlande“), und sichern es in den folgenden Jahrzehnten durch eine neue Grenzanlage.

Rund 550 Kilometer lang ist dieser Obergermanisch-Rätische Limes (der Name ist nach den römischen Provinzen Germania Superior und Raetia, die er verbindet). Zunächst ist er nur eine in den Wald geschlagene Schneise, dann eine Palisade aus drei Meter hohen, mächtigen, halbierten Eichenpfählen. Schließlich, als die Holzmauer allmählich verfällt, legen



Der Obergermanisch-Rätische Limes beginnt südöstlich von Bonn und endet südwestlich von Regensburg an der Donau

die Römer dahinter einen Graben und einen Erdwall an (nur im östlichen Abschnitt des Limes errichten sie anstelle von Graben und Wall eine Steinmauer).

Mancherorts ist die Grenzanlage schmurgerade durch die Landschaft geschlagen, fast ohne Rücksicht auf Berge, Täler, Sumpfe. Alle 200 bis 1000 Meter ein zwei- bis dreigeschossiger Wachturm, 900 mindestens, von denen aus Soldaten die Signalhörner der anderen zu hören vermögen; nachts schwenken sie zudem Fackeln. So können Meldungen, etwa über sich nähernde germanische Krieger, binnen Minuten über viele Kilometer weitergegeben werden zum nächsten Truppenstandort.

In rund 120 Kastellen – halb Burgen, halb Kasernen – sind Auxiliareinheiten stationiert: Truppen, die fast so gut bewaffnet sind wie die regulären Legionen, die aber nicht von römischen Bürgern gestellt werden, sondern von Männern aus unterworfenen Ländern.

Eines dieser Kastelle ist die Saalburg.

Wohl schon um das Jahr 85 n. Chr. haben Roms Truppen jenen Pass im Hohen Taunus besetzt, an dem sie später ihren Stützpunkt errichten.

Der Höhenzug ist wichtig: Wie eine gigantische Mauer trennt der Hohe Taunus die Wetterau, eine von den Römern kurz zuvor eroberte Ebene, von nordwestlich gelegenen Gebieten, in denen unbesiegte Stämme leben.

Anfangs, das verraten archäologische Spuren, campieren dort wahrscheinlich 80 Mann, geschützt von einem Erdwall. Nach und nach verstärkt das Imperium die Befestigung auf dem Pass. Um 200



An der Grenze tauschen die Menschen nicht nur Waren, sondern auch Ideen. So lernen die Germanen Merkur kennen, hier eine Statuette vom Limes bei Gundelhalm. Bei den Römern gilt er als Gott der Händler – und der Diebe

n. Chr. schließlich ist der militärische Ausbau des Kastells vollendet.

Fortan ist hier die „Cohors II Raetorum civium Romanorum equitata“ stationiert, wie Inschriften verraten: wohl 480 Fußsoldaten und 120 Reiter der „2. rätischen Kohorte römischer Bürger mit Reitern“. Ihr Kommandant ist ein Präfekt aus dem Ritterstand, dem zweithöchsten des Imperiums. Grenzposten wie dieser markieren oft den Beginn einer Militärkarriere.

Ursprünglich stammen die meisten Soldaten dieser Einheit aus Rätien, einer größtenteils südlich der Donau liegenden Provinz. Später werden wahrscheinlich auch Männer aus der Provinz Obergermanien eingezogen, zu der die Taunusregion gehört.

Das Kastell ähnelt wie die anderen Lager am Limes der Praetorianerkaserne in Rom, dem Hauptquartier der kaiserlichen Leibgarde: ein viereckiges Areal, eingefasst von 500 mal 750 römischen Fuß langen Mauern (147 mal 221 Meter) aus verputzten Bruchsteinen, rund sechs Meter hoch und zinnenbewehrt.

Auf jeder Seite führt ein turmgeschütztes Tor ins Innere. Dort stehen unter anderem das Haus des Präfekten, ein riesiger Getreidespeicher sowie eine Appellhalle und ein Fahnenheiligtum (in dem die Standarten aufbewahrt werden,

in dem das Kaiserbild verehrt und in dessen Keller die eisenbeschlagene Kasse der Kohorte bewacht wird).

Dazu kommen noch hölzerne Baracken für die Soldaten, Ställe für die Pferde, Backöfen, Latrinen.

Vor der südlichen Mauer steht eine *mansio*, ein Rasthof mit Innenhof, Gasträumen, Küche, Ställen für kaiserliche Kuriere und Beamte, die im Auftrag des Imperiums unterwegs sind.

Und dort liegen auch die Thermen: Badehallen mit Kalt- und Warmbädern sowie einem Schwitzraum, temperiert durch eine Fußbodenheizung. In einem Brennraum wird Holz verfeuert, die heiße Luft entweicht durch einen doppelten Fußboden und hohle Wandziegel ins Freie und heizt dabei das Bauwerk auf.

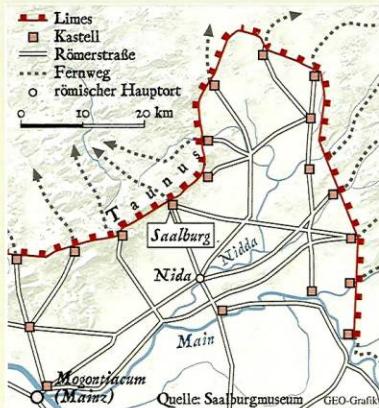
200 Meter nördlich des Kastells windet sich der Limes über den Höhenzug. Ein Durchlass, breit genug für einen Ochsenkarren, unterbricht die scheinbar endlose Linie von Wall und Graben: der einzige Durchweg des Passes.

Vom südlichen Tor aus führt eine Straße gut 14 Kilometer gerade die Hänge hinunter bis nach Nida, dem Hauptort des römischen Taunus-Distrikts. Sie wird, noch in der Nähe des Kastells, von





Die Saalburg erhebt sich 200 Meter hinter dem Limes und dem Durchgang mit der Zollstation (oben rechts) auf römischem Gebiet. 600 Mann sind hier stationiert. Vor dem Kastell haben sich Handwerker sowie die Familien der Soldaten angesiedelt, mehr als 1000 Menschen. Das wuchtige Gebäude vor dem Tor ist eine Herberge für Reisende, dahinter liegen die Thermen: Symbol römischer Zivilisation in der Wildnis Germaniens



Dem Gebirgszug folgend, verläuft der Limes im Taunus in einem Bogen nach Norden. Straßen erschließen die römische Provinz. Das Land der Germanen hingegen ist fast undurchdringlich

ein- und zweigeschossigen Häusern flankiert: Fachwerkbauten, die Dächer gedeckt mit Holzschindeln oder Schieferplatten. Portiken öffnen sich zur Straße – Vordächer auf Holzpfählen.

Und da die Häuser nah beieinander errichtet worden sind, formen diese Portiken einen nahezu durchgehenden Regenschutz zu beiden Seiten der Straße.

Jenseits der Häuser liegen Ställe, Verschläge und Weiden für Pferde, Schweine, Ziegen, Hühner, Gänse. Hunde und Katzen streuhen über die Wege. Mehrere kleine Tempel stehen am Ortsrand, daneben, entlang der Straße, Gräber mit Urnen, darüber auf einem Grabstein oder an einem Pfahl mit hölzerner Tafel der Name des Verstorbenen.

Gut 100 Häuser ist dieser *vicus* groß: ein Dorf, dessen mehr als 1000 Einwohner vom Kastell und den Soldaten leben.

Denn *lixae*, wie römische Chronisten sie nennen, begleiten die Truppen: Wahrsager, Opferpriester, Schauspieler, Tänzerinnen, Musiker, käufliche Mädchen. Bleibt eine Einheit dauerhaft an einem Ort, dann lassen auch sie sich dort nieder. Dazu richten Schmiede, Töpfer, Zimmerleute ihre Werkstätten in den Häusern ein. Bäcker und Garköche ver-

sorgen Soldaten und Zivilisten. Standspuren von großen Weinamphoren in den bis heute erhaltenen, aus Steinen gemauerten Kellern der Häuser sind ein Indiz dafür, dass es dort Tavernen gab.

25 Jahre beträgt die Dienstzeit in der Kohorte der Saalburg – Zeit genug für einen Soldaten, eine Frau zu finden und Kinder zu haben (auch wenn es beide vor dem Gesetz nicht gibt: Kein Soldat darf eine legitime Ehe eingehen). Überlebt der Kämpfer seine lange Verpflichtung, wird ihm das römische Bürgerrecht verliehen. Jetzt erst sind Gattin und Kinder anerkannt, genießt er weitere Privilegien wie verminderter Steuern.

Viele Veteranen siedeln sich im *Vicus* an und bleiben dort. Und die illegitimen Familien jener Soldaten, die noch im Kastell dienen, leben ebenfalls vor dessen Toren.

Kastell und Limes, Thermen und Mansio, *Vicus* und Straße, Tempel und Grab, Symmetrie, rechte Winkel, gerade Linien: Das ist Roms Ordnung, das ist Zivilisation. Man könnte jenseits des Limes 1000 Kilometer weit reisen und würde doch nirgendwo Vergleichbares finden. Was für ein Anreiz für Germanen, dorthin zu ziehen, um zu

handeln, zu lernen, sich zu verdingen, sich gar dort niederzulassen!

Bevor sie den Limes bauten, haben die Römer rund 150 Jahre lang Krieg geführt, wenn auch mit jahrzehntelangen Unterbrechungen.

Einen Krieg, der zwar nicht im Triumph endete – also mit der Unterwerfung des ganzen Landes –, in dessen Verlauf die Legionen aber beiderseits von Rhein, Main und Donau, ja bis zu Weser und Elbe hin Tod und Vernichtung über die Menschen brachten.

Manche Stämme (etwa die Eburonen in der Eifel, dem Gebiet zwischen Rhein und Maas) verschwanden aus der Geschichte, niemand nennt mehr ihre Namen, nichts ist mehr von ihnen überliefert. Tausende wurden erschlagen, weitere Tausende mussten den langen Marsch in die Sklaverei antreten.

Und so sind – möglicherweise als Folge dieser römischen Eroberungspolitik oder aufgrund innergermanischer Streitigkeiten – weite Teile Germaniens gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. nur dünn besiedelt. Das erleichtert den Bau des Limes, der vielerorts durch nahezu menschenleeres Territorium geschlagen wird.

Doch aus herrenlosem Land lassen sich keine Steuern pressen. Dort werden auch keine Ernten eingefahren, mit denen sich die Soldaten am Limes versorgen ließen. Zudem lockt es möglicherweise feindliche Völker aus dem Norden an, sich Äcker und Weiden zu nehmen.

Also siedeln die Kaiser in den von Rom besetzten Territorien Germanen und bereits romanisierte Gallier an.

Wiederum hat kein Chronist Einzelheiten jener Einwanderung überliefert, aber es liegt nahe zu vermuten, dass es Kinder, Frauen und Männer sind, die ihr altes Land aufgeben und zu Fuß, vielleicht mit Vieh und Packtieren, Dutzende oder Hunderte Kilometer weit ziehen, um niedergebrannte Dörfer wieder aufzubauen, zertrampelte Äcker und Weiden neu zu bewirtschaften.

Das Hinterland der Saalburg ist eine solche Region: Vermutlich hausen dort Überlebende der zuvor siedelnden Germanen- und noch älterer Keltenstämme.

Etwas weiter im Westen behalten immerhin die Mattiaker ihre Heimat. Ein Stamm, der sich früh auf die Seite des Imperiums geschlagen hat. „Herz und Gesinnung sind bei uns“, lobt der römische Historiker Publius Cornelius Tacitus 98 n. Chr. die Mattiaker in seinem Buch „Germania“ und röhmt deren „Lebhaftigkeit“. Viel mehr weiß man nicht über sie.

Als Neusiedler holen die Römer Gallier in das von ihnen besetzte Germanien. Zählt man die für dieses Volk typischen Namen auf erhaltenen Grab-

ab 83 n. Chr. „Mit dem Eintritt in das Mannesalter lassen sie Haupthaar und Bart wachsen“, schreibt Tacitus, „und erst, wenn sie einen Feind erschlagen haben, besiegen sie diesen der Tapferkeit geweihten und verpfändeten Zustand ihres Gesichtes. Über dem Blut und der Waffenbeute enthüllen sie ihre Stirn und glauben, erst jetzt die Schuld ihres Daseins entrichtet zu haben.“

Niemals gelingt es den Legionen, die Chatten zu unterwerfen. Doch seit etwa 90 n. Chr. herrscht Friede. Immer mehr Siedler dies- und jenseits des Limes nehmen sich Land, gründen Gehöfte, bauen Werkstätten auf.

Es beginnt eine Zeit des Handels.

Um 200 n. Chr. in Germanien: eine Zeit des Friedens in einem kriegsgeschädigten Land

steinen, so lässt sich schätzen, dass mindestens 15 Prozent der Bewohner der Agri decumates aus Gallien stammen. „Gesindel“ nennt Tacitus jene Pioniere, und „aus Not Verwogene“.

Jenseits des Limes aber, im unbesetzten Germanien, in der Gegend des heutigen Kassel, ist ein mächtiger Stamm in seiner Heimat geblieben.

„Weiter nördlich beginnt mit dem herkynischen Walde das Land der Chatten“, überliefert Tacitus. „Bei diesem Volk sind kräftiger die Gestalten, sehnig die Glieder, durchdringend der Blick und größer die geistige Regsamkeit. Für Germanen zeigen sie viel Umsicht und Geschick: Sie stellen Männer ihrer Wahl an die Spitze, gehorchen den Vorgesetzten, kennen Reih und Glied, nehmen günstige Umstände wahr, verschieben einmal einen Angriff, teilen sich ein für den Tag, verschanzen sich für die Nacht.“

Die Chatten sind fürchterliche Gegner Roms, vor allem in den Kriegen

Denn in einem Kastell mit angegeschlossenem Vicus wie der Saalburg leben zusammen mehr als 1500 Menschen. Sie haben die Eichen und Buchen auf dem Pass gerodet, doch Platz für Getreidefelder haben sie nicht geschaffen. Dem kargen, steinigen Boden können weder Gemüse noch Kräuter abgerungen werden. Metall wird hier kaum gefördert, auch Ton oder Kalk nicht.

Also muss fast alles herangeschafft werden: Weizen und Gerste für das Brot und den Getreidebrei (über 600 Tonnen pro Jahr, haben Forscher errechnet). Wein und Most in mannshohen Amphoren und anderen Gefäßen.

Erbsen und Gewürze, Heu für Pferde und Vieh. Ton- und Bronzegeschirr für die Tafel, Eisen für Schwerter und Lanzenspitzen. Ziegel und Mörtel für die Häuser. Leder für Schwertgurte und Schuhe, Gläser für die Badeöle in den Thermen, Stoffe für Umhänge.

Und Münzen, kistenweise.

Erhaltene Listen überliefern den Sold jedes Dienstgrades in der Armee in Sesterzen (Messingmünzen, die nominell 27 Gramm wiegen). So verdient ein Ko-

hortenpräfekt im Jahr 197 n. Chr. 36 000 Sesterzen, ein Zenturio – eine Art Hauptmann – 10 000 Sesterzen, ein Fußsoldat 2000, jeweils auszuzahlen am 1. Januar, 1. Mai und 1. September, abzüglich ein Prozent Steuern sowie der Kosten für Waffen, Verpflegung und Sterbekasse.

Reich wird damit kein Soldat. Dennoch muss der Kaiser allein für die Besetzung dieses einen Kastells Jahr für Jahr rund 1,45 Millionen Sesterzen entsenden: nominell fast 40 Tonnen Messing, tatsächlich wohl weniger, dafür werden auch Gold- und Silbermünzen ausgegeben. Maultiere schleppen das Vermögen in hölzernen Kisten, jedes mit maximal 150 Kilogramm beladen.

Viele Vorräte und einfache Waren, tönernes Geschirr oder Bauziegel etwa, beziehen die Soldaten und Einwohner auf gleichem Weg aus dem Hinterland.

Verfeinerte Waren – Wein, Badeöl, Glas – kommen aus ferneren Provinzen des Imperiums. Doch manches wird ihnen auch von jenseits des Limes gebracht. Aus dem freien Germanien.

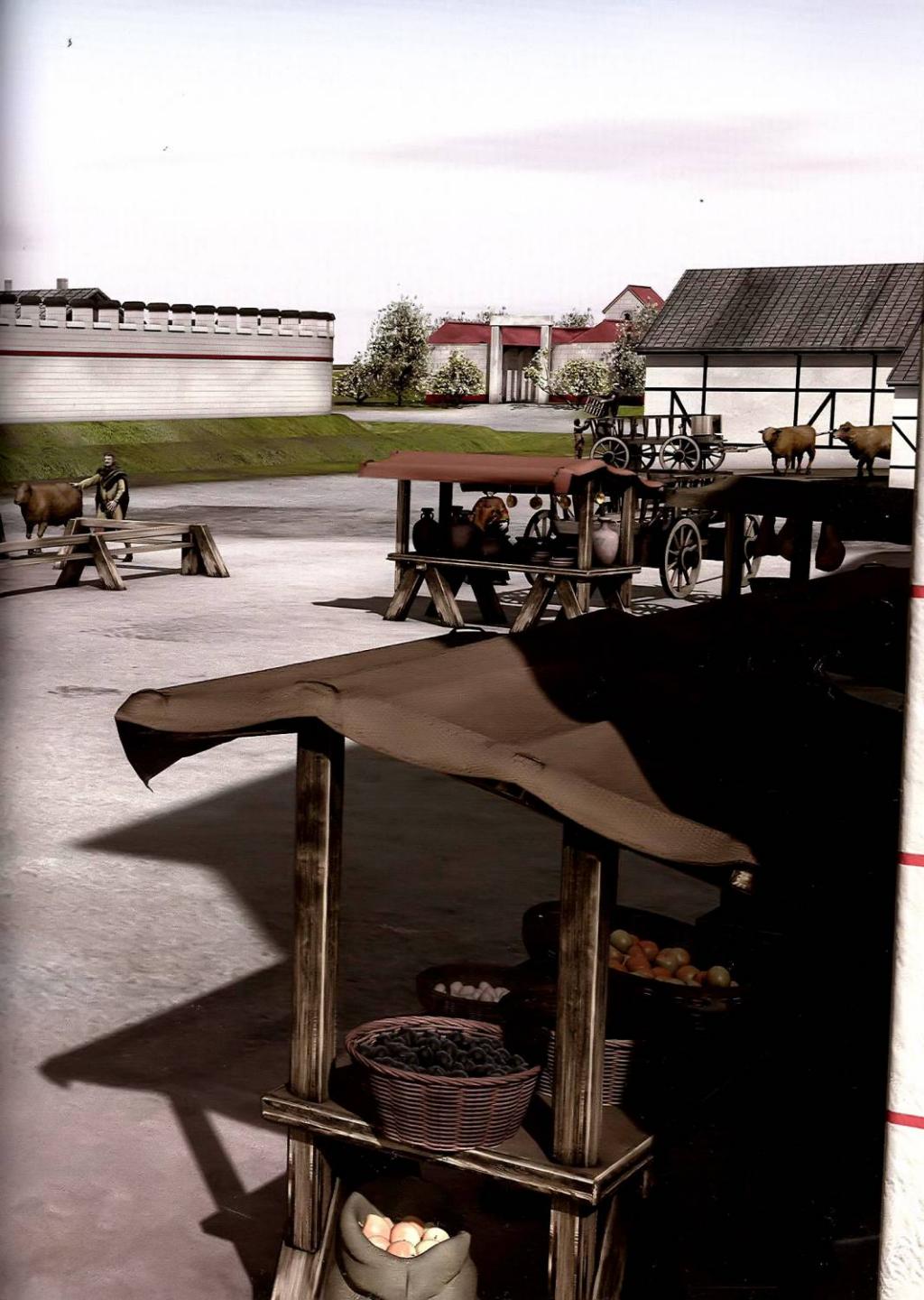
Kein antiker Bericht überliefert dergattige Einzelheiten, doch werden die Chatten wohl Weizen, Gerste, Hirse und Roggen angebaut haben, denn ihr Land ist fruchtbar. Das Getreide laden Händler vielleicht auf Maultiere oder Ochsenkarren. Die Germanen ziehen Rinder speziell für den römischen Markt heran. Manche Züchter haben sich auch auf Pferde spezialisiert. Andere liefern Leder und Hämme.

Auf gewundenen Waldwegen, kaum mehr als Trampelpfade, sind sie zu ihren römischen Kunden unterwegs, womöglich tagelang. Dann werden sie am Limes-Durchgang angehalten. Dort stehen einige Soldaten Wache. In einem kleinen Haus melden sich die Germanen, in einem umzäunten Hof legen sie ihre Waren ab.

Das Imperium erhebt Zoll, vermutlich 2,5 Prozent. Diesen Anteil müssen die Händler entrichten, dann ziehen sie weiter – nun auf der gut ausgebauten römischen Straße. Vorbei an den Mauern



Die Freifläche vor dem Haupttor des Kastells ist Marktplatz. Hier tauschen Germanen ihr Vieh – etwa gegen Obst oder römische Waren wie Keramiken und Gläser, die sie manchmal Hunderte Kilometer weit heim ins Barbarenland transportieren.



des Kastells, hinter deren Zinnen Soldaten mit Schwert, Schild und Lanze patrouillieren.

Die meisten Händler wandern wohl nur bis zum Vicus, wo sich die Straße unmittelbar vor dem Südtor der Saalburg zu einer Art von trichterförmigem Marktplatz erweitert.

Einzig den bereits lange mit Rom verbündeten Menschen vom Stamm der Hermunduren, die im heutigen Thüringen leben, ist es gestattet, so Tacitus, nicht nur an der Grenze, sondern auch im Inneren des Imperiums als Händler umherzureisen.

Auf dem Platz vor dem Kastelltor feilschen die Chatten mit Trossoffizieren der Kohorte, mit römischen und gallischen Zwischenhändlern, mit Handwerkern und Hausfrauen des Dorfes um Preise – ob jederzeit oder nur zu bestimmten Markttagen, kann heute niemand mehr sagen.

Viele sprechen „barbarisches“ Latein, durchsetzt mit fremden Ausdrücken, in fehlerhafter Grammatik. (Anderorts am Limes sind auf Holz geschriebene Briefe gefunden worden, verfasst in jener rauen Sprache der Grenzer.)

Für ihre Waren erhalten die Germanen römische Münzen oder Gegenstände, die so aufwendig herzustellen sind, dass niemand in Germanien sie fertigen kann. Beispielsweise feine, röthlich schimmernde und mit Reliefs verzierte Keramik. Oder eiserne Waffen, bronzenen Kessel, filigrane Gläser.

Dann kehren die Besucher in ihre germanische Heimat zurück, vielleicht noch am selben Tag, vielleicht erst nach einem längeren Aufenthalt.

Möglich, dass sie einen Teil ihres Gewinnes gleich in einer Taverne beim Würfelspiel riskieren. Möglich, dass sie zum Ortsrand gehen, um im Tempel vor den Sandsteinstatuen des gallischen Unterweltgottes Sucellus und seiner Gefährtin Nantosvelta zu opfern.

Ihre Waren, diesen römischen Luxus, werden Archäologen Jahrhunderte später in Thüringen und Friesland finden, in

Jütland und Polen. Und so viele Sesterzen bringen die Händler mit in ihre Heimat, dass die Chatten, die bis dahin nur den Tauschhandel kennen, wohl zum ersten Mal untereinander mit dem fremden Geld bezahlen.

Doch nicht alle Germanen kehren heim – mancher bleibt im Vicus, ein paar Jahre oder sein ganzes Leben. Und für einige wenige wird der entlegene Stützpunkt im Taunus womöglich gar zum Ausgangspunkt einer weiten Reise bis in das Herz des Imperiums.

Etwa für einige Handwerker unter den Chatten, die auf die Herstellung von Geschirr spezialisiert sind, aber nun bei dem Besuch des Vicus erkennen,

Lauf von Jahrzehnten müssen Tausende Germanen in die Armee gegangen sein – sowohl aus den Agri decumates als auch aus unbesetztem Land jenseits des Limes.

Im Kastell werden sie nicht nur körperlich gedrillt, sondern lernen auch, richtig Latein zu sprechen, dem Kaiser und den römischen Göttern zu huldigen, römische Speisen zu essen, wie ein Römer in den Thermen zu baden, sich wie ein Römer in der Tunika zu kleiden.

Nach und nach nehmen sie wohl auch die Arroganz der Weltenherren an und

Händler, Verschleppte, Deserteure:

Tief in Germanien

beginnen manche Römer ein neues Leben

dass die Schüsseln und Trinkbecher der Römer ungleich eleganter und praktischer sind als ihre eigenen unformigen Waren.

Möglich, dass der eine oder andere Töpfer der Chatten im Vicus bleibt, um die überlegene Technik des Imperiums zu erlernen. Im Rheinland jedenfalls ist in römischer Art gefertigtes Geschirr gefunden worden, das von einem Germanen signiert worden ist: Auvicco, der Besitzer eines Töpfersofens, hat seinen Namen vor dem Brand in den noch feuchten Ton ritzen lassen.

Die ersten Steinmetze, die Bildnisse auf Grabsteinen erschaffen oder Statuen und Inschriften, die im Kastell aufgestellt werden, sind wohl aus Italien oder Gallien eingewandert. Doch offenbar bilden sie bald einheimische Lehrlinge aus, die zwar größer arbeiten, aber immerhin zu den ersten Germanen zählen, die Skulpturen in Stein schaffen.

Und schließlich kann sich jeder, der jung ist – ein genaues Eintrittsalter ist nicht festgelegt –, als Rekrut im Kastell melden. Auch hier sind weder Namen noch Einzelheiten überliefert. Doch im

den Stolz auf das römische Bürgerrecht, das ihnen ja nach langen Dienstjahren als Lohn winkt – und mit dem sie, die ehemaligen Barbaren, überall im Imperium gleichwertige Bürger sind. Mit dem sie in der Grenzregion sogar zur Elite im Dorf aufsteigen.

Und manchem ehrgeizigen Kämpfer wird nicht einmal das genügen: Er wird nach Rom gehen.

Wenig weiß man heute über die aus Germanen bestehende Leibwache, mit der sich seit Augustus viele Kaiser umgeben. Wo und wie mögen sie angeworben worden sein? Auf welchen Wegen sind sie bis zur Tibermetropole gelangt?

Klar ist nur, dass sie in Rom stationiert sind, wohl 500 bis 1000 Mann, die vor allem im Kaiserpalast auf dem Palatin Wache halten. Auf ihren Grabsteinen rühmen sie sich, längst in perfektem Latein, ihrer Herkunft: *Natione Ubios* ist dort zu lesen, oder *natione Batavus* – „der Herkunft nach ein Ubier, der Herkunft nach ein Bataver“.

Noch weniger als über die Germanen im Zentrum des Imperiums ist über die Römer im Herzen des Barbarenlandes bekannt. Manche Inschriften und Notizen antiker Chronisten erzählen von *negotiatores*, römischen Händlern, die weit jenseits des Limes in das Territorium der Germanen reisen, um dort Vieh zu kaufen, begleitet wohl von wenigen Bewaffneten, womöglich auch allein.

Mindestens einer dieser wagemutigen Händler war zuvor Dolmetscher in der Armee, beherrscht also die Sprachen der Germanen. Von anderen berichten Historiker, dass Einheimische sie im Zorn erschlagen haben.

Manche Römer bleiben sogar für immer jenseits des Limes. Überreste einer Werkstatt im heutigen Thüringen lassen Archäologen vermuten, dass dort römische Töpfer gearbeitet haben. Verschleppte Handwerker?

Oder vielleicht Deserteure? Soldaten also, die in ihren langen Dienstjahren das Töpferhandwerk erlernt haben und die sich, weshalb auch immer, irgendwann davonstehlen mussten, in die Gebiete jenseits des Limes, außerhalb der Reichweite der römischen Justiz.

Hat sich ein entlaufen Soldat in gedeinem germanischen Dorf versteckt – geduldet, geehrt vielleicht sogar, weil er einen Schatz mitbrachte: sein Wissen?

Nach wie vor wissen die Forscher nur wenig über die *Pax Romana*, den „römischen Frieden“ in den Provinzen. Über die Jahrzehnte im 2. Jahrhundert n. Chr., da es so aussah, als könnten Imperium und Barbaren- tum voneinander profitieren. Und wenig wissen sie auch über das Erlöschen jener Epoche.

Doch am Ende einer Zeit, die am Limes stabil gewesen zu sein scheint, ging es offenbar weit im Norden, im unbesetzten Germanien, turbulent und blutig

Literatur: Egon Schallmayer (Hg.), „Hundert Jahre Saalburg“, Zabern; reich illustriert, wenn auch verweigrend gepliertes Standardwerk zur Saalburg. Maureen Carroll, „Römer, Kelten und Germanen“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft; übersichtliche Geschichte des Zusammenlebens von Römern und Barbaren in den germanischen Provinzen.

Römisches Kunstgewerbe wie diese mit Reliefs verzierte Keramikschale aus einem Kastelldorf am Limes bringt germanischen Besitzern hohes Ansehen – und wird oft über viele Generationen hinweg vererbt oder als Schatz im Boden vergraben



zu (siehe Seite 74). Neue Stämme entstanden, neue Herrscher rissen zuvor nie gekannte Macht an sich und kommandierten nun große Heere.

Und eines Tages schließlich setzten sich kriegerische Scharen in Bewegung, drängten hin zu den Schätzen und den Ländereien des Imperiums – und überfielen den Limes.

Im Jahr 233 n. Chr. überwand eine germanische Streitmacht die Grenzlage an mehreren Stellen. Sie überfielen auch den Vicus an der Saalburg, die Häuser brannten nieder.

Nach jenem Angriff, das legt zumindest der Mangel an späteren Funden nahe, flohen die Einwohner, sofern welche die Attacke überlebt hatten. Das Dorf wurde nie wieder aufgebaut.

Das Kastell hielt sich wohl noch einige Jahrzehnte länger. Doch spätestens um 260 n. Chr. wurde es geräumt – offenbar in geordneten Umständen.

Zujener Zeit war das Imperium durch dieandrängenden Germanen, vor allem jedoch durch innere Wirren längst so geschwächt, dass der Kaiser den Obergermanisch-Rätischen Limes nicht länger halten konnte.

Die Truppen wurden wieder hinter Rhein und Donau zurückgezogen, weil die Ströme als gewaltige Naturhindernisse die Verteidigung erleichterten.

Und so nahmen irgendwann um 260 n. Chr. Soldaten die schweren Soldkisten und die Standarten aus dem Fahnenheiligtum an der Saalburg, packten Waffen und Werkzeuge zusammen, beluden ihre Pferde und Maultiere und marschierten aus dem südlichen Tor auf den langen Weg in Richtung Rhein – auf einer schnurgeraden Straße, wie es römischen Soldaten geziert.

Danach scheint sich kein germanischer Kriegerfürst jemals für das Kastell interessiert zu haben. Es zerfiel, wurde von Bäumen überwachsen, von den Menschen späterer Jahrhunderte als Steinbruch geplündert.

Und selbst heute, da die Saalburg gründlich erforscht und rekonstruiert ist und eine Bundesstraße ungefähr dem uralten Passweg folgt, leben kaum Menschen auf dieser Taunushöhe.

Niemals wieder ist dieser Ort so aufgeblüht wie in jenen glücklichen Jahrzehnten, da Römer und Germanen hier friedlich zusammenlebten. □

Cay Rademacher, 43, ist der Geschäftsführende Redakteur von **GEOPOCHE**. Bei der Recherche zu Text und Illustrationen helfen die Wissenschaftler des Saalburgmuseums bei Bad Homburg. Das rekonstruierte Römerkastell ist für Besucher geöffnet, Infos unter www.saalburgmuseum.de

DAS GEHEIMNIS DER DUNKLEN JAHRE

Keine Chronik kündet von den Ereignissen, keine Inschrift nennt Herrscher, kein zeitgenössischer Bericht überliefert Daten. Und doch müssen es gewaltige Umbrüche gewesen sein, die zwischen 160 und 400 n. Chr. das freie, von Rom nicht besetzte Germanien erschütterten: Fast ununterbrochen herrschte Krieg, Kampfverbände zogen durchs Barbarenland, mächtige Anführer erhoben sich zu Königen – und gingen wieder unter. Zu den wenigen Zeugnissen dieser finsternen Epoche gehören Waffen, Rüstungen und Werkzeuge, die einst geopfert wurden und bis heute erhalten blieben

Nach einer gewonnenen Schlacht huldigten die Germanen den Göttern und versenkten dazu die Ausrüstungen der besiegten Gegner in einem See – selbst dieses silberne Gesichtteil eines prächtigen Helms. Um 1860 fanden Archäologen die Maske sowie Schildbuckel, Münzen, Gewandspangen und Gürtelschnallen in dem Moor von Thorsberg in Schleswig-Holstein





1 2



3

Rund 15 000 Fundstücke haben Archäologen aus dem Moor von Illerup im dänischen Jütland geborgen, darunter ein Gebiss mit Zügelkette für Pferde [1], den bronzenen Schmuck eines Schwertgurtes in der Form einer Männerfigur [2] sowie eine silberne Schnalle [3], die einst zu einem Pferdegeschirr gehörte und wohl einen Sattelriemen zusammenhielt

Das morastige Tal des Baches Illerup Å ist den Menschen in der Gegend um das dänische Skanderborg schon seit Jahrhunderten unheimlich. Im Herbst und Winter, wenn in Jütland die Tage kurz und die Nächte lang und dunkel sind, ziehen Nebelschwaden über das von düsteren Hainen gesäumte Moor. Früher erzählte man sich, dass in solchen Nächten ein kopfloser Reiter durch die Senke jage, gefolgt von vier feuerspeienden Pferden.

Die Gegend barg lange Zeit tatsächlich ein Geheimnis. Mehr als 1500 Jahre blieb es versteckt im morastigen Talgrund. Und als man es schließlich entdeckte, offenbarte es eine Geschichte, um vieles schauriger und blutiger als ein einsamer Reiter ohne Kopf. Eine Geschichte von furchtbaren Schlachten, vom Leben und Sterben zahlloser germanischer Krieger in der Zeit zwischen 160 und 400 n. Chr. – dem „dunklen Zeitalter“ Germaniens.

Während Rom damals in kaiserlichem Glanz erstrahlte, lagen über Germanien düstere Schatten. Jenseits des Limes brodelte es, gingen gewaltige Dinge vor sich:

Durch das Barbaricum, die Gebiete nördlich der römischen Reichsgrenzen, zogen germanische Heere, untereinander verstrickt in blutige, immer neu aufflammende Kämpfe. Anführer schwangen sich zu Heerkönigen auf, brachten wohl immer größere Territorien in ihren Besitz, verteidigten verbissen Macht und Land. Die Vorgänge und Umwälzungen müssen beträchtlich gewesen sein.

Und doch weiß bis heute niemand, was genau geschehen ist. Nirgendwo ist überliefert, wer gegen wen antrat. Keiner kennt die Heerführer und die Orte, an denen ihre Streitmächte auseinandertrafen. Kennt die Gründe für die Feldzüge, und in den meisten Fällen weder den Sieger noch die Besiegten.

Denn zwar hatten die Germanen eine Schrift – die Runen –, aber sie nutzten sie nicht, um solche Ereignisse festzuhalten (siehe Seite 96). Und obwohl sie bei den Römern gesehen hatten, wie man Ziegel

brennt und damit Häuser baut, konstruierten sie ihre Behausungen nach wie vor aus vergänglichem Holz, das leicht zu bearbeiten war und überall verfügbar. Und so steht Historikern keine Tempelruine zur Verfügung, kein Triumphbogen, keine Niederschrift eines germanischen Historikers, um zu erheben, was sich in jenen finstern Jahrhunderten im Barbarenland wirklich zugetragen hat.

Auch römische Quellen helfen nicht: Caesar und Tacitus, die von den Germanen berichtet hatten, waren bereits lange tot, als um 160 n. Chr. im Barbaricum das dunkle Zeitalter begann. Von dem römischen Geschichtsschreiber Cassius Dio sind vor allem Schriften aus der



Möglicherweise opferten die Kämpfer ihren Göttern aus Dank für den Erfolg in einer Schlacht (hier Kriegsgott Odin auf einer Medaille). Vielleicht aber sollten die Gaben auch zeigen, dass es der siegreiche Feldherr nicht nötig hatte, die Beute für sich zu behalten

Fröhheit überliefert. Und der christliche Historiker Orosius, der über die Barbaren jener Zeit schrieb, wurde erst 385 n. Chr. geboren.

Forscher, die die germanische Welt jener Jahrhunderte dennoch entschlüsseln wollen, müssen deshalb anderen Spuren folgen. Versteckte, kaum erkennbare Siedlungsreste zeigen ihnen, wo Handelsplätze lagen und vielleicht auch die Zentren der Macht. Gräber berichten von sozialen Hierarchien und Bräuchen. Opferplätze ermöglichen Rückschlüsse auf religiöse Rituale – und auf Schlachten.

Und manchmal hilft der Zufall, und ein Moor gibt sein Geheimnis preis.

Am 5. Mai 1950 stieß ein Dränage-meister bei Entwässerungsarbeiten im Tal der Illerup Å auf eiserne Pfeil- und Speerspitzen. Der Mann meldete seinen Fund einem Archäologen der Universität Århus, der innerhalb kurzer Zeit etwa 20 Schwerter, 80 Speer- und Pfeilspitzen und zwei Schildbeschläge fand.

Schon bald darauf begannen die Archäologen mit einer Grabung. Schnell wurde klar, dass an der Talstelle früher ein kleiner, rund drei Meter tiefer See gelegen hatte. Mit den Jahrhunderten war er immer seichter geworden und hat-

te sich schließlich zum Moor gewandelt – ein Vorteil für die Archäologen, denn im Moor ist der Sauerstoffgehalt gering. Dadurch fehlt all jenen Bakterien die Lebensgrundlage, die organisches Material zersetzen, und die Korrosion etwa von Eisen verlangsamt sich.

Zudem ist das Tal der Illerup Å ein basisches Moor, der pH-Wert entspricht dem einer Lauge. So konserviert es Metalle und Knochen besonders gut; auch Holz bleibt erhalten.

Über Jahrzehnte durchsuchten die Forscher in einem 40 000 Quadratmeter

großen Bereich des Moores jeden Kubikzentimeter Boden nach Hinterlassenschaften. Sie fanden Lanzen, Speere sowie Schwerter mit römischen Klingen, darunter eine besonders prächtvolle Waffe mit einem Griff aus Elfenbein, Silber und Gold. Sie stießen auf Pferdeskelette und Zaumzeug, auf Schildbeschläge aus Eisen, Bronze und Silber.

Die Funde waren offensichtlich Relikte einer gewaltigen Schlacht.

Nicht nur Waffen gruben die Archäologen aus, auch Alltagsgegenstände und Kriegerbedarf: Schlagfeuerzeuge, Kämme, Feilen, Messer und sogar einen im Feuer zu erhitzenden Lötkolben, an dem noch Reste einer Zinnlegierung klebten. Wahrscheinlich hatte eines der unbekannten Heere einen Feinschmied dabei, der Waffen und Ausrüstung reparierte.

Es gab viele solcher Seen im Barbaricum, in denen die Menschen während der finsternen Jahrhunderte Kriegsgerät versenkten: Beutegut, das die Sieger einer Schlacht den Göttern opferten – möglicherweise aus Dankbarkeit, weil der Kriegsgott im Kampf nicht von ihrer Seite gewichen war. Vielleicht aber auch,

um sich in den unsicheren Zeiten mit wertvollen Gaben das Wohlwollen der Götter zu erhalten.

Gut möglich sogar, dass die Opferungen nichts als Macht demonstrieren waren, veranlasst vom siegreichen Stammesführer, mit Blick auf die eigene Gefolgschaft: Seht her, ich bin so mächtig, dass ich selbst die schärfsten und wertvollsten Waffen unserer Feinde den Göttern übergeben kann.

Sicher ist jedenfalls, dass Waffenopfer für das dunkle Zeitalter typisch waren: Allein im südlichen Skandinavien fanden Archäologen 20 ähnliche Schauplätze. Doch der Schatz aus dem Illerup-Å-Tal erwies sich als der größte und reichste Fund dieser Art im Norden: Insgesamt gab das Moor bei Skanderborg mehr als 15 000 Gegenstände frei.

Erst 1985, 35 Jahre nach der Entdeckung, hörten die Archäologen dort auf zu graben. Und es dauerte noch mehr als 15 Jahre, bis alle Funde gesichtet, geordnet und dokumentiert waren. Bis 2006 legten der dänische Archäologe Jørgen Ilkjær, sein Schleswiger Kollege Claus von Carnap-Bornheim und ein weiterer Wissenschaftler nach und nach 23,5 Kilogramm bedruckten Papiers vor: zwölf Bände mit insgesamt 4364 Seiten detaillierter Beschreibungen, Zuordnungen und Bewertungen der Fundstücke aus dem Tal der Illerup Å.

Ein mächtiges Konvolut, das immerhin einen spaltbreiten Blick ermöglicht in diese geheimnisvolle Zeit der Kriege.

„Man muss halt lernen, diese Funde zum Sprechen zu bringen“, erklärt Claus von Carnap-Bornheim, heute der Direktor des Archäologischen Landesmuseums in Schleswig.

Die Arbeit begann mit der Datierung: Wann wurden die Teile im See versenkt? In welcher Reihenfolge? Und aus wie vielen Opferungen entstammen die gefundenen Gegenstände?

In morastigem Gelände kann man nicht so lesen wie in normalem Untergrund, der aus nacheinander abgelagerten Schichten besteht und in dem sich die



1

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. legten die Hinterbliebenen eines verstorbenen reichen Mannes auf der dänischen Insel Seeland dem Toten neben anderen wertvollen Beigaben einen goldverzierten Gurtbeschlag ins Grab (1). Der Schwertgriff aus Silber und Gold (2) hingegen ist ein Fundstück aus dem Moor von Illerup. Ebenso der erbeutete Schildbuckel (3), den die Sieger vom Schild gerissen, mit einer Lanze durchstochen oder durch Hiebe deformiert haben, wohl um das Ansehen der Besiegten zu zerstören.



Die wiederum lieferten Menschen: Söldner für die kaiserlichen Heere und wohl auch Sklaven für den römischen Adel.

Relikte vergangener Welten zumeist recht ordentlich in den dazugehörigen Bodenschichten gruppieren – wie in einem Buch, Zeile um Zeile übereinander. „Wird ein See zum Moor“, erläutert von Carnap, „drückt der Boden von oben nach“ – und schiebe, was zuvor lose auf dem Schlamm lag, immer weiter in den Grund.

Also suchten die Archäologen nach Gemeinsamkeiten. Welche Lanzenspitzen gleichen sich? Welche Schwerter haben die gleiche Form, welche könnten aus der gleichen Werkstatt stammen? Welche Schilde wurden aus ähnlich al-

Roms kulturelle Einfluss war beträchtlich. Wohlhabende Germanen in den grenznahen Gebieten und bis hinauf ins heutige Dänemark kopierten Trinksitten, Luxusgüter, selbst die Begräbnisart des Imperiums. Römische Techniken der Waffen- und Gebrauchsgeräteproduktion verbreiteten sich im germanischen Siedlungsgebiet.

Doch zwischen den Germanenstämmen waren die Zeiten alles andere als friedlich.

Eines Tages fuhr eine große Flotte offener Ruderboote mit mindestens 1000

Die archäologischen Funde sind Zeugnisse brutaler Machtkämpfe im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. Doch die Namen der miteinander verfeindeten germanischen Völker Südkandinaviens sind bis heute unbekannt – wie auch die Ursache der dauernden Kriege



tem Holz gefertigt, welche Waffen aus dem gleichen Metall geschmiedet? Auf welchen Ausrüstungen tauchen identische Verzierungen auf?

Als diese gewaltige Arbeit erledigt war, bot sich den Wissenschaftlern eine Überraschung: Die rund 15 000 gefundenen Teile gehörten zu vier verschiedenen Opferungen – „und von 12 000 Teilen können wir sicher sagen, dass sie an ein und demselben Tag im See niedergelegt wurden“, so von Carnap.

Die Forscher nannten diese Opferung, die älteste der vier, Illerup Platz A.

Es war um das Jahr 205 n. Chr. Am Limes, der befestigten Nordgrenze des römischen Imperiums, herrschte überwiegend Friede. Die Stämme jenseits der Grenze – die Chaten, Hermunduren, Markomannen und Quaden – hatten sich mit dem mächtigen Nachbar im Süden arrangiert. Sie handelten mit den Römern (siehe Seite 62), und selbst Waffen gelangten, trotz offiziellem Verbot, aus dem Römerreich in den Norden des Barbaricum: zu den Langobarden, den Angeln und Warnen.

Kriegern vom Norden her durch das Kattegat. Die Männer hießen Swarta, Niththio oder Laguthewa – die Namen finden sich als Runeninschriften auf einigen ihrer Waffen. Wahrscheinlich stammten sie aus Norwegen. Sicher ist, dass sie kamen, um Krieg zu führen. Und dass sie irgendwo im Osten Jütlands an Land gingen.

Dort aber wurden sie schon erwartet.

Es war ein kurzes, schreckliches Gefecht, die Invasoren wurden vernichtend geschlagen. Die Sieger sammelten ihre Kriegsbeute zusammen und brachten sie zum Opfersee. Am Ufer zertrümmerten sie die Schilde der Feinde, zerrissen deren Kleider, verbogen und zerbrachen die Schwerter, zerstückelten die Schwertgurte und Pferdegeschirre, erstachten die Pferde.

Mit den Waffen wollten die Sieger wohl symbolisch auch den Mut und das Ansehen der feindlichen Krieger zerstören – ob die nun noch lebten oder auf dem Schlachtfeld gefallen waren.

Schließlich wurden die Gegenstände zusammengepakt, mit Stricken, den Mänteln der Krieger oder anderen Textilien umwickelt, auf den See hinausgefahren und über Bord geworfen.

Nichts davon ist irgendwo nachzulösen. Überliefert ist all das, was sich vor

rund 1800 Jahren in der Nähe der Illerup Å abgespielt hat, nur durch einen Haufen zerstörter Waffen, durch modrige Holzstückchen und Pferdeknochen.

Immerhin: Das Datum lässt sich eingrenzen. Denn zu den Opfergaben gehörten auch 200 römische Silbermünzen. „Die jüngste wurde 187/188 n. Chr. geprägt“, so der Archäologe Jørgen Ilkjær, „die Deponierung kann also erst danach stattgefunden haben.“

Zudem sind da noch die Reste der hölzernen Schilde. Mithilfe der Dendrochronologie, einer Datierungstechnik anhand der Jahresringe, können Fachleute genau erkennen, in welchem Jahr der Baum gefällt wurde, aus dessen Holz ein Schild gefertigt ist.

Beispielsweise sei das Eichenholz eines Schildes aus Illerup Platz A im Jahr 187 n. Chr. geschlagen worden, so Ilkjær, während ein weiterer Schild nach 205 repariert wurde. Die Schlacht wird also kurz danach stattgefunden haben, folgern die Wissenschaftler.

So hat man die Waffen, die persönlichen Gegenstände, die Rüstungen – doch wo sind die Krieger? Was weiß man über sie? „Es ist nicht bekannt, was aus den Leuten wurde. Wenn es entsprechende Massengräber gäbe, hätten wir sie vermutlich entdeckt“, sagt von Carnap.

„Vielleicht wurden die Besiegten einfach nach Hause geschickt, vielleicht kamen sie in die Sklaverei. Oder sie wurden misshandelt und hingerichtet – auch wenn wir nicht wissen, wo ihre sterblichen Überreste liegen.“

Ein Hinweis auf eine mögliche Hinrichtung jedenfalls findet sich in einer Schilderung des christlichen Theologen Orosius aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. – der darin allerdings den legendären Sieg der Kimbern und Teutonen über die Römer beschreibt, der auf das späte 2. Jahrhundert v. Chr. datiert.

„Die Feinde vernichteten alles, was in ihre Hand gefallen war“, notierte Orosius: „Die Gewänder wurden zerrissen

und in den Kot getreten, das Gold und Silber in den Strom geworfen, die Panzer der Männer zerhauen, die Pferde in den Strudeln des Stromes ertränkt, die Menschen mit Stricken um den Hals an den Bäumen aufgehängt, sodass der Besiegte kein Erbarmen erfuhr.“

Auch die Kimbern und Teutonen waren ursprünglich wohl aus Jütland gekommen. Und niemand kennt Orosius' Quellen. Denkbar also, dass er Kimbern und Teutonen zuschrieb, was er in Wahrheit über deren *Nachfahren* gehört hatte. Und denkbar auch, dass die Germanen noch immer so mit ihren Feinden verfuhrten.

Doch auch wenn man nicht weiß, wo die geschlagene Invasionsarmee geblieben ist – über ihre inneren Strukturen und ihr Herkunftsgebiet erfuhren die Forscher überraschende Details aus den Funden.

So hat Tacitus beschrieben, dass ein germanisches Heer stets dreifach gegliedert war. An der Spitze standen die Heerführer, die Kommandoebenen darunter wurde von Offizieren gebildet, denen wiederum die Infanterie unterstand.

Dies deckt sich mit den Funden von Illerup Platz A: Das Moor gab die besonders prachtvollen Ausrüstungen von wahrscheinlich fünf Heerführern frei sowie die etwas weniger aufwendigen Gegenstände von 40 Offizieren und die eisernen Schildbuckel von etwa 300 Infanteristen. Da fiel den Archäologen das Verhältnis der Zahlen zueinander auf: Sind die Funde repräsentativ, so unterstanden jedem Heerführer acht Offiziere, die jeweils etwa acht Infanteristen befehligen.

Die gleiche Relation fand sich auch an anderen Ausgrabungsorten – und im römischen Heer. Da im Illerup-Å-Tal bis heute nur 40 Prozent des Areals untersucht worden sind, schätzt Jørgen Ilkjær die Größe der Invasionsarmee auf mindestens 1000 Mann, die, so ergänzt sein Kollege und Mitautor von Carnap, „in einer strukturierten Angriffsformation beim Angriff auf das östliche Jütland eingesetzt waren“.

Demnach zeigen die Relikte im Moor, „dass es bei diesem Kampf nicht um einen zufälligen Raubzug ging, sondern um einen regulären Krieg. Die Funde zeugen von strategischer Planung und von Machtkämpfen zwischen verschiedenen Regionen.“

Denn im dunklen Zeitalter bildeten sich auch im Norden Machtzentren heraus. „Der Aufbau der Gesellschaften wurde hierarchischer“, erklärt von Carnap. Es entstanden frühe Fürstentümer oder gar Königreiche sowie große Handelsplätze wie etwa Gudme auf Fünen.

Möglicherweise kam es zu einigen der Konflikte, weil Stämme versuchten, sich auf Kosten ihrer Nachbarn neue Siedlungsgebiete zu erobern. Doch es muss auch einen Krieg mit den Stämmen jenseits des Kattegat gegeben haben.

„Die Gesellschaften dieses Zeitalters waren offensichtlich hochgradig militarisiert“, so von Carnap. Metallwaffen wurden jetzt in Serie produziert und von den Heerführern an die Krieger ausgegeben, bevor sie zum Kampf ausrückten.

In Ostjütland rammte die Bevölkerung an Fluss- und Fjordmündungen Baumstämme in den Meeresgrund, vermutlich als Sperren gegen eindringende Schiffe. Von Carnap vermutet sogar, dass feindliche Anführer ihre Schlachten verabredeten und sich zur Kriegsführung auf freiem Feld trafen. „Das würde zumindest erklären, weshalb wir trotz der ständigen Kriegszüge kaum eine befestigte Siedlung aus dieser Zeit gefunden haben.“

Die Kampftechniken des dunklen Zeitalters können Wissenschaftler dagegen einigermaßen genau nachvollziehen. Harm Paulsen ist Experimentalarchäologe am Landesmuseum Schloss Gottorf in Schleswig. Er hat die Waffen jener Zeit nachgebaut, aus den gleichen Materialien und mithilfe alter Werkzeuge. Und hat daraus unter anderem die Erkenntnis gewonnen, dass das Holz der Schilder keinem Axt- oder Schwerthieb standgehalten hätte.

„Die Schilder dienten vor allem zum Schutz gegen Steine, Speere und den Pfeilregen der Bogenschützen, mit dem jede Schlacht begann“, sagt er. „Im Kampf Mann gegen Mann waren sie eher hinderlich.“ Überhaupt können Zweikämpfe stets nur wenige Minuten

gedauert haben, denn die Waffen waren viel zu schwer. „Die Schwerter wogen deutlich mehr als ein Kilo“, erklärt Harm Paulsen, „damit konnte man sich nicht stundenlang schlagen.“

Die von den Forschern gefundenen Schwerter beweisen aber, dass trotzdem sehr heftig gekämpft wurde: Scharten in Griffnähe entstanden, wenn sich ein Krieger verteidigte; Kampfspuren weiter oben an der Klinge weisen dagegen auf Angriffshiebe.

Auch das Geheimnis um die Herkunft der Invasoren von der Illerup Å scheint inzwischen weitgehend gelöst. Die aus dem Moor geborgenen Kämme und Teile von Schwertscheiden bestehen aus Elch- oder Rentiergeweih – solche Tiere kamen nur in Norwegen und Schweden vor.

Auch die Feuerzeuge deuten auf diese Region: In der Regel verwendeten die Germanen zum Feuermachen einen Flintstein und einen stählernen Dorn, der über den Stein gezogen wurde. In Illerup Platz A jedoch waren fast alle Feuerzeuge Quarzite. Die aber mussten von der skandinavischen Halbinsel stammen, „denn dort gibt es keinen Flint, deshalb nahm man Quarzit“, so Paulsen.

Noch weiter grenzt von Carnap das Herkunftsgebiet ein. Denn die Invasionsarmee muss mit großen Booten gekommen sein, ähnlich jenem, das der Archäologe Conrad Engelhardt 1863 im Nydam-Moor bei Sønderborg gefunden hat (siehe Seite 136). Um das Jahr 350 n. Chr. war das Eichenschiff dort zusammen mit zahlreichen Waffen versenkt worden – ebenfalls eine Opfergabe. Es war 23 Meter lang, hatte fast neun Tonnen Verdrängung und bot Platz für etwa 45 Männer, 30 davon Ruderer.

Von Carnap hält es für möglich, dass die Invasoren aus Westnorwegen kamen. Dort nämlich „finden sich viele Bootshäuser aus jenen Jahrhunderten, in denen hochseegängige Schiffe Platz hatten“.

Das waren Boote, wie sie für die Überfahrt größerer militärischer Verbän-

de benötigt wurden – immerhin muss die Invasionsschiffe der geschlagenen Armee vom Illerup-Å-Tal mehr als 20 Schiffe umfasst haben.

Allerdings: Wenn von Carnap davon spricht, dass sich in Westnorwegen „viele Bootshäuser finden“, ist das nicht unbedingt wörtlich zu verstehen.

Denn nach gut anderthalb Jahrtausenden ist fast alles Holz zerfallen, verfault, verschwunden – bis auf winzige Reste im Boden, bis auf Spuren, die mit dem bloßen Auge nicht leicht zu erkennen sind. So auch in einer germanischen

befund schlossen wir auf ein ehemals besiedeltes Areal von etwa zweieinhalb Hektar Größe“, so der Wissenschaftler. Also nur ein kleines Dorf.

Tonscherben, Münzreste und Gewandspangen datierten die Forscher auf die Zeit zwischen 100 und 450 n. Chr. „Hier haben vermutlich nicht mehr als 45 bis 50 Menschen gewohnt“, sagt Gustavs.

Er vermutet, dass sie zum Stamm der Semnonen gehörten, „doch wir fanden auch ein bisschen was von den benachbarten Vandalen“.

Die größeren Verfärbungen im Sand erwiesen sich als Reste verlanderter Brunnen, Nebengebäude und Abfallgruben, die kleineren als Pfostenreste, anhand

Mit mächtigen Flottenverbänden überquerten kriegerische Germanen von der skandinavischen Halbinsel aus den Kattegat und überfielen die Bewohner der westlichen Ostseeküste. Vielleicht flüchteten die Invasoren vor Kämpfen und Hunger in ihrer Heimat



Siedlung nahe dem brandenburgischen Dörfchen Klein Köris, rund 50 Kilometer südlich von Berlin.

1971 hatte ein Mitarbeiter des damaligen Museums für Ur- und Frühgeschichte in Potsdam nicht weit entfernt vom Ufer eines kleinen Sees Hinweise auf eine alte Ortschaft gefunden: Scherben und Tonstücke.

Wenige Jahre später entdeckte er dort bei Bauarbeiten rechteckige Mulden und dunkle Verfärbungen des Bodens.

Heute lassen sich solche Boden-Anomalien mit technischen Mitteln genauer untersuchen. Etwa mit hochempfindlichen Magnetometern, die Störungen des Erdmagnetfeldes erfassen, hervorgerufen von verborgenen Siedlungsresten. Oder es wird die elektrische Leitfähigkeit des Untergrunds gemessen.

Denn der Boden in archäologischen Strukturen wie Gräbern oder Abfallgruben ist in der Regel feuchter, weist einen höheren Elektrolytgehalt auf und ist damit leitfähiger als in der Umgebung.

1976 begann in Klein Köris eine Grabung unter der Leitung des Archäologen Sven Gustavs. „Aus dem Oberflächen-

erer sich die Grundrisse der Bauernhäuser in dem Dorf genau rekonstruieren ließen.

„Insgesamt fanden wir hier 45 Nebengebäude, und in den besten Zeiten gab es fünf Gehöfte im Dorf“ – außerdem eine kleine Metallwerkstatt. Der dortige Feinschmied fertigte und reparierte Nadeln aus Bronze und Schmolz dafür unter anderem römische Münzen ein, die er zuvor zerkleinert hatte.

Es war kein reiches Dorf – die Leute lebten als Ackerbauern und Viehzüchter –, aber ein friedliches. „Über den ganzen Zeitraum hinweg fand sich kein Hinweis auf Krieg, nur vereinzelte Brände hat es gegeben“, berichtet der Archäologe.

Nicht überall in Germanien also war das dunkle Zeitalter kriegerisch.

Eines allerdings suchte Sven Gustavs im Umkreis des Dorfes vergebens: ein Gräberfeld, wie es eigentlich zu jeder germanischen Siedlung gehört. An diesen Ruhestätten erfahren Wissenschaftler in der Regel besonders viel über den Alltag der Menschen im Barbaricum.

Denn in den Gräbern liegen meist auch Dinge, die den Toten einst mal teuer waren oder die sie wohl nach Ansicht

der Lebenden in der Jenseitswelt gut gebrauchen konnten, etwa Spielsteine, zum Zeitvertreib. Oder Pfeilspitzen für die Jagd. Oder Nähzeug für den Notfall. Manchmal Kämme und sogar ein Ohröffchen für die Körperpflege.

Über viele Jahrhunderte war es Sitte bei den meisten germanischen Stämmen, die Verstorbenen zu verbrennen. Anschließend klautete man den Leichenbrand aus dem Scheiterhaufen und begrub ihn. Zumeist in einer Urne aus Ton, manchmal in einem Holzgefäß. Reiche wurden ebenso verbrannt wie Arme.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. aber übernahmen die Germanen, zuerst im südlichen Elbe-Raum, eine Praxis aus den römischen Provinzen: die Körperbestattung. Die Toten wurden immer häufiger in einfachen, rechteckigen Grabgruben beigesetzt, auf dem Rücken liegend, meist mit dem Kopf nach Norden.

Bei angesehenen Menschen war die letzte Ruhestätte mit Holz verschalt und in einigen Fällen mit tonnenschweren Steinen abgedeckt – wie jenes „Fürstengrab“, das 1990 in Gommern bei Magdeburg entdeckt wurde und einen der größten Schätze enthielt, die je aus dem dunklen Zeitalter geborgen werden konnten.

Ob der Tote zu Lebzeiten eine führende Position in seinem Stamm eingenommen hat, wird man nie erfahren. Sicher ist: Er war 30 bis 40 Jahre alt, als er starb. Und er war reich. Zumindest wurde er reich bestattet.

Er lag aufgebahrt in einer Grabkammer auf einer hölzernen Liege – die zwar zerfallen war, aber die Nägel am Boden markierten noch ihre einstige Position.

Hinter dem Kopfende hatte einst sein prächtiger Schild mit 1,30 Meter Durchmesser gestanden, am Fußende ein metallener Klappstisch aus Rom, darauf ein kostbares Trinkgeschirr. Daneben ein Brett mit Spielsteinen.

Angetan war der Verstorbene mit goldenem Hals- und Fingerring, silbernen Gewandspangen und Sporen. Unter und neben der Liege lagen ein Bronzekessel,



Reisen Sie von einem Mythos zum
nächsten: magische Orte.

Kolle Rehbe

In dieser Ausgabe

Erleuchtend
Deutschlands heilige Wanderwege.

Legendär
Die Top 20 der magischen Orte.

Geheimnisvoll
Von Hexenmärkten und Ufo-Häusern.

GEO Special
DIE WELT ENTDECKEN

MAGISCHE ORTE

Pilgern in Deutschland
Die wiederentdeckten Jakobswägen
Staunen in Bolivien
Auf dem Hexenmarkt von La Paz

ZAUBERHAFT REISEN
Von der Wüste bis Hollywood:
Energiequellen für jedermann



Osterinsel, Atlantis, Stonehenge:
Neues über Rätsel mit uralter Anziehungskraft

www.geo-special.de

Aktuelles Wissen für die Reise

ein silberner Eimer und Glasgefäß aus dem Römischen Reich.

Lang Zeit glaubten Archäologen, aus Funden wie diesem auf eine adelige germanische Gesellschaft schließen zu können, mit reichen Fürsten und bürgerlicher Gefolgschaft.

Doch gerade das sei daraus gar nicht ohne Weiteres abzulesen, betont der Experte für Vor- und Frühgeschichte, Heiko Steuer. Denn Prunkgräber wie das von Gommern beweisen nicht, dass es damals tatsächlich Fürsten und Adelige gegeben habe. Die Gründe, weshalb

Aus der Zahl der Gräber und der Grabbeigaben schließt Gebühr beispielsweise auf die ungefähre Bevölkerungszahl in einem Gebiet: „Nehmen wir den Urnenfriedhof von Hamfelde in Schleswig-Holstein. Dort wurden im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. rund 700 Männer begraben, und nur zehn Prozent von denen hatte man Waffen ins Grab gelegt“, erklärt der Forscher.

„Das kann ich dann hochrechnen: Zu den Männern kamen noch einmal etwa ebenso viele Frauen, dazu viele Kinder. Folglich waren höchstens vier bis fünf Prozent der Bevölkerung überhaupt unter Waffen. Wenn wir also zum Beispiel im Moor von Nydam die Ausrüstungen

Um 375 n. Chr. fielen die Hunnen in Osteuropa ein. Die dortigen Germanenstämme wichen vor den Reiterkriegern zurück – und drängten in die römischen Provinzen. Damit endete die »dunkle Zeit«: Von nun an gab es wieder Zeugnisse römischer Chronisten



einem Toten kostbares beigelegt wurde, könnten ganz vielfältig gewesen sein.

„Ob man einem Mann nur einen Tontopf ins Grab stellte oder ein Bronzegefäß oder ein Schwert, das hing nicht von seiner Position ab“, so Steuer. „Sonst davon, ob man diese Dinge überhaupt besaß – und entbehren konnte.“

Get möglich, dass nicht Geburt oder Standeszugehörigkeit entschieden, wer zur Oberschicht gehörte. Sondern dass man erst durch erwiesene Tüchtigkeit oder Tapferkeit mit einem prunkvollen Beigaben belohnt wurde.

Für Michael Gebühr erzählen die germanischen Gräber noch ganz andere Geschichten. Der Schleswiger Archäologe und Experte für germanisches Leben in Nordeuropa geht oft ungewöhnliche Wege und bedient sich gern der Statistik. Seine Arbeiten sind voller Tabellen und Balkendiagramme.

Literatur: Jørgen Ilkjær, „Illerup Ådal – ein archäologischer Zauberberg“, Moesgård Museum; reich bebilderte Schilderung einer wissenschaftlichen Spurensuche. Michael Gebühr, „Nydam und Thorsberg. Opferplätze der Eisenzeit“, Förderverein des Archäologischen Landesmuseums Schleswig-Holstein; Begleitheft der Ausstellung zum Nydam-Boot.

von 500 Kriegern finden, müssen mindestens 10 000 Menschen mit ihren Kindern in der Gegend gelebt haben, aus der die Kämpfer stammten.“

Es ist eine Rechnung mit vielen Unbekannten, aber zumindest ist es ein Anhaltspunkt. Etliche Tausend Menschen, die Bäume fällten, Feldbau betrieben, Vieh versorgten – vermutlich mehr als 100 000 allein in Schleswig-Holstein: Das nördliche Germanien war also entgegen früheren Vermutungen keine Gegend, in der ein paar verlorene Bauern einsam und frierend in ihren Holzhütten saßen.

Außerdem, sagt Michael Gebühr, seien Germanen entgegen dem üblichen Klischee offenbar sehr wohl gepflegt gewesen, geradezu eitel. „Auch die einfachen Männer trugen Kämme am Gürtel. Und wer ein Ohrlöppelchen mit ins Grab gelegt bekam, war ganz sicher kein fellbehängener Wilder mit Zottelfrisur. Das alte Germanenbild ist mittlerweile völlig überholt.“

Es ist ein gewaltiges Puzzlespiel, das die Archäologen so Stück für Stück zusammenfügen, um ihr Bild zu vervollständigen, das Panorama einer dunklen Zeit.

Als aus bürgerlichen Stammesgesellschaften frühe Königtümer erwuchsen, deren Kriege untereinander Generationen überdauerten.

Als Flotten mit Bewaffneten die Ostsee und das Kattegat befuhren, mit dem einzigen Ziel, sich in die Schlacht zu stürzen.

Als sodann die Waffen der Besiegten und all ihre Habe in Seen zeremoniell geopfert wurden – wie in jenem, der sich vor 1800 Jahren im Tal der Illerup Å erstreckte.

Als sodann die detailreich sie dieses Panorama inzwischen auch füllen können – das vielleicht wichtigste Puzzleteil wird den Wissenschaftlern wohl für immer verborgen bleiben: jenes Teil, das eine Antwort geben könnte auf die Frage nach dem *Warum*, nach den Gründen und den Motiven hinter dem blutigen Geschehen jener düsteren Jahrhunderte.

Was trieb die Menschen zu Invasionen, Feldzügen, schließlich zur Gründung von Königtümern? War es pure Not, erwachsen aus Missernten? Waren es Unruhen, geschürt zwischen Oberschicht und Bauern oder zwischen ehrgeizigen Königenverbänden?

War es das Vorbild des mächtigen Imperium Romanum, dem man irgendwie nachreifen wollte? Oder ein neuer, noch kriegerischer Götterglaube?

Vollständig werden diese dunklen Zeiten wohl nie zu erhellern sein. Erst gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. reißt der Schleier wieder auf, der über Germanien gelegen hat. Da beginnen die dort siedelnden Völker, bedrängt von den Hunnen und bewegt vom eigenen Expansionsdrang, erneut zu wandern: Sie ziehen gegen Rom (siehe Seite 126).

Als sie auf dem Boden des Imperiums schließlich eigene Reiche gründen – erst da tauchen die germanischen Stämme aus dem Dunkel der Geschichte wieder auf. □

Jürgen Bischoff, 54, ist Autor in Hamburg und schreibt regelmäßig für **GEOEPOCHE**. Besonders fasziniert haben ihn bei seiner Recherche die nachgebauten Waffen, aus denen Archäologen auf antike Kampftechniken schließen können.



Sanft zu Ihnen, aber nicht zu Ihren
Beschwerden: **sanfte Medizin.**

Kofie Rehbein

In dieser Ausgabe

Rückenschmerz

Wie helfen Osteopathen?

Homöopathie

Was ist dran an den kleinen Pillen?

Gesundheits-Ratgeber

30 Krankheiten – und was wirklich hilft.

GEO WISSEN
DIE WELT VERSTEHEN

www.geo-wissen.de

GEO WISSEN Nr. 42 Sanfte Medizin



SANFTE MEDIZIN

Der andere Weg zur Gesundheit

GROSSE
THERAPIE-RATSSCHER
30 Krankheiten
alternativ behandeln

HOMÖOPATHIE
Was wirkt da
eigentlich?

PLÄNZENMEDIZIN
Die Kraft der
grünen Kräuter

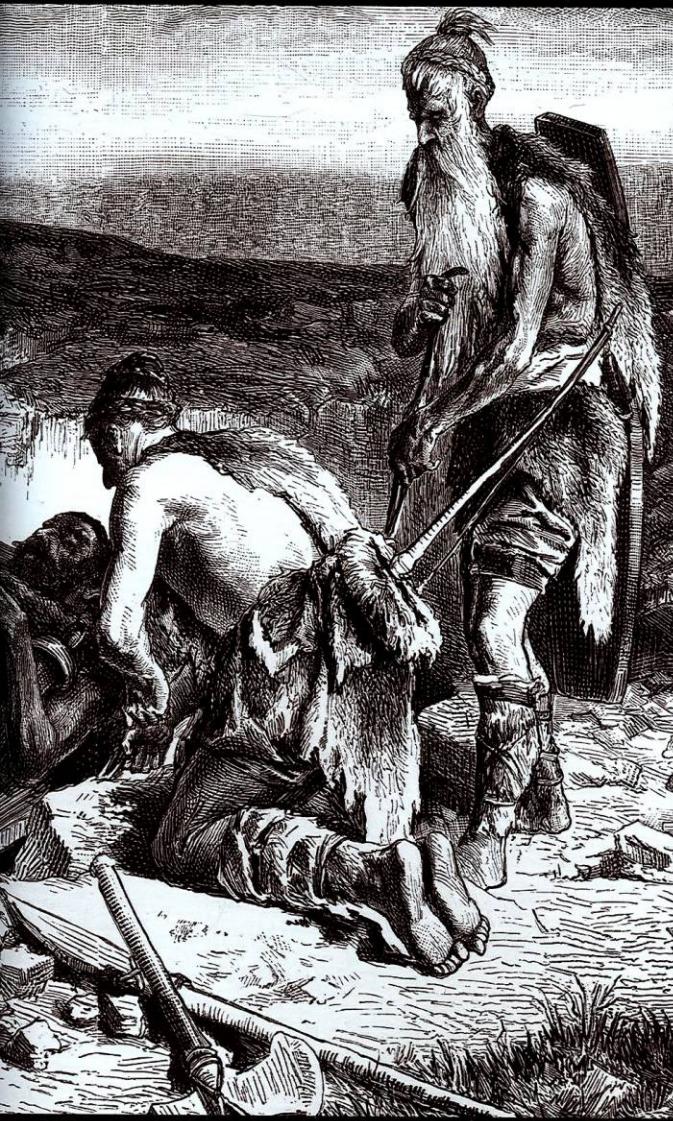
RÜCKENSCHMERZ
Heilung durch
Osteopathie?

Die Welt verstehen mit GEO

REISE *nach*



Walhall



Im 19. Jahrhundert beschäftigten sich viele Künstler mit den Jenseitsvorstellungen alter Völker. Weil über den Glauben in germanischer Frühzeit wenig bekannt war, schöpften sie aus der reichen Sagenwelt der Wikinger: Denn die stammten von den Germanen ab – und bei ihnen herrschten Götter, denen auch die heidnischen Stämme Mitteleuropas folgten

Nur selten legten die Germanen die Leichenname ihrer Verstorbenen in Gräber – die meisten Stämme verbrannten ihre Toten. Vermutlich glaubten die Germanen an ein Fortleben nach dem Tod und versorgten die Verblichenen deshalb mit Proviant für die Reise ins Jenseits. Gefallene Männer, so glaubten später die Wikinger, lebten in Walhall fort – einem paradiesischen Ort für Krieger (Holzstich nach einem Gemälde von Georg Urlaub, 1890)

Zu Ehren der Götter
schlachteten die Gläubigen
Rinder, Schafe und Pferde
und befestigten Schädel, Kno-
chen und Häute nach dem
gemeinsamen Opfermahl an
Stangen im Moor: Gaben
für die höheren Mächte (Holz-
stich von Friedrich Hotten-
roth, 1875). Als Götterfürsten,
Heiler von Menschen und
Tieren sowie als Gott der Toten
verehrten die Menschen
Wotan, den die skandinavischen
Germanen und später die
Wikinger Odin nannten. Auf
dem von Richard Wagners Oper
»Der Ring des Nibelungen«
inspirierten Bild unten verab-
schiedet er sich von seiner
Tochter Brünhild



DIE MENSCHEN SCHICK
DIE JENSEITSWELT. UND
GOTT, WENN DIE TIERE



TEN DEN GÖTTERN PFERDE IN
BETETEN ZU WOTAN, DEM HEILER-
IM DIESSEITS ERKRANKTEN



Die Mondphasen bestimmten, wann
ihre Feste feierten. Und welche
beste Zeit für einen Krieg geko-



Weissagerinnen wurden von den Germanen fast wie Götterinnen verehrt. So berichtet der römische Chronist Tacitus von der Seherin Veleda (unten), die germanische Häuptlinge vor den Schlachten gegen die Römer befragten. Ob die Germanen Sonnenwendfeiern kannten, wie sie für andere Völker überliefert sind, ist nicht sicher. Ihr Jahr berechneten sie jedenfalls nach dem Lauf des Mondes (links ein Holzstich nach einer Zeichnung von Ferdinand Lindner, 1893)



NN DIE GERMANEN
FRAUEN, WANN DIE
MMEN WAR

Während sich die Germanen das Totenreich wahrscheinlich als düstere Schattenwelt vorstellten, galt den Vikingern Walhall, die Heimstatt der gefallenen Krieger, als Stätte ewiger Freude, in der Frauen die verstorbenen Helden mit Met in Trinkhörnern begrüßten (Holzstich von Friedrich Hottenroth, um 1890). Stärker als alle irdischen Krieger war der Blitz schleudernde Donnergott Thor: Auf seinem von Ziegeln gezogenen Wagen rang er Riesen und Ungeheuer nieder



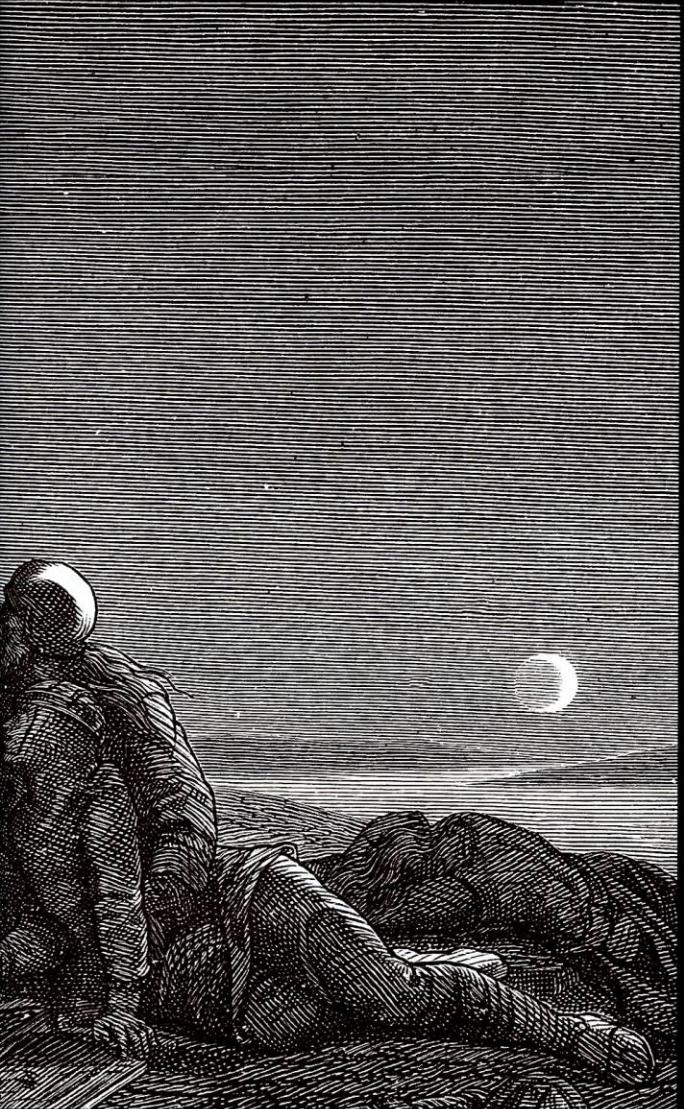
HONIGWEIN AUS TRINKKÄMPFE: DIE WIKINGER PARADIES WALHALL, DIE



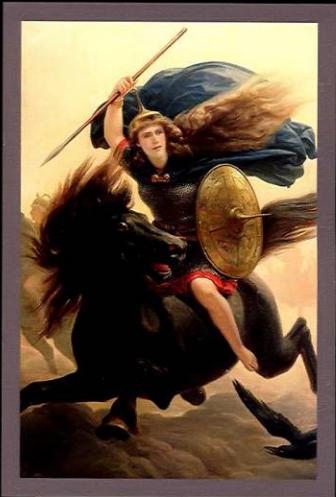
HÖRNER UND REGELMÄSSIGE
GLAUBTEN AN DAS KRIEGER-
»HALLE DER GEFALLENEN«



Die Walküren sagten Kämpfern
Tod voraus – und führten all je
Walhall, die im Krieg ihren Mut



Die Wikinger glaubten an Walküren – mit Speer und Schild, Helm und Brünne angetane Dienerinnen des Gottes Odin, die auf Pferden über die Schlachtfelder jagten und ausgewählte gefallene Krieger nach Walhall brachten (links ein Holzstich nach einer Zeichnung von Friedrich Hottenroth, 1875). Die Germanen der Frühzeit vertrauten aber auch im Diesseits auf weiblichen Schutz: Sie trugen Amulette mit Frauenfiguren und stellten Weihesteine für weibliche Ahnen auf □



DEN NAHENDEN
NE MÄNNER NACH
BEWIESEN HATTEN

RUNEN



Die germanischen Schriftzeichen bestehen aus einfachen, meist geraden Linien. So können Runenmeister sie gut in harte Materialien wie Metall, Knochen und Stein ritzten – etwa in diesen **Findling im schwedischen Rök**



ZEICHEN UND RÄTSEL

Im 2. Jahrhundert n. Chr. schaffen Schriftkundige ein geheimnisvolles Zeichensystem: die Runen. Nur einige Edle beherrschen es. Bis heute rätseln Forscher, wie genau es entstand – und was viele der Botschaften bedeuten

von GESA GOTTSCHALK

Der Mann hat den Kamm aus einem Geweih sägen lassen. Nun nimmt er wohl selbst sein Messer, ritzt seinen Namen – Harja – in den Kamm und hinterlässt mit dieser Runenschrift um 160 n. Chr. das älteste erhaltene Schriftzeugnis eines Germanen.

Harja ist vermutlich ein Krieger. Sicher kein einfacher Fußsoldat, denn da er die Runenschrift beherrscht, muss er aus einer angesehenen Familie stammen. Vielleicht hat er sich – wie viele junge Germanen – dem Heerführer eines fremden Kriegerverbandes angeschlossen, um Ruhm und Ansehen zu gewinnen; vielleicht aber zieht er auch für seinen eigenen Stammesfürsten in den Krieg.

Harja trägt den Kamm an seinem Gürtel, als er in eine Schlacht geht – und nicht mehr zurückkehrt: Denn in jenem Kampf muss er gefallen sein. Die triumphierenden Gegner opfern den Kamm des getöteten Kriegers zusammen mit Tausen-

den erbeuteten Waffen: Sie versenken ihn in einem See, ihrer Kultstätte, zum Dank für den Beistand der Götter.

Erst rund 1700 Jahre später, 1865, wird der Kamm in dem längst zum Moor gewordenen See auf der dänischen Insel Fünen wiedergefunden, von dem Archäologen Conrad Engelhardt.

Harjas Taten sind längst vergessen. Niemand weiß mehr, wie viele Männer er erschlagen, wie viele Hütten er angezündet, wie viele Schwerter er zu Lebzeiten erbeutet hat. Was von ihm bleibt, sind die Runen auf dem Kamm, nur 1,4 Zentimeter hoch. Sie öffnen den Blick auf die geheimnisumwitterte Entwicklung der germanischen Schrift.

Die Germanen hatten keine Bibliotheken. Von ihnen sind keine Gesetzesstücke überliefert, keine Verträge, keine Briefe. Nur Runen. Für Forscher ein kostbarer Schatz: Denn die Zeichen sind die einzigen schriftlichen Quellen, mit denen die Germanen von sich Zeugnis geben.

Als Conrad Engelhardt 1865 in dem



Die älteste erhaltene Runenschrift: Ein Krieger versieht um 160 n. Chr. einen Kamm aus Geweih mit seinem Namen – Harja

Moor Vimose auf Fünen forscht, beschäftigen sich gelehrte Männer bereits seit drei Jahrhunderten mit der germanischen Schrift. Probleme mit dem Entziffern gibt es nicht – anders als bei den ägyptischen Hieroglyphen ist das Wissen um die Runen in Skandinavien nie verloren gegangen.

Engelhardts Zeitgenossen in Dänemark kopieren Inschriften, hocken mit Zeichenblöcken vor mächtigen Steinen, in die Wikinger Runen gemeißelt haben.

Das Wort „Rune“ verwenden Gelehrte seit dem 17. Jahrhundert, angelehnt an den altgermanischen Wortstamm *rūn*, den Begriff für die Schriftzeichen. Der bedeutet gleichzeitig „Geheimnis“ und hat sich bis heute in dem Verb „raunen“ erhalten.

Die Runen umgeben zu Engelhardts Zeit viele Rätsel. Und auch heute noch beschäftigt Runologen die Frage, wie die 24 Zeichen der Schrift einst entstanden sind.

EINIG SIND SICH die Forscher nur darin, dass die Zeichen auf dem Alphabet eines Volkes aus Südeuropa beruhen. Aber auf welchem? Dem nordetruskischen Alphabet, das in den italienischen Alpen geschrieben wurde? Dem griechischen? Oder dem lateinischen, das römische Soldaten mit nach Mitteleuropa brachten?

Keine der Theorien hat sich bisher beweisen lassen. Wahrscheinlich aber war es so: Zwischen der Zeitenwende und etwa 150 n. Chr. entwickeln Germanen im heutigen Dänemark und Schleswig-Holstein die Runen (dort wurden die

meisten der frühen Inschriften gefunden). Die ersten Schreiber gehören zur gebildeten Oberschicht – und sie stehen im Kontakt mit den Römern.

Um kostbaren Bernstein einzutauschen, fahren römische Schiffe regelmäßig von den Provinzen am Niederrhein an der Küste entlang durch den Skagerrak bis in die westliche Ostsee. Die germanischen Stammeshäupter in Dänemark und Schleswig-Holstein kommen so in den Besitz römischer Waren, Münzen und Gefäße.

Die fremden, kostbaren Gegenstände heben das Ansehen ihres Besitzers; wer sich römischen Schmuck und römisches Tischgeschirr leistet, zeigt seine Macht.

Außerdem lernen germanische Krieger als Söldner in den kaiserlichen Heeren die römische Kultur kennen, Handwerker schaffen Bronzestatuetten, die kleinen römischen Götterfiguren ähneln, siegreiche Heerführer veranstalten wohl Triumphzüge wie die Römer.

Vor allem aber entdecken die Germanen auf diese Weise etwas, das ihnen bisher völlig fremd war: Schrift. Manch einer, der mit den Römern zu tun hat, lernt bald Latein. Und begreift, wie ein Alphabet funktioniert: Laute werden in Zeichen umgewandelt.

Doch die lateinische Schrift ist für die Sprache der Römer geschaffen. Einige Laute des Germanischen lassen sich mit

ihren Buchstaben nicht wiedergeben: So kennen die Römer kein „th“.

Für diesen Laut entwickeln Schriftkundige nun die Rune þ. Andere Zeichen ähneln lateinischen Buchstaben, etwa das R, das S und das B, welche die gleichen Laute im Germanischen bezeichnen. Doch die Schöpfer der Runen wollen sich offenbar nicht mit einer abgewandelten fremden Schrift begnügen. Sie wollen mehr: ein eigenes Alphabet.

Und so erfinden die Germanen für einige Laute wie A, D und N, die beide Sprachen gemein haben, neue Zeichen. Außerdem ändern sie wohl absichtlich die Folge der Buchstaben, um sich vom Alphabet der Römer abzugrenzen.

Vermutlich dauert es mehrere Jahrzehnte, die Runenschrift zu entwickeln. Eine Gewandspange aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., gefunden in Schleswig-Holstein, könnte ein Zeugnis dieser Entstehungszeit sein.

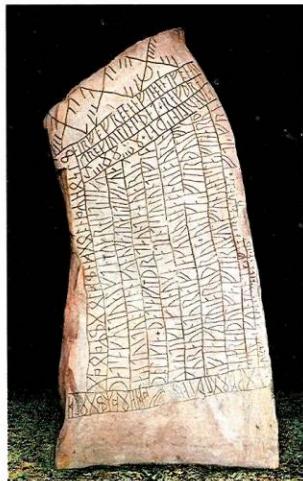
Vier Buchstaben sind in die Spange eingestochen. Die Zeichen lassen sich in eine Richtung als die lateinischen Schriftzeichen I, D, I und N lesen, in die andere als Runen oder als Vorläufer von Runen (sollte es sich bei diesen Zeichen tatsächlich um Runen handeln, so wären sie sogar noch deutlich älter als die Buchstaben auf Harjas Kamm).

Sind sie das Werk eines frühen germanischen Schreibers? Handelt es sich um ein gezieltes Wortspiel mit beiden Schriften? Oder hat die Inschrift mit Runen überhaupt nichts zu tun?

Nur so viel ist klar: Um 160 n. Chr. verfügen die Germanen über einen neuen Schatz – 24 Zeichen, mit denen sich Worte in Holz, Metall und Stein ritzen oder meißeln lassen. Nicht für Feder und Tinte sind die Schriftzeichen gemacht, nicht für schwungvolles Schreiben auf Pergament. Mit ihren geraden Linien sind sie geschaffen, um sie einzigravieren: in Lanzenschäfte, Werkzeuge, Findlinge. Auf Gold, Silber, Bronze und Eisen. Auf Knochen, Geweih und Holz.

Writan nennen die Germanen das neue Handwerk, eine mühevolle Kunst

Der Stein von Rök trägt, auf allen Seiten beschriftet, die längste Runeninschrift überhaupt: rund 750 Zeichen, darunter zahlreiche Geheimrunen, mit denen wohl ein Vater seinen jüngeren Sohn auffordert, dessen getöteten Bruder zu rächen. Der Text, im 9. Jahrhundert verfasst, beginnt mit den Worten: »Für Vamod stehen diese Runen. Und Varin schrieb sie, der Vater für den toten Sohn«





DIE RUNENREIHE

Die Schrift der Germanen besteht ab etwa 160 n. Chr. aus 24 Zeichen – einem »Alphabet«, das nach den ersten sechs Buchstaben »futhark« genannt wird. Die Lettern setzen sich aus drei grafischen Elementen zusammen: dem Stab |, dem Zweig \ und dem Haken <. Ein Buchstabe steht wie im lateinischen Alphabet für einen Vokal oder einen Konsonanten, doch kann man ihn auch als Zeichen für einen Begriff verwenden. So bedeutet der erste Buchstabe f zugleich »fehu«, Vieh, n steht für »naudiz«, Not, und m für »mannaz«, Mensch. Je nachdem, wie ein Runenmeister seinen Text anlegt, müssen die Zeichenreihen von links oder rechts, aber auch senkrecht gelesen werden. Rätselhaft bleibt, weshalb die Germanen ihr Schriftsystem nur äußerst selten und lediglich für kurze Botschaften verwendet haben.

(an die das englische „to write“ und das deutsche „ritzen“ erinnern). Die germanischen Stämme Mittel- und Nordeuropas hinterließen bis etwa 750 n. Chr. nur kurze Inschriften, insgesamt wenige Hundert, keine von ihnen länger als eine oder zwei Sätze.

Nach ihren ersten sechs Zeichen heißt die Runenreihe – analog zum ABC – *futhark*. Von manchen Buchstaben gibt es mehrere Varianten. Einige Zeichen ritzen südgermanische Runenschröfer anders als die des Nordens, und mancher Künstler gestaltet seine Runen eigenwillig – oder lässt sich davon leiten, wie hart das Material ist: So kerben Schreiber in weiches Holz oft abgerundete Runen ein, während auf Steinen eckigere Formen zu finden sind.

Wie im lateinischen Alphabet entspricht jede Rune einem Vokal oder einem Konsonanten. Gleichzeitig aber steht sie für ein Wort, den Runennamen.

Dieser beginnt meist mit dem Laut, den die Rune ausdrückt. So heißt u auch *ūruz*, Auerochse. M kann auch *mannaz*, Mensch bedeuten, g auch *gebō*, Gabe. Ein š in einer Inschrift kann für den Laut j stehen. Oder heißen: „ein gutes Jahr“.

Nicht immer ist klar, ob der Schreiber ein Zeichen als Laut oder Wort verwendet.

det. Hinzu kommt, dass die Runenmeister mit ihrer Kunst sehr frei umgehen: Oft wechseln sie die Schreibrichtung, selten trennen sie die einzelnen Wörter sichtbar voneinander ab.

So kennen die Runologen zwar alle Zeichen. Auch die Sprache der Germanen haben Forscher rekonstruiert. Dabei half ihnen einerseits die Bibelübersetzung des Wulfila (siehe Seite 118), andererseits zogen sie Rückschlüsse aus überlieferten altnordischen Sprachen wie Alttisländisch und Altschwedisch. Trotzdem sind sich die Wissenschaftler nur bei wenigen Inschriften über deren jeweilige Bedeutung einig.

Immer wieder diskutieren sie über einen Stein, dessen Fundort niemand mehr kennt und der heute in der Vorhalle einer Kirche im schwedischen Sörvalla steht. Runen aus dem 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. bedecken den Koloss, sechs Zeilen germanischer Schrift. Die dritte verstehen alle Experten gleich, die einzelnen Runen sind eindeutig lesbar: „gab Haduwolf ein gutes Jahr“.

Was genau aber hat Haduwolf getan? Auf diese Frage lässt sich mehr als ein halbes Dutzend Antworten finden – je nachdem, wie der Leser die Runen in den ersten beiden Zeilen zu Wörtern gruppiert.

Eine mögliche Auslegung lautet: „Den neuen Siedlern, den neuen Gästen gab Haduwolf ein gutes Jahr.“

Demnach hat Haduwolf einst Bauern bei sich aufgenommen. Er vermochte seine Gefolgsleute zu ernähren; das bewies seine Tüchtigkeit als Anführer und wäre vielleicht der Grund gewesen, ihm ein Denkmal zu setzen.

In einer anderen Lesart hingegen ist von Bauern nicht die Rede: „Mit neun Böcken, mit neun Hengsten gab Haduwolf ein gutes Jahr.“ Haduwolf hat nach dieser Deutung Tiere geopfert und so die Götter günstig gestimmt.

Sicher ist nur eines: Der Auftraggeber wollte, dass der Stein mit der Inschrift erhalten bleibt. Denn in den letzten Zeilen beschwört der Runenmeister Tod und Verderben für jeden, der das Denkmal zerstört.

DIE RUNENMEISTER nennen sich *erilar*. Sie verbreiten die neue Schrift nach und nach in weiten Teilen Europas: Bald schon gibt es in Südwürttemberg ebenso Runenkundige wie auf der Britischen Insel. Der englische Adelsstitel Earl mag aus ihrem Namen hervorgegangen sein, denn die Runenmeister sind vornehme Männer, und mehrfach schreiben sie „Ich, Eril“.

Die Meister beherrschen ihre Zeichen so gut, dass sie mit ihnen zu spielen wagen: Die Runenkundigen verschlüsseln Inschriften, indem sie Buchstaben vertauschen oder Abkürzungen verwenden.

Doch woher haben sie ihr Wissen? Wer lehrt sie lesen und schreiben? Gibt es Schulen?

Bis heute wissen die Experten nicht, wie die Germanen ihre Runenkunst weitergegeben haben. Eines aber ist sicher: Stets können nur einige wenige Menschen eines Stammes schreiben und lesen. Zu ihnen gehören auch Frauen: „Blidgund“ oder „Odilind“ heißen die Runenmeisterinnen, in einigen Regionen wie dem südgermanischen Alamannen ist die Kunst des Schreibens sogar vorwiegend Frauensache.

Die Meister dienen ihren Stämmen vielleicht auch als Priester. Denn aus Sicht der meisten Menschen verfügen sie wohl über Zauberwissen: Die Kenntnis der Runen – einer Legende nach das Geschenk des Göttervaters Odin an die Germanen – bringt die Schriftkundigen den Überirdischen besonders nah.

Aber zumeist erfüllen die Runen eher weltliche Zwecke. Besitzer und Hersteller von Schmuck und Waffen verehren ihre Namen mit den Zeichen. Auf einem in Dänemark gefundenen Horn aus Gold

stehen die Worte: „Ich, Leugast, mache das Horn.“ Einige Waffenschmiede fertigen sogar Runenstempel, mit denen sie ihre Klingen kennzeichnen.

So finden die Ausgräber in dem Moor auf Fünen neben Harjas Kamm eine Lanzenspitze, in die der gleiche Name eingeritzt ist wie in zwei Lanzen aus einem anderen Moor: „Wagnijo“ – möglicherweise eine Meistersignatur nach südlichem Vorbild, denn auf römischen Schwertern verehrt sich der Hersteller häufig mit seinem Namen.

Wer eine Waffe mit Runenschrift besitzt, mehrt sein Ansehen, und so mancher Krieger verspricht sich von den Zeichen offener Hilfe im Kampf gegen Feinde. „Ich, Eril, weiehe helmvnrichtenden Hagel an diesen Speer“, steht auf einer in Fünen gefundenen Lanze.

Mit Runen schützen sich die Germanen vor ihren Feinden und bannen ihre Toten. Doch sie wünschen sich auch Gutes. Ein Holzstab aus Süddeutschland, der Teil eines Spinnrockens gewesen sein könnte, trägt die Inschrift: „Liebes wünscht Imba dem Hamal.“

Zwischen 450 und 550 n. Chr. prägen die Germanen Medaillons aus dünnem Goldblech und ahmen damit Münzen nach, mit denen die römischen Kaiser ihre Soldaten zu entlohen pflegten. Auf

den Amuletten erscheint statt eines Herrscherporträts das Bildnis Odins, häufig umgeben von magischen Formeln, Schutz verheißenden Sprüchen („Odin heiße ich, der Gefährliches Wissende, ich gebe Glück“) oder schlichten Herstellernachweisen: „Ich, Wig, schrieb das Kunstwerk, ich, der Runenmeister.“

Und immer wieder verwenden die Germanen ihre Runen, um alltägliche Dinge beim Namen zu nennen. Auf einen Schemel schreiben sie „Schemel“ und auf einen Hobel „Hobel“.

Weshalb? Oft freut sich der Besitzer wohl einfach, dass er schreiben kann, beweist so sich und anderen, dass er die mächtige Kunst beherrscht.

Auf einigen Medaillons ist das gesamte Futhark eingeprägt, das Runen-Alphabet. Vielleicht haben die unbekannten Schreiber damit das Wunder der Schrift festgehalten: Mit 24 Zeichen kann ein Runenmeister alle Gedanken ausdrücken, derer ein Mensch fähig ist, kann heilige und profane Dinge aufschreiben, die gesamte Welt darstellen. Gut möglich, dass den Schriftkundigen die vollständige Runenreihe deshalb ein magisches Sinnbild des Kosmos ist.

MIT BEGINN der Christianisierung im 4. Jahrhundert n. Chr. verschwindet die

RUNEN IM NATIONALSOZIALISMUS

Wie die Zeichenschrift der Germanen im »Dritten Reich« missbraucht wurde

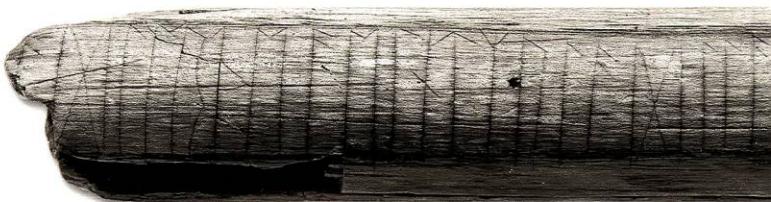
So alt wie die Erforschung der Runen ist auch deren ideologische Interpretation. Als etwa Schweden im 16. und 17. Jahrhundert zur europäischen Großmacht aufstieg, verherrlichten Gelehrte die Runen als Beweise uralter „schwedischer Kultur“.

Rund 300 Jahre später wurde die Runenforschung in Deutschland von den Nationalsozialisten instrumentalisiert – die Schriftzeichen passten in ihr Bild von den Germanen als Herrscher- und Kulturvolk. 1929 entwarf der arbeitslose Zeichner Walter Heck für die „Schutzstaffel“ der NSDAP die SS-Runen. Die S-Rune, die eigentlich „Sonne“ heißt, deuteten die Nationalsozialisten kurzhand in „Sieg“ um. In der SS-Behörde „Deutsches Ahnenerbe“ erforschten ab 1935 vor allem Pseudowissenschaftler und willfährige Beamte die germanische Geschichte und das „Indoger-

manentum“. Gleichzeitig verbreitete die NSDAP die Runen im Volk. Die „heiligen Sinnbilder“ wurden zu Rangabzeichen (etwa bei der Hitlerjugend), ersetzten das Kreuz in Todesanzeigen, schmückten Weihnachtsbäume. Viele Zeichen wurden im nationalsozialistischen Sinne umgedeutet und die Schrift zur „ältesten geistigen Quelle der Menschheit“ erklärt.

Bis heute stehen die Runen deshalb im Nazi-Verdacht. Einige germanische Buchstaben wie die Rune Æ, die „ererberter Besitz“ bedeutet, dürfen in rechtsextremem Zusammenhang nicht verwendet werden. Und die S-Rune als Emblem der SS und des „Deutschen Jungvolkes“ ist gänzlich verboten: Die Nationalsozialisten haben die germanische Sonnenrune in ein Symbol des Terrors verwandelt.

Auf der silbernen Gürtelschnalle ist vermutlich zu lesen, dass ein Mann und eine Frau einem Hirschkult abschwören. Beschriftete Medaillons versprechen Schutz durch Odin. Runen auf Waffen – hier ein Lanzenschaft – sollen Feinde verdammen und das eigene Ansehen mehren (alle Objekte vor 600 n. Chr.)



germanische Schrift in Mitteleuropa allmählich. Denn mit der lateinischen Liturgie wird das römische Alphabet alltäglich und setzt sich schließlich durch. Nur vereinzelt finden sich in mittelalterlichen Handschriften noch Runen zwischen lateinischen Buchstaben.

In Schweden, Norwegen und Dänemark aber bewahren die Wikinger – die Nachkommen der Germanen in Skandinavien – die Zeichen.

Im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. wird in Nordeuropa aus dem älteren das jüngere Futhark: Statt mit 24 kommen die Runenmeister fortan mit 16 Zeichen aus, die zum Teil für mehrere Laute stehen.

Als Priester und Missionare schließlich auch in Nordeuropa den christlichen

Glauben verbreiten, halten sich dort – anders als in Mitteleuropa – die Runen: Zu keiner Zeit werden mehr Steine in Schweden beschriftet als im 11. Jahrhundert, als sich skandinavische Könige und deren Gefolgsleute bekehren lassen.

Offenbar wird es Brauch, dass frisch getaufte Christen ihren neuen Glauben auf Findlingen kundtun. So lässt auf Frösö, einer Insel im nordschwedischen Jämtland, ein Anführer am Kopf einer Brücke ein Denkmal aufstellen: „Östman, Gudfasts Sohn, ließ diesen Stein errichten und diese Brücke machen; und er ließ Jämtland christianisieren.“

Die Kirche fördert in dieser Zeit den Bau von Wegen und Brücken – und verspricht Erbauern wie Östman zum Dank ewiges Seelenheil.

Die Wikinger hinterlassen Tausende von Runensteinen – Findlinge mit Ornamenten und eingeritzten Zeichen, die nur wenige von ihnen lesen können – und

verbreiten die Zeichen auf ihren Reisen in der ihnen bekannten Welt, von Grönland bis Griechenland, von Russland bis Island (siehe Seite 136).

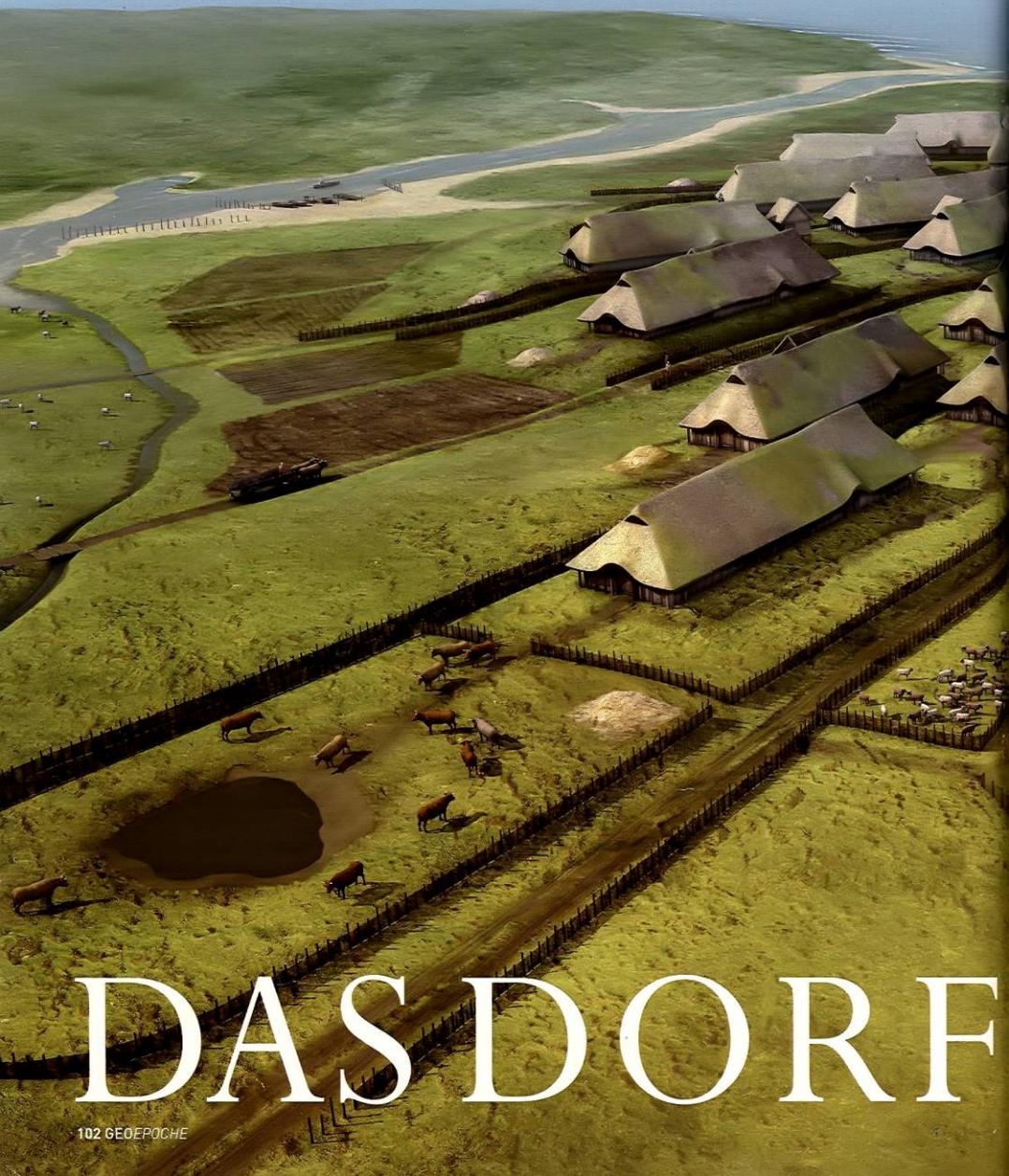
Erst im Verlauf des Mittelalters wandelt sich das geheimnisvolle System zu einer Schrift des Alltags. Nun ritzt die „Nordmänner“ Runen auch in Holzplättchen und Knochen ein, um Geschäfts- oder Liebesbriefe zu verfassen. Erfinden Geheimzeichen, die wie Fische oder Zweige aussehen.

Auf diese Weise überdauert die Kunst der Runen in Skandinavien die Zeit.

Und als 1865 in einem Moor auf Fünen ein kleiner Kamm mit fünf eingravierten Buchstaben gefunden wird, schreiben einige Bauern in den Tälern der schwedischen Provinz Dalarna noch immer mit ähnlichen Zeichen wie einst Harja, der germanische Krieger. □

Literatur: Klaus Düwel, „Runenkunde“, Metzler; wissenschaftliches Standardwerk über die Schrift der Germanen. Karl Simrock, „Die Edda – die Götter- und Heldenlieder der Germanen“, Anconda; die eigentlichsten Sagen der Germanen, überliefert in Island, übersetzt von Karl Simrock.

Gesa Gottschalk, 28, ist Absolventin der Henri-Nannen-Schule in Hamburg.



DAS DORF

Rund 300 Menschen leben auf den 26 Gehöften dieser Marschsiedlung, die ein Priet mit dem Hinterland verbindet. Zum Schutz vor Überflutungen haben die Nachfahren der ersten Siedler ihre Häuser auf Wurten errichtet – Hügeln aus Erde und Stallmist. Die Illustrationen zeigen das Dorf zu seiner Blütezeit im 3. Jahrhundert n. Chr. und basieren auf den Ergebnissen langjähriger Forschung: Archäologen haben die germanische Siedlung Schicht für Schicht freigelegt



Angelockt von fruchtbaren Böden, errichten Bauern um 50 v. Chr. im Marschland an der Wesermündung eine Siedlung. Nur ein Brandungswall trennt ihre Häuser vom Meer. Rund 500 Jahre kämpfen die Bewohner gegen Wogen, Stürme und steigende Fluten. Der Boden konserviert ihre Spuren und ermöglicht so Forschern einen einzigartigen Einblick in den germanischen Alltag

DER PIONIERE

TEXT: RALF BERHORST; ILLUSTRATIONEN:
FRANZISKA LORENZ UND JOCHEN STUHRMANN;
PRODUKTION: ANJA HEROLD

Wie ein Vorposten liegt die etwa einen Meter hohe Kuppe aus Kies, Geröll, Schlick und Sand vor der Nordseeküste, ständig vom Wind umtost und bedrängt von der Naturgewalt des Meeres.

Um das Jahr 50 v. Chr. ersteigen einige Männer deren Böschung. Sie müssen eine schicksalhafte Entscheidung treffen; eine, mit der sie eines Tages möglicherweise ihre gesamte Habe aufs Spiel setzen und sogar das Leben ihrer Familien: Sie versuchen zu erkunden, ob der einsame Vorposten am Meer geeignet ist, um sich dort dauerhaft niederzulassen.

Weit spannt sich der Himmel über ihren Köpfen und dem flachen Land ringsum: Im Nordwesten, gleich vor dem Brandungswall, liegt das Watt. Dahinter schimmert das Meer, schlagen weiß die Wellen auf.

Seit Urzeiten schon treibt es sein unberechenbares Spiel mit der Küste zwischen Elbe- und Wesermündung. Einige Kilometer im Rücken der Männer beginnt das schon seit Jahrhunderten besiedelte Hinterland, die unfruchtbare Geest: Dort wachsen Heidekräuter und Kiefernwälder auf sandigem Boden, Moore dampfen. Eine karge Region, ohne größere Weiden für das Vieh, ohne gute Erde zum Feldanbau.

Doch davor haben Meer und Fluss fruchtbare Marschland geschaffen, einen Streifen, 16 Kilometer lang von Nord nach Süd und etwa anderthalb Kilometer breit. Denn einst stieß die Nordsee bis an die Geest. Dann wieder zog sie sich für Jahrhunderte zurück. Der Küstensaum verlandete, Moore entstanden, Torfboden wuchs an.

Bis das Meer erneut vorrückte, den Torf mit Sand und Schlick überspülte. Als die Wasser danach abermals zurückwichen, ließen sie jenen Streifen sumpfigen Marschlandes zurück, der mit der

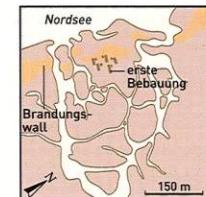
Zeit fester wurde und sich begrünte. Nur ein schmaler Meeresarm zieht sich nun durch die Niederung bis zum Rand der Geest. Und fast überall ist die Marsch geschützt durch einen natürlichen Deich: Die Brandung hat ihn aus Kies und Geröll aufgeworfen.

Auf diesem Wall, am Rande des erst vor einigen Jahrzehnten vom Meer freigegebenen Neulandes, stehen die Pioniere.

Niemand von ihnen vermag zu sagen, ob das Meer den schmalen Streifen nicht bald wieder verschlingen wird. Der Brandungswall ist nicht überall geschlossen. Mit jeder Flut strömt brackiges Wasser in die Rinnen und Priele, die die Marsch durchziehen.

Nur bis zu den hohen Uferrücken der Priele steigt es nicht. Dort liegen Böden, auf denen Ackerpflanzen gedeihen könnten. Tiefer erstrecken sich Wiesen und gute Weiden für Rinder und Schafe.

Fettes Land.



Lage der Siedlung in einem Marschgebiet rund 15 Kilometer nördlich von Bremerhaven

mehr als 150 Meter Länge wie ein Sperrriegel vor das Meer schiebt und über 40 Meter breit ist.

Genau hier, beschließen sie endlich, auf der Kuppe und der meerabgewandten Seite der Böschung, wollen sie siedeln; dahinter umschließen größere Rinnen

KEIN BAUM SCHÜTZT DIE SIEDLER

Das Gras wächst besonders saftig, denn der schwere Kleiboden dort ist fruchtbar, viel fruchtbarer als das Binnenland, von dem aus die Pioniere aufgebrochen sind.

Die Männer sind Chauken. Ihr Stamm besiedelt das Küstenland, das im Südwesten von der Ems und im Osten von der Elbe begrenzt wird. Die Menschen wohnen auf weit verstreuten Gehöften, in Weilern oder Dörfern. Die Pfosten ihrer Holzhäuser ziehen Feuchtigkeit im Boden und verfaulen nach ein, zwei Generationen. Daher sind es die Chauken gewohnt, von Zeit zu Zeit ihre Häuser von Neuem zu errichten. Auch die Pioniere auf dem Wall.

Doch weshalb haben sie ihren alten Siedlungsplatz verlassen? Möglicherweise sind sie von feindlichen Sippen vertrieben worden. Sicher ist nur: Die fruchtbare Marsch lockt sie – und so haben sie sich zu dem vorgeschobenen Brandungswall aufgemacht, der sich auf

eine rund 400 Meter lange und 225 Meter breite Insel mit Weideland. Der Ort scheint ihnen wie geschaffen für eine Ansiedlung – trotz aller Gefahren und Widrigkeiten.

Niemand kennt die Namen jener Pioniere, niemand vermag das exakte Jahr zu nennen, an dem sie das erste Mal an das Ende ihrer Welt traten. Und doch können Archäologen heute nachvollziehen, wie die Neusiedler das Duell mit dem Meer aufnahmen, das ein halbes Jahrtausend lang währt.

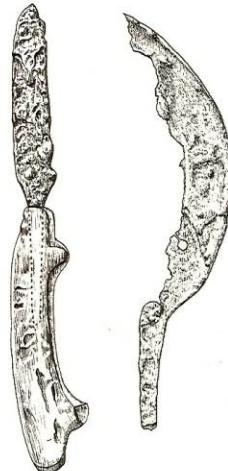
Es ist ein Ringen um Boden und Trinkwasser, ein zäher Kampf gegen Stürme und Wogen.

Schon der römische Militär und Gelehrte Plinius der Ältere, der die Nordsee vermutlich mit eigenen Augen gesehen hat, notiert im 1. Jahrhundert n. Chr.: „In einer riesigen Flut überschwemmt dort der Ozean im Laufe eines Tages und einer Nacht zweimal ein unendlich großes Gebiet.“

Ein „armseliges Volk“ behauptete dort „seine hohen Erdhügel oder die von Menschenhand aufgrund der Erfahrung des höchsten Wasserstandes errichteten Bühnen; in den dort errichteten Häusern sind sie Seeleuten vergleichbar, wenn die Fluten alles ringsum bedecken, Schiffbrüchigen aber, wenn jene zurückgewichen sind, und sie machen bei ihren Hütten Jagd auf die Fische, die mit dem Meer entflohen.“

Und weil der feuchte Boden der Marsch Holzpfosten, Tonscherben, Knochen und sogar Pflanzensamen auf einzigartige Weise konserviert, werden Wissenschaftler noch 2000 Jahre später genau rekonstruieren können, wie die „Schiffbrüchigen“ auf ihrem Vorposten am Meer gelebt haben.

Kein anderes Marschendorf aus jener Zeit ist ähnlich gut erforscht wie diese



Bei der Ausgrabung entdeckten die Archäologen eine eiserne Sichel (rechts) und ein Messer, dessen Griff durch die halbrunde Form besonders gut in der Hand liegt

Marsch und auf der Geest bevölkerten, genauer zu erkunden. Ihr Blick richtet sich dabei gleichsam ins Weite. Denn allzu wenig wissen die Wissenschaftler über die sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den schon bekannten oder vermuteten Wohnplätzen.

Die Forscher sondieren im Umkreis einiger Kilometer an mehreren Stellen das Erdreich der Geest. So könnte auch die Welt, an deren Rand die Siedler in der nahen Marsch lebten, an Kontur gewinnen.

Bald nach der Landnahme kommen die Pioniere wieder, um nun Häuser zu errichten. Vermutlich ist es Sommer, denn dann ist der Marschboden fester und besser zu begehen. Die Männer sind ausgerüstet mit Spaten und anderem Werkzeug,

IN DER MARSCH VOR DEN EISIGEN WINDEN

von den chaukischen Pionieren gegründete Siedlung, deren Reste unter einer Wiese beim Weiler Wierde verborgen lagen, etwa 15 Kilometer nördlich von Bremerhaven, ehe Wissenschaftler sie zwischen 1955 und 1963 Schicht um Schicht freilegten und die Funde archivierten.

„Es war eine riesige Ausgrabungsstätte“, sagt der Archäologe Hauke Jöns vom Niedersächsischen Institut für historische Küsteforschung. Der 47-Jährige zeigt dorthin, wo früher das Dorf gelegen hat.

Sie fanden Überreste von Dachpfosten, vom Flechtwerk der Hauswände und Zäune, oft nur noch als dunkle Verfärbungen des Bodens erkennbar. So erschlossen sich ihnen Umrisse und Anzahl der Gehöfte. Und da sie immer weiter in die Tiefe und damit in die Vergangenheit des Dorfes vordrangen, hoben sich mehrere Zeitschichten deutlich voneinander ab.

Die Wissenschaftler konnten sie durch Keramikfunde datieren – im Laufe der Jahrhunderte muss das Dorf mehrfach völlig neu erbaut und erweitert worden sein. So lasen sie nach und nach seine ganze Geschichte aus dem Boden ab, rekonstruierten etwa anhand von Werkzeugen, Scherben und Abfällen auf einzigartige Weise das Alltagsleben der germanischen Marschbauern.

Und ganz am Grund der Grabung stießen sie auf die Anfänge: die Umrisse von fünf Häusern, welche die ältesten Siedlerfamilien errichtet haben müssen.

Noch heute beschäftigen sich junge Archäologen mit den damals aus dem Erdreich gezogenen Knochen und Metallresten. Doch die Ausgrabungen in der Marsch sind längst abgeschlossen, dort ist nichts Neues mehr zu finden.

Hauke Jöns und seine Mitarbeiter haben deshalb begonnen, den größeren Siedlungsraum, den die Menschen in der

wahrscheinlich haben sie erfahrene Handwerker mitgebracht und wohl auch ihre Familien, die in der Nähe des Bauplatzes mit dem Vieh campieren.

Das Baumaterial wie Lehm und Flechtwerk werden sie vom Binnenland herbeischaffen müssen, in großen Karren oder auf Booten. Und auch jeden einzelnen Baumstamm transportieren sie herbei, denn in der Marsch gedeihen nur Sträucher. Immerhin verläuft bis zu ihrem Siedlungsplatz eine schiffbare Wasserrinne, auf der sie die Stämme flößen können.

Doch gleich zu Beginn zeigt sich, wie lebensfeindlich auch trotz aller Vorteile der Ort ist, den sich die Männer erwählt haben: Es gibt kein Trinkwasser. Die brackige Brühe aus den Prielen ist ungenießbar, und das Grundwasser unter der Torfschicht der Marsch größtenteils zu salzig.

So haben die Männer zunächst runde Mulden aus, um Regen aufzufangen.





Über befestigte Wege, die zwischen den mit Flechtwerk eingezäunten Gehöften verlaufen, gelangen Menschen und Rindergespanne zum zentralen Dorfplatz auf der dem Meer zugewandten Seite der Wurt. Zu jedem Hof gehört ein reetgedecktes Wohn- und Stallhaus und ein auf Stelzen errichteter Speicher, in den die Bauern die Ernte einbringen: Auf den hohen Ufern der Priele gedeihen Gerste, Hafer, Emmer und Feldbohnen

Bis zu zehn Meter breit sind die flachen Becken, deren Böden sie mit Humus und Lehm abdecken, sodass möglichst wenig von dem kostbaren Nass versickert.

Das Land haben sie wohl ohne großen Streit aufgeteilt: Alle fünf Familien sind einander gleich an Rang und Besitz. Und so soll auch jedes Haus gleich groß sein, etwa 20 Meter lang und fünf bis sechs Meter breit. Es dient als Wohnstätte für eine Familie und als Stall für ungefähr 20 Rinder.

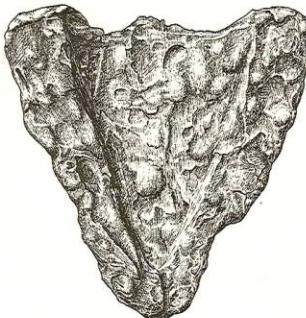
Zuerst heben die Männer Gruben aus für die 2,40 Meter langen Eichenholzpfosten, die den Dachstuhl tragen sollen. Dann errichten sie die Außenwände, graben dazu etwa 40 Zentimeter tiefe Rinnen und drücken im Abstand einer Handbreite Stangen in den Boden.

Sie nehmen Weidenruten und winden sie von Stange zu Stange, klemmen die Enden fest, drücken die fertige Lage nach unten und füllen den schmalen Graben mit Erde auf. Über dem Boden flechten sie die Wände etwa anderthalb Meter hoch und lassen drei Eingänge frei: je einen an den beiden Längsseiten und an der hinteren Schmalseite. Sie verankern Türschwellen mit Holznägeln im Boden und setzen Pfosten für die niedrigen Türen.

Alle Balken und Sparren des Dachstuhls lassen sich an den Enden ineinanderstecken – keinen einzigen Eisen Nagel müssen die Männer einschlagen. Schließlich decken sie das Dach mit geschnürten Reetbündeln ein.

Nach wenigen Wochen stehen die fünf Gehöfte; sie liegen dicht beieinander. Mit der vorderen Giebelseite weisen sie nach Nordwesten und bieten dem Wind, der fast immer von dort bläst, wenig Angriffsfläche.

Zuletzt ziehen die Männer Gräben um ihre Häuser, in die sie auch die Jächenrinnen aus den Ställen münden lassen. Sie errichten Zäune und legen Wege an, bedecken sie mit Flechtmatten oder Bohlen, breiten Rasenstücke darüber, zimmern Brücken über Rinnen und Priele.



Um die Aussaat vorzubereiten, lockern die Bauern die Böden mit Pflügen, die sie von Ochsen oder Pferden ziehen lassen. Pflugscharen (oben) fertigt ein Schmied aus Eisenbrocken: Das Material besorgen die Siedler im Binnenland

Die kleine Siedlung ist nun Heimat für etwa 40 Menschen und 100 Rinder, für Schafe, Ziegen, Schweine und Pferde. Fortan trotz die Gemeinschaft auf ihrem Vorposten in der Marsch Wind, Wetter – und dem Meer.

Tagein, tagaus grasen die Rinder auf den Weiden, treiben die Bauern die Kühe zum Melken zusammen. So vergeht Woche um Woche, Monat um Monat.

Als der erste Winter anbricht, bleiben die Rinder Tag und Nacht im Stall. Die meisten Schweine, Pferde und Schafe dagegen müssen im Freien oder in einfachen Verschlägen der Kälte trotzen. Eisige Windböen wehen um die Häuser. Die Siedler kauern sich um die Herdstellen, wo Holz oder Torf brennt.

An manchen Tagen ist es besser, die Häusergruppe am Brandungswall gar nicht zu verlassen. Denn im Winter rückt das Meer bedrohlich nahe. Jetzt merken die Siedler, wie gefährdet der Außenposten ist, den sie bezogen haben.

Wenn eine Sturmflut aufzieht, müssen sie schnell die Schweine, Schafe und Pferde aus den Verschlägen und von den Wiesen auf einen Platz vor den Gehöften

zusammentreiben. Dann harren sie aus und hoffen und hoffen.

Sie horchen auf das Peitschen der Brandung, die sich am Wall bricht und Kieselsteine aufwirbelt, tags und nachts. In den Priele steigt das Wasser immer höher, die Gischt der Wellen spritzt auf.

Von den sicheren Geest sind sie praktisch abgeschnitten. Und die Flut schwampt beängstigend nahe an die Häuser heran. Jederzeit könnte, so scheint es, das Meer die ganze Siedlung mit sich fortreißen.

Wenn dann der Sturm abflaut, ist vom Watt hundertfaches Schnattern zu hören, denn Schwärme von Weißwangengänsen und Pfeifenten sind aus der Arktis, aus Skandinavien und Sibirien eingeflogen, wo sie während des Sommers brüten. Nun überwintern sie an der Küste zwischen Elbe und Weser – und werden zur Jagdbeute der Siedler.

Erst nach Monaten wärmen die ersten Sonnenstrahlen, und die Zugvögel fliegen gen Norden, das Marschland grünt, die Siedler lassen die Rinder wieder auf die Weiden.

Gelb blüht der wilde Rübsen, dessen Stiele und Blätter die Menschen essen. Haselnuss-Sträucher gedeihen und der Schwarze Holunder, Melde und Brennnessel wachsen.

Seeadler kreisen am Himmel. Kormorane und Silbermöwen segeln im Wind. Rohrdommeln, Basstöpel und Graureiher stolzieren durch das Röhricht an den Prielfufern. Fischotter tauchen ab. Zuweilen durchstreifen Rothirsche, Wildschweine, Rotfuchse oder Auerochsen vom Rand der Geest aus die baumlose Marsch. Willkommene Beute für die Siedler – und etwas Abwechslung bei den Mahlzeiten.

Denn manchmal gehen sie mit Pfeil und Bogen auf die Pirsch, obwohl sie eigentlich keine Jäger sind. Und gelegentlich rudern sie auch in Booten aufs Meer und werfen Netze aus nach Stören, Alsen, Maifischen, Lachsen, Schollen und Flundern.

Und sie machen wohl auch Jagd auf Schweißwale, zielen von ihren kleinen Kähnen aus mit Wurfspeeren oder Pfeilen auf die Köpfe und töten sie. Dann schleppen sie den Fang an Land – im Boden der Siedlung werden die Archäologen später Überreste all dieser Tiere finden.

Bei Ebbe sind Seehunde im Watt eine leichte Beute; ihr Fell wärmt im Winter. Die Siedler lesen auch Muscheln auf und kochen sie in Salzwasser; befestigen mit den Schalen Wege und Plätze.

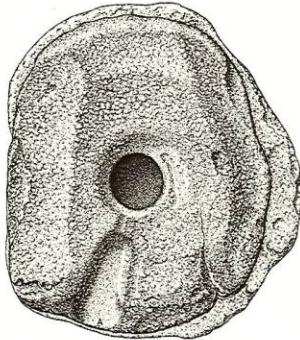
Doch das Frühjahr ist vor allem die Zeit, Felder urbar zu machen und die kleinen Ackerparzellen zu bestellen, die sich auf den hohen Ufern der Priele erstrecken. Hier ist der Boden so locker, dass man ihn gut durchpflügen kann.

Die Siedler spannen Ochsen oder Pferde in die Geschirre, wenden die Schollen mit einer Pflugschar aus Eisen. Dann zerkleinern sie das Erdreich mit einer hölzernen Egge und säen anschließend Spelzen- oder Nacktgerste aus. Hafer, Emmer, Weizen, Rispenhirse, Feldbohne, Lein oder Leindotter.

Einige Monate später, im Sommer, schneiden die Männer mit Sicheln die Ähren. Die Halme lassen sie als Futter für die Tiere stehen. Bevor sie die Felder wieder pflügen, brennen sie die restlichen Stoppeln ab.

Nach der Ernte dreschen sie die Ähren, lesen das Korn auf und lagern es in kleinen Speicherhäusern, die auf Stelzen errichtet sind; so sind die Vorräte besser geschützt vor Ungeziefer, Hochwasser und der Feuchte des Bodens. Etwas Getreide für den täglichen Bedarf bewahren sie im Haus auf, um es mit Mahlsteinen zu Mehl zu zerreiben. Damit backen die Frauen Fladenbrot, verrühren es zu Breigerichten oder Grütze.

Sobald die Tage wieder kürzer werden, bereiten sich die Siedler auf das große Schlachten im Herbst vor. Denn sie haben nicht genug Futter, um die gan-



Jedes Stück Brennholz, jeden Stein müssen die Siedler mühsam per Boot oder Karren heranschaffen – darunter Felsbrocken für Mahlwerke: Diese Getreidemühle wurde mit einer Drehkurbel bedient

ze Herde über den Winter zu bringen, auch ist in den Ställen zu wenig Platz.

So töten sie viele Käber, indem sie ihnen mit einem Heib ein Loch in den Schädel schlagen. Dann zerlegen sie die Leiber mit Messern, räuchern oder trocknen das Fleisch, um es haltbar zu machen.

Sie werfen Knochen in Bottiche und kochen sie über mehrere Stunden aus, bis sich alles Fett und Gewebe gelöst hat. Denn jeder Siedler beherrscht die Kunst, aus Gebeinen Werkzeuge zu formen: Sie zerteilen die Rippen der Rinder und machen aus ihnen Schaber, mit denen man Ton glätten kann. Große Knochen vom Mittelfuß des Pferdes spalten sie der Länge nach auf und verwenden sie als Meißel. Kleinere Knochen spitzen sie zu handlichen Pfeifen, um Leder oder gewebtes Tuch zu durchstechen.

Das Schlachtfleisch, Talg, Wolle, Häute und Knochen sind wertvolle Tauschwaren, um an jene Dinge zu kommen, die es in der Marsch nicht gibt: Bauholz, Holzkohle und Torf zum Kochen oder Heizen.

Immer wieder beladen die Siedler ihre Boote oder wuchten Waren auf Kar-

ren und machen sich auf den Weg ins Binnenland. Ein guter Ruderer braucht kaum eine Stunde, bis er am Ziel ist.

Dort, wo vor 2000 Jahren eine schiffbare Wasserrinne bis an die Geest führte und wo die Siedler vermutlich ihre Boote an einem Steg vertäut haben, liegt heute flaches Land: Äcker, Weiden, Bauernhöfe, Windkrafträder.

Hier in Langenacker, einem Flecken etwa vier Kilometer südöstlich von Wierde, haben 18 Wissenschaftler und studentische Hilfskräfte des Niedersächsischen Instituts für historische Küstengeschichte ihr Lager aufgeschlagen.

Ein Bagger hat an zwei Stellen das obere Erdreich abgetragen: Etwa 600 und 400 Quadratmeter groß sind die Rechtecke, über denen einige Zeltpflatten aufgespannt sind. Darunter hocken die Archäologen, schieben mit Kellen Erdreich zur Seite oder zeichnen.

Beide Gruben sind nur 40 Zentimeter flach – weil der Wind in zwei Jahrtausenden nicht viel Sediment aufgetragen hat, muss man nicht lange graben, um auf die Spuren der Chauken zu stoßen.

Auf einer großen Tafel präsentiert Hauke Jöns, der Leiter der Grabungen, ein exaktes Höhenprofil der Landschaft, bis auf Abweichungen von zehn Zentimetern genau und durch verschiedene Farben kenntlich gemacht. Blaue Flächen zeigen, wo früher Wasserwege durch die Marsch verliefen, rötliche, wo der Geest-Rücken sich erhob. Ein orangefarbener Punkt markiert die Siedlung der Bauern am Brandungswall als kreisrunde Erhebung.

Häuser und Wege zeigt die Darstellung nicht, aber sie verrät, wo günstige Plätze zum Siedeln oder Handeln lagen. Auf dem Bild trennt noch ein gut zwei Kilometer breiter Meeresarm den Vorposten in der Marsch von der Stelle, wo heute der Mais wächst.

Vor Jahrhunderten schon ist dieser Ausläufer der Nordsee verlandet; um die Zeitenwende aber reichte er vom Meer bis an die Geest. „Irgendwo hier“, erklärt





Nicht einen eisernen Nagel benötigen die Siedler, um ihre dreischiffigen Häuser zu errichten: Die Balken und Sparren des Dachstuhls fügen sie mit Holzverbindungen ineinander. In den Boxen im hinteren Teil stehen die Rinder. Eine Diele mit zwei seitlichen Eingängen trennt den Stall vom Wohnraum; am Herdfeuer kochen, spinnen und weben die Siedler. Der aufsteigende Rauch zieht durch das gut isolierende Reetdach ab

Jöns, „befand sich wahrscheinlich ein Landeplatz für Boote und Schiffe.“

Es gibt Hinweise auf eine große Ansiedlung: Die Archäologen haben in der Gegend 4624 Bodenproben gezogen, um deren Phosphatgehalt zu untersuchen. Erhöhte Werte zeigen an, wo früher einmal Menschen lebten und wirtschafteten – dort nämlich, wo Speisereste, Knochen und der Dung von Tieren im Boden vergangen sind.

In Langenacker waren die Werte besonders hoch. Zudem fanden die Forscher bei ersten Begehungen des Terrains mit Detektoren Metallgegenstände, die aus dem 1. Jahrhundert nach der Zeitenwende stammen müssen und wohl von Römern gefertigt wurden: Münzen, Gewandspangen und Beschläge, ein Lot und ein Armband sowie Figürchen eines Rindes und des Gottes Merkur.

Man weiß längst, dass durch diese Region seit der Bronzezeit wichtige Handelswege verliefen, sie führten im Norden zur Küste bei Cuxhaven und von dort über das Meer bis nach Skandinavien, Friesland und die Niederlande. Im Süden erschlossen Elbe, Weser, Ems und Rhein das Binnenland.

Da es kaum befestigte Straßen gab, kamen die Fernhändler über Wasserwege – etwa Römer oder Germanen aus dem Süden, die sich in das Land der Chauken wagten. Sie landeten an den Küsten, wo oft Marktplätze in Ufernähe lagen, und hatten begehrte Waren im Gepäck: Gläser, Perlen sowie das mit Reliefs geschmückte, siegellackrote römische Tongeschirr, das schöner war als die einheimische Ware.

Sie verkauften auch Mühlsteine aus rheinischem Basalt, ferner verzierte Messingbeimer und Bronzekessel, die die Chauken selbst nicht zu fabrizieren vermochten. Münzen, um damit zu bezahlen, besaßen die Germanen nicht, aber sie konnten den Händlern Getreide, Vieh, Stoffe oder Sklaven anbieten.

Solch einen Tausch- und Landeplatz vermuten die niedersächsischen Archäologen in Langenacker. Einen Ort, an dem wohl auch die Siedler aus der Marsch römische Waren eingetauscht haben sowie Holz, Torf und Tongefäße von Geestbewohnern zum Häuserbau, Heizen und Kochen.

„Geomagnetische Untersuchungen des Bodens und Radarmessungen wiesen auf zahlreiche Anomalien hin“, erklärt Hauke Jöns. Ungewöhnliche Stellen sind, wenn man auf die glatte Grabungsfläche tritt, mit bloßem Auge zu erkennen: dunkle Verfärbungen des Bodens.

Hier ritzten die Archäologen mit der Kelle eine Markierung. Dann tragen sie ringsum den Boden in Schichten von zehn Zentimetern ab und durchsieben die Erde nach Keramikresten.

Seit zwei Wochen untersucht ein junger Archäologe eine dieser Anomalien. Er hockt in einem selbst gegrabenen Erdloch, aus dem er immer wieder mit

Ansiedlung, die sich über die 20-fache Fläche erstreckte.

Wer aber gebot über die Landestelle und die große Ansiedlung in Langenacker? Das ist bislang ein Rätsel.

Die Forscher sind jedoch davon überzeugt, dass sie zum Machtbereich eines Fürsten zählten, der bereits vor der Zeitenwende von seiner mehrfach ausgebauten Burg über große Teile des Küstenlandes zwischen Elbe und Weser herrschte.

Herrschatszentren sind bislang nur in Skandinavien und den Niederlanden untersucht worden. Mit ihren Grabungen wollen die Archäologen einen solchen Machtort jetzt auch in Norddeutschland erforschen.

Gut zwei Kilometer von Langenacker entfernt deutet Hauke Jöns auf Felder und Moore und erklärt, hier habe einst

ALS DIE FLUTEN STEIGEN, VER

einem Schwamm mühsam das Wasser saugen muss. In der Mitte der Grube erhellt sich ein mauerartiger Profilschnitt. Unten zeigt sich eine schwarze, halbmondförmige Rundung, darüber liegen Steinbrocken.

„Der dunkle Bogen“, erklärt der Forscher, „ist verbrannte Holzkohle – Reste eines Feuers, das vor fast 2000 Jahren brannte. Darüber wölbt sich eine steinerne Kuppel, die inzwischen eingestürzt ist. Die ganze Anlage war einmal ein Ofen, in dem ein Handwerker unter freiem Himmel wahrscheinlich Ton brannte.“

Auf 15 solcher Öfen sind die Archäologen schon gestoßen, auch auf verzogene Töpfe und Metall. Und auf den Grundriss eines Wohnhauses; wo längst verrottete Holzpfosten im Boden steckten, ist noch ein Farbschatten zu erkennen.

Hauke Jöns vermutet, dass in Langenacker ein großes Handwerkerareal lag, vermutlich Teil einer viel größeren

die Vorburg gelegen: der Außenbezirk des von ihm untersuchten Herrscherstiftes. Mit einem Ringwall, der wohl ein Areal von gut zehn Hektar umschloss, aber heute nicht mehr zu sehen ist – ebenso wenig wie die Vorburg.

Gut 1,80 Meter hoch und sechs Meter breit muss die Befestigung gewesen sein, so haben Wissenschaftler schon vor Jahrzehnten herausgefunden. Mächtige Toranlagen führten ins Innere.

Am nahen Waldsaum begann die Kernburg, der innerste Bezirk des Herrscherstiftes, nur knapp zwei Hektar groß und durch einen Doppelwall geschützt. Und tatsächlich: Tritt man näher, so sind zwischen den ersten Baumreihen deutlich die beiden etwa meterhohen Erdämmen zu erkennen.

Auf dem inneren Doppelwall wie auch auf dem äußeren Befestigungssystem stand je eine Palisade aus Eichenpfosten. Zudem schützte ein kleinerer Wall im Nordwesten die Flanke der Burg.

Schmiede fertigen auf ihren Ambossen Schlüssel und Beschläge: Die eiserne Schlaufe hielt vermutlich den Henkel (darunter) eines Holzimers

Eine Schneise führt durch den doppelten Ringwall. Vor knapp 2000 Jahren mögen dort Wachen gestanden haben.

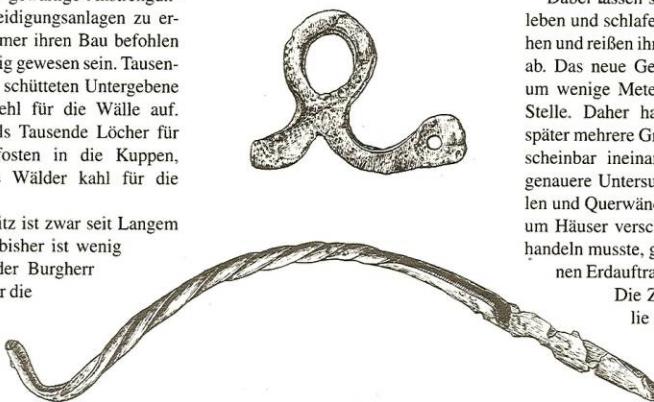
Es erforderte gewaltige Anstrengungen, diese Verteidigungsanlagen zu errichten. Wer immer ihren Bau befohlen hat, muss mächtig gewesen sein. Tausende Tonnen Erde schütteten Untergebene auf seinen Befehl für die Wälle auf. Gruben abermals Tausende Löcher für die Palisadenpfosten in die Kuppen, schlugen ganze Wälder kahl für die Schutzwand.

Der Fürstensitz ist zwar seit Langem bekannt. Doch bisher ist wenig erforscht, wie der Burgherr seine Macht über die verstreuten Siedlungen ausübt, wie er das Ge-

wahrscheinlich verrottet –, dann die Wohnplätze erhöhen und jedes Gebäude aus neuem Holz zusammenzimmern.

Dabei lassen sie den Teil, in dem sie leben und schlafen, möglichst lange stehen und reißen ihn erst ganz zum Schluss ab. Das neue Gehöft errichten sie, nur um wenige Meter versetzt, an gleicher Stelle. Daher haben die Archäologen später mehrere Grundrisse gefunden, die scheinbar ineinander übergingen. Erst genauere Untersuchungen der Herdstellen und Querwände zeigten, dass es sich um Häuser verschiedener Zeitschichten handeln musste, getrennt nur durch dünnen Erdauftrag.

Die Zeit drängt. Jede Familie erbaut ihr Haus auf einer künstlich aufgeschütteten, etwa 70 Zentimeter



MAG DER WALL DAS DORF NICHT MEHR ZU SCHÜTZEN

leicht politischer und wirtschaftlicher Beziehungen in der damaligen Gesellschaft steuerte. Und eben dies wollen Hauke Jöns und seine Mitarbeiter in den nächsten Jahren genauer erkunden.

Wahrscheinlich also lag hier ein zentraler Ort für die Region, zu dem auch der Markt in Langenacker und vielleicht die Marschsiedlung gehörten.

Die dortigen Funde beweisen, dass die Siedlung der Pioniere am Meer zum Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. aufblüht: Aus dieser Zeit stammen besonders viele geborgene Perlen und Mahlsteine. Dreimal schon seit der Landnahme 150 Jahre zuvor haben die Nachfahren der ersten Bauern ihre Häuser komplett neu erbauen müssen – so viele Zeitschichten legten die Archäologen später frei; inzwischen sind es elf Gehöfte, wie die Reste der Pfosten und Türschwellen eindeutig verraten.

Niemand weiß heute, ob sich auch die Siedler in der Marsch der Macht des Fürsten in den fünf bis acht Kilometer entfernten Burg auf der Geest beugen müssen. Sicher ist nur, dass sich um diese Zeit mit besonderer Härte zeigt, wie sehr sich einer höheren Gewalt ausgeliefert sind: dem Meer.

Denn Jahr um Jahr steigt das Wasser an. Besonders bedrohlich sind die Sturmfluten im Winter. Immer wieder turmen sich die Wellen gefährlich auf. Die Siedler erkennen, dass der Brandungswall nicht mehr genügend Schutz bietet.

Doch die inzwischen etwa 90 Menschen weichen nicht. Gewiss, auf der Geest wäre es für sie sicherer. Aber vielleicht ist dort, im Machtbereich des Fürsten, nun kein Land mehr frei.

Der Entschluss zu bleiben zwingt jeder Familie große Anstrengungen ab. Die Siedler müssen noch einmal von vorn anfangen, erst ihre Häuser zerlegen – die meisten Pfosten sind inzwischen

hohen Insel: einer Wurt. Nicht sehr hoch eigentlich, doch die meisten Erhebungen messen etwa 450 Quadratmeter. So müssen gewaltige Massen bewegt werden. Anstrengungen von Wochen, vielleicht Monaten liegen vor ihnen.

An manchen Stellen schütteten sie wohl alte Gräben zu, um neue Wohnplätze zu gewinnen. Einige Höfe geben sie ganz auf. Und: Sie verlieren Ackerland, müssen womöglich später weitere Parzellen auf den Prielufern urban machen.

Zuerst stechen die meisten Bauern aus getrocknetem Stallmist rechteckige Platten und schichten sie auf den Wohnplätzen sorgfältig übereinander. Die einzelnen Lagen packen sie so dicht, dass weder Grund- noch Regenwasser durchdringen können. Und falls doch, würde wohl der trockene Mist das Wasser aufsaugen, die Häuser gegen Feuchtigkeit und Bodenkälte isolieren.

Manche Bauern verwenden für die untersten Schichten den festen Marsch-



Der feuchte Kleiboden hat die Siedlungsreste so gut konserviert, dass die Archäologen die Lage und Aufteilung jedes Hauses exakt bestimmen konnten: In rund 40 Zentimeter Tiefe stießen sie auf Reste von Eichenpfosten und Flechtwände aus Weiden- und Haselruten

boden, den sie in flachen Gruben unweit der Siedlung mit Spaten ausheben. Der fette Boden ist so zäh, dass die Arme schnell ermüden. Sie stapeln die Stücke auf Wagen oder Schlitten und schleppen sie herbei.

Auf das untere Fundament aus Mist breiten sie eine 30 bis 50 Zentimeter dicke Schicht aus Grassoden, um die Kuppe der Wurt abzudecken. Dann stampfen sie auf den steilen Böschungen ebenfalls Grasplatten fest, damit Regen oder Hochwasser die Wurten nicht wegspülen können. Nur dort, wo später Hauseingänge liegen, sind die Hänge etwas flacher geneigt. Hier legen die Siedler Flechtmatten oder Bohlen aus. Dann bauen sie wieder Häuser auf, Pfosten für Pfosten, heben neue Umfassungs- und Entwässerungsgräben aus.

Nach und nach entsteht so eine ganz neue Siedlung: 14 Viehgehöfte sowie einige kleinere Gebäude reihen sich auf Hügelchen um einen zentralen Dorfplatz mit Tränke. Fühlen sich die Menschen in einer Rundsiedlung sicherer? Oder hat nun ein Anführer der Gemeinschaft befohlen, so zu bauen?

Denn waren die ersten Familien, die in der Marsch siedelten, Gleiche an Rang und Besitz, so heben sich nun einzelne Gehöfte durch ihre Größe hervor – offenbar waren einige Züchter erfolgreicher als andere: In ihren Häusern fanden sich mehr Viehboxen als sonst üblich.

Im Osten liegt der größte Bauernhof des Dorfes; dicht daneben das kleinste

Haus mit nur wenigen Viehboxen und ohne Getreidespeicher. Wohnt hier ein Großbauer mit seinem Gesinde? Ein Mann, der seinen Besitz so sehr gemehrt hat, dass er auch andere für sich arbeiten lassen kann? Und der inzwischen zum Herrn der Siedlung aufgestiegen ist?

Nach einigen Jahrzehnten zeigt sich: Die Wurten sind zu flach gebaut. So müssen die Familien abermals von vorn beginnen und die künstlichen Inselchen um bis zu einem Meter aufzustocken – und sämtliche Häuser neu erbauen.

Einige Zeit ist Ruhe. Doch dann schlagen die Wellen wieder höher auf. So stapeln die Siedler noch im Lauf des 2. Jahrhunderts n. Chr. weitere Lagen von Mist und Kleisoden auf bis zu 2,25 Meter Höhe.

Auf einem Platz vor dem Herrenhaus haben die Archäologen viele Feuerstellen und Werkgruben entdeckt. Hier schmelzen die Siedler Bronze – und bearbeiten Eisen. Dazu erhitzen sie zunächst noch mit Schlacke durchsetzte Eisenbrocken, die sie auf den Märkten des Binnenlandes besorgt haben. Dann hämmern sie die Verunreinigungen her-

aus, sodass sie das Metall schmieden können.

Das Eisen legen sie in ein Holzkohlenfeuer und formen es auf dem Amboss mit Zangen und Hämtern zu Pflegscharen oder Sicheln, zu eisernen Aufsätzen für die Holzspaten, zu Messern, Rasierklingen, Pferdegeschirren oder Pfeilspitzen.

Über dem Feuer erhitzen sie Bronze in Tiegeln, gießen das flüssige Metall in Steinformen und fertigen so Gürtelschnallen, Gewandspangen und Nadeln.

Womöglich liegt das Privileg zur Metallverarbeitung in den Händen des Dorfherren und seiner Nachfahren. Unweit des größten Gehöfts steht nun auch eine Art Halle, die niemand bewohnt. Treffen sich hier die Siedler zu Versammlungen und Festen? Zu Gebeten und religiösen Zeremonien?

Kein eingeritztes Zeichen, keine Inschrift oder Statue verrät, zu welchen Göttern die Menschen ihre Gebete hinausschicken, welche Rituale sie befolgen. Und nichts ist darüber bekannt, welche Regeln und Gesetze sie ihrer Gemeinschaft geben.

Gewiss ist nur, dass die Siedlung weiter wächst. Und im 3. Jahrhundert n. Chr. müssen die Familien abermals ihre Wurten um etwa 30 Zentimeter erhöhen. Jetzt verbreitern sie die Erhebungen zu einer einzigen Insel, die 23000 Quadratmeter misst. Etwa 300 Menschen bewohnen nun 26 Gehöfte, 450 Rinder stehen in den Ställen (siehe Illustrationen).

Besonders die Bewohner des Herrenhofs sind nun so wohlhabend, dass sie sich auf den Märkten Waren wie Perlen, Glas oder römisches Tongeschirr leisten können.

Es ist eine kriegerische Zeit. Vielleicht sehen die Menschen auf der Wurt manchmal jene Piratenflotten, die von der Küste zwischen Elbe und Weser zu Raubzügen aufs Meer hinausrudern (siehe Seite 136).

Denn schon seit Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. suchen Chauken mit ihren Booten und Schiffen die Küste Galliens heim und plündern Dörfer.

Werden die Räuber ergriffen, kommen sie oft als Kriegsgefangene in römische Militärlager oder wechseln als Söldner die Seiten. Zugleich werben die Römer gezielt Krieger unter den Germanen an. So dienen wahrscheinlich auch junge Männer aus der Marschsiedlung in der römischen Armee. Einer von ihnen arbeitet möglicherweise in einem Sanitätskorps – wie ein in dem Küstendorf entdecktes Instrument für Augenoperationen vermuten lässt.

Irgendwann im 4. Jahrhundert n. Chr. schließen sich die Chauken offenbar mit anderen Germanen zu einem neuen Volk zusammen. Weshalb, das vermag heute niemand zu sagen. Wahrscheinlich gehen sie den Bund freiwillig ein – ohne Kampf oder Krieg. *Saxones*, Sachsen, werden diese Plünderer angstvoll von den Römern in Gallien und Britannien genannt.

Einige bleiben auch in der Ferne. Sächsische Söldner siedeln unter anderem im Südosten Britanniens; manche bekommen nach dem Militärdienst von Rom ein Stück Land zugewiesen, auf dem sie mit ihren Familien leben.

Wenig später ist die Weltmacht so geschwächt, dass Kaiser Konstantin III.

sein Heer von der britischen Insel abziehen muss. Das westromische Imperium fällt auseinander.

Und ehemalige germanische Söldner nutzen das Machtvakuum. Im Jahr 442 bringen sie den Süden der Insel unter ihre Kontrolle und holen Siedler aus der alten Heimat über den Kanal.

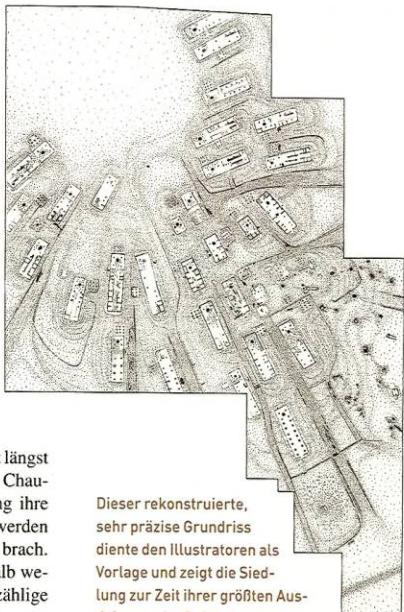
„Die Auswanderung war ein ungeheueres Ereignis“, sagt der Archäologe Hauke Jöns. Vor allem aber ist der Exodus voller Rätsel. Denn vom 5. Jahrhundert n. Chr. an sind ganze Landstriche weitgehend entvölkert, auch die große Burganlage auf der Geest ist längst verwaist. Gräberfelder, in denen Chauken und Sachsen Jahrhundertelang ihre Ahnen zur Ruhe gebettet haben, werden kaum mehr genutzt. Äcker liegen brach. In mehreren Schüben und innerhalb weniger Jahrzehnte übersiedeln unzählige Sachsen auf die britannische Insel.

Nur: weshalb? Lange Zeit vermuteten die Forscher, dass das Meer die Ackerflächen überschwemmte, die Böden ver salzte und verarmen ließ. Doch moderne Untersuchungen an Pollenresten beweisen: Die Böden waren so fruchtbar wie eh und je.

Was aber trieb die Menschen dann fort? „Sie haben gesehen, wie die Römer lebten. Und sie wollten für sich ein beseres Leben“, vermutet Jöns. Hinzu kam: Die Siedler mussten dort nicht überall von vorn anfangen; oftmals nahmen sie Land in Besitz, das schon früher kulti viert worden war. Irgendwann durfte auch der Fürst aus der Burg mit seinem Gefolge das Land verlassen haben.

Und die Menschen auf der Wurt?

Um das Jahr 450 n. Chr. müssen sie einen schweren Entschluss gefasst haben, der von ähnlicher Tragweite war wie jener der Pioniere ein halbes Jahrtausend zuvor. Mindestens zehnmal haben sie in diesem Zeitraum ihre Häuser neu errichtet, sechsmal die Wurten erhöht, am Schluss auf über drei Meter.



Dieser rekonstruierte, sehr präzise Grundriss diente den Illustratoren als Vorlage und zeigt die Siedlung zur Zeit ihrer größten Ausdehnung: Im 3. Jahrhundert n. Chr. misst die Marschinsel gut 23 000 Quadratmeter

Jahrhundertelang haben sie ausgenutzt, haben wie „Schiffbrüchige“ gegen das Meer angekämpft und mit der Gefahr leben gelernt. Nun aber brechen sie auf. Sie laden ihre wichtigsten Habseligkeiten in Boote, die wohl groß genug sind, um 45 Menschen sowie Fracht und Proviant aufzunehmen. Dann stoßen sie ab und stechen mit den Rudern ins Wasser, fahren möglichst weit an der Küste entlang und überqueren an der schmalsten Stelle den Ärmelkanal.

Zurück bleibt die verlassene Wurt im Marschland, über das der Wind streift und das nun wieder so menschenleer ist wie einst, als das Meer es erschuf. □

Literatur: Werner Haarmagel, „Die Grabung Feddersen Wierde“, Steiner-Verlag; Grabungsbereicht – staubtrocken, aber faktengetreu. Dieter Bischof, „Siedler, Söldner und Piraten“, Bremer Archäologische Blätter; reich bebilderte Darstellung zu den Chauken und Sachsen.

Dr. Ralf Berhorst, 41, Reporter in Berlin, staunte bei seinen Recherchen an der Küste, wie dicht die Relikte der Siedlung unter der Oberfläche liegen. Ebenso wie die Hamburger Illustratoren **Franziska Lorenz**, 32, und **Jochen Stuhrmann**, 32, arbeitete er eng zusammen mit Prof. Dr. Peter Schmid und Dr. Hauke Jöns, beide Niedersächsisches Institut für historische Küsteforschung.

WULFILA

IM NAMEN DES HERRN



Bischof Wulfila ist der geistliche Führer einer kleinen Schar von Hirten vom Volk der Goten. Damit seine Gemeindemitglieder die heiligen Verse verstehen, übersetzt er um 350 die Bibel ins Gotische. Er entwickelt für die Barbarensprache ein eigenes Alphabet – eine revolutionäre intellektuelle Tat. Und Grundlage für die Christianisierung vieler Germanen

von MATHIAS MESENHÖLLER

Diese um das Jahr 500 mit silberner und goldener Tinte auf purpurgefärbtem Pergament geschriebene Kopie der Wulfila-Bibel ist die älteste erhaltene Abschrift des ersten gotischen Textes



Am Anfang war das Wort. So beginnt das Evangelium des Johannes. Und so könnte auch die Geschichte jener welt-historischen Wende beginnen, die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. ihren Anfang nimmt. Zu jener Zeit überträgt ein gotischer Flüchtling die Worte des Johannes in seine Muttersprache. Ohne es zu wissen, legt er damit den Grundstein zur Christianisierung vieler Germanenvölker.

Seine Ziele aber sind ungleich beseidener. Wulfila, der Bischof, den gotische Stammesbrüder zuvor aus dem Gebiet des heutigen Rumänien vertrieben haben, denkt zunächst nur an die Gemeinde, die mit ihm ins römisch beherrschte Mösien (heute Bulgarien) geflohen ist. Er will, dass sie in der neuen Heimat die heiligen Worte versteht, welche die Priester im Gottesdienst vorlesen. Deshalb stellt er sich der Aufgabe, die Bibel in ihre Sprache zu übertragen.

Das Ergebnis ist eine intellektuelle und kultursgeschichtliche Großtat.

Denn für die Übertragung der Bibel fehlt die wichtigste Voraussetzung: Die Goten haben keine eigene Schrift. Ehe er übersetzen kann, muss Wulfila erst einmal ein gotisches Alphabet erfinden.

Er quält sich, jahrelang. Müht sich, Buchstaben für die germanischen Lauten zu finden, gotische Wörter für die griechischen. Zeichen um Zeichen schafft er ein Alphabet. Vers um Vers überträgt er Altes und Neues Testament. Schließlich gelingt ihm das nie Dagewesene. Die Schöpfung der gotischen Schrift, die Übersetzung der Bibel in eine bis dahin schriftlose BarbarenSprache. Ein Meilenstein in der Geschichte des Christentums.

Denn was so als Glaubenszeugnis für einen Verband von Hirten an den Hängen des Balkangebirges entsteht, bahnt wenige Generationen später dem Christentum den Weg unter die ersten jener germanischen Völker, die auf römischem Boden eigene Reiche gründen.

Am Anfang steht ein wortgewandter Gote im Exil. Aber die Wurzeln seiner historischen Tat reichen weit zurück. Zurück in die Zeit, in der die Raubzüge der Germanen gegen Rom begannen.

Im 2. Jahrhundert n. Chr. verlässt der ostgermanische Stamm der Goten seinen Wohnsitz an der Weichsel. Die Menschen wandern stromaufwärts, dann weiter nach Osten. Sie gelangen in die Steppe, an den Don, auf die Krim. Zahlreiche Völker nimmt der Verband auf. So entsteht das Volk der Goten.

Im Jahr 238 fallen die Krieger über die römischen Provinzen auf dem Balkan her, dann über Kleinasiens. Die Goten tauchen auf, plündern, verschwinden wieder. Ein Teil der Beute besteht aus Menschen, darunter viele Christen.

Rom schlägt zurück. Legionen rücken aus, reißen Truppenverbände der Goten auf. Schließlich aber überlässt das Imperium seine Provinz nördlich der Donau den Angreifern und bewirkt so die Spaltung der Goten in zwei einzelne Völker.

Denn während in der Steppe nördlich des Schwarzen Meeres das Königreich der Greutungen entsteht, bilden die westlichen Stämme, die nur allmählich in das vormals römische Gebiet zwischen Donau und Dnestr einrücken, einen eigenen Verband: die Terwingen (später wird man die beiden Völker „Ost“ und „Westgoten“ nennen).

Die Terwingen/Westgoten haben keinen König. Nur wenn sie angegriffen werden, wählt der Rat der Großen einen „Richter“, der für die Frist den Gefahr den Oberbefehl führt. Ansonsten gebieten ungebundene Fürsten und Häuptlinge über die Stämme und Clans.

Und immer wieder überfallen Westgoten die Grenzgebiete des Römischen Reiches; andere verdingen sich als Hilfstruppen in den Kriegen und Bürgerkriegen der Römer.

Als Kaiser Konstantin im Jahr 324 die Alleinherrschaft erringt, enden die inneren Kämpfe des Imperium Romanum vorübergehend. Der Herrscher tritt an, das Reich zu erneuern – und zwar auch

unter christlichen Vorzeichen. Denn er glaubt, sein Schlachtenglück dem gekreuzigten Heiland zu verdanken.

Der Kaiser privilegiert jene Religion, die manche seiner Vorgänger noch verfolgt haben. Zugleich beginnt er im Osten des Mittelmeeres mit dem Bau einer neuen Kapitale dort, wo sich bislang das Griechenstädte Byzanzion erhob: Konstantinopel.

Und er lässt Straßen bauen in Mösien, im römischen Gebiet südlich des Gotenlandes. Eine steinerne Brücke über die Donau. Aufmarschwege. 332 klingen seine Legionen über die Brücke: Konstantin greift die Westgoten an.

Die Niederlage der Barbaren ist verheerend. Tausende kommen um. Ihr Führer muss einen Bündnisvertrag schließen, der die Westgoten dazu verpflichtet, Konstantin im Kriegsfall beizustehen, ihnen aber immerhin auch jährliche römische Geldzahlungen und intensivierte Handelsbeziehungen einbringt.

Wenig später, wohl 336, macht sich eine westgotische Gesandtschaft auf den Weg in Konstantins neue Hauptstadt. Dabei ist auch ein junger Kleriker. Er stammt von den kleinasiatischen Gefangenen ab, vielleicht bereits aus einer Mischehe. Viel mehr ist über seine Herkunft nicht bekannt. Jedenfalls ist er ein Freier von Rang, hoch gebildet, spricht fließend Griechisch und Latein.

Doch die Sprache seiner Welt ist Gotisch, und so ist auch sein Name: Wulfila, „kleiner Wolf“.

Für den jungen Mann muss dies eine Reise ins Fantastische sein. Die statuen-geschmückten Säulengänge, die marmornen Kunstschatze aus allen Winkeln des Reiches, die kilometerlangen Festungsmauern. Auf dieser oder einer späteren Reise wird Wulfila zum Bischof geweiht. Genaueres ist nicht überliefert.

Zurück in den Wäldern und Weilern Gotiens, predigt er in kleinen Gotteshäusern vor seinen Gemeinden. Und immer mehr Westgoten sprechen die Worte „Atta unsar, thu in himinam...“: „Vater unser, der du bist im Himmel...“

Bischof Wulfila erklärt den Goten die Heilige Schrift – die er in die Sprache seines Volkes übersetzt hat (Buchillustration, um 1780)

Im Jahr 337 stirbt Konstantin. Roms innere Machtkämpfe setzen erneut ein. Bald regt sich auch im westgotischen Adel die Kriegspartei. Vermutlich nach einem erfolglosen Waffengang wenden sich die Fürsten und Adeligen um das Jahr 348 gegen die Glaubensgenossen der Römer, die christlichen Goten, und verfolgen sie. Es kommt zu Pogromen, Wulfila flieht daraufhin mit einem großen Teil seiner Gemeinde und bittet Konstantins Nachfolger um Asyl.

Unter Wulfilas Führung wandern Tausende christlicher Westgoten aus und siedeln sich zwischen Donau und Balkangebirge an, die meisten als Hirten. Dort nun wird aus dem Bischof zugleich ein weltlicher Stammesführer, der richtet, entscheidet, mit den Römern spricht.

Wulfilas Wort gilt als Gesetz – ein Gesetz des Friedens, das bald die Hirtengemeinschaft prägt.

Denn weshalb, fragt der Sohn zweier Welten, sollte es einen Unterschied ausmachen, zu welchem Volk einer gehört? Wulfilas Ansehen wächst. Bald bringen ihm auch Römer ihre Kinder zur Erziehung und Ausbildung.

Der sprachbegabte Bischof schreibt zahlreiche theologische Schriften. Und macht sich an sein monumentales Werk: die Übersetzung der Bibel in einer Barbarsprache, zu der die Schrift fehlt.

Als Grundlage wählt er das griechische Alphabet – jene Schrift, in der ihm auch die Bibeltexte vorliegen, die er übersetzen will. Aber da ist etwa der W-Laut, mit dem sein eigener Name beginnt: Die Griechen kennen ihn nicht, seine Amtsbrüder nennen ihn „Ulfilas“.

Also bestimmt er einfach den Lautwert eines griechischen Buchstabens neu und schließt so die klangliche Lücke. Andere phonetische Probleme löst er, indem er seinem neuen Alphabet latei-



nische Zeichen und germanische Runen hinzufügt.

Dann geht er an die eigentliche Übersetzung. Und brütet über Formulierungen. Wie viele Fremdwörter kann er seinen Goten zumuten? Was werden sie verstehen? Leicht fallen ihm die vom Alltag satten Geschichten, die Erlebnisse Jesu: Für praktisch jedes Handwerk haben auch die Goten einen Ausdruck.

Nur was ist mit dem Unbekannten? Gut, die Palme ist ein „Spitzbaum“, für den Essig macht er das lateinische *acetum* zu *aket*. Es unterlaufen ihm auch Fehler, er hält das Kamel für einen Elefanten. Aber richtig ins Grübeln bringt Wulfila die theologische Fachsprache.

Um die tobt längst heftiger Glaubensstreit. Ist Jesus Christus Gott dem Vater

wesensgleich – oder nur wesensähnlich, also untergeordnet?

Theologen ringen erbittert um solche Deutungen, mit denen sie die antike Philosophie und den jungen Glauben zusammenführen, ihn intellektuell schärfen wollen. Zugleich freilich ist es ein Kampf um Vorrang in der Reichskirche.

Meist entscheidet sich Wulfila für neutrale Begriffe. Insgesamt aber hält er es mit der Partei, die Gottes Sohn dem Vater *unterordnet*: Das ist die herrschende Meinung seines Umfeldes. Von ihren Gegnern, die sich wenige Jahrzehnte später „Katholiken“ nennen werden, wird diese Richtung nach einem früheren Häretiker als „Arianismus“ beschimpft.

Aber sie ist auf dem Vormarsch, und 364 kommt mit Kaiser Valens ein Aria-

*Aus griechischen Schriftzeichen,
lateinischen Buchstaben und Runen
schafft Wulfila ein Alphabet für
die gotische Sprache*



Zahllose Geistliche folgen Wulfila. Beispiel und treiben die Bekehrung der heidnischen Germanen voran. So auch der Missionar Bonifatius, der 724 im Reich der Franken eine Eiche fällt, die dem Wettergott Donar geweiht ist

ner in Konstantinopel an die Macht. Er teilt sie mit seinem Bruder Valentinian, der über die westliche Hälfte des Imperiums herrscht. Der Osten der Balkanhalbinsel und damit die Gotengrenze fällt in die Zuständigkeit des Ostkaisers.

367 beginnt Valens einen Feldzug gegen die Westgoten jenseits der Grenzen – deren Führer haben kurz zuvor den Fehler gemacht, einen Widersacher von Valens militärisch zu unterstützen.

Doch die kaiserlichen Truppen marschieren ins Nichts. Irren einem stets ausweichenden Gegner hinterher. Nach zwei Jahren muss Valens verhandeln und gesteht dem Heidenreich zwischen Donau und Dnestr fortan ein höheres Maß an Unabhängigkeit zu.

Anschließend aber wenden sich die gotischen Adeligen und ihr Führer Athanarich erneut gegen die angeblichen Römerfreunde in ihrem Reich: die zurückgebliebenen Christen, deren Zahl seit Wulfila's Auszug wieder zugenommen hat.

Von Bewaffneten begleitet, werden hölzerne Pfahlgötzen auf Wagen durch die Dörfer der Bauern gezogen. Wer sie nicht verehrt, ihnen opfert, dessen Hütte geht mitsamt ihren Bewohnern in Flammen auf. Ein Häuptling verbrennt 26 Gläubige in der Kirche, in der sie versammelt sind. Dabei kümmert es die Edlen wenig, welche Götter jemand anruft.

ob er bei der heiligen Donau schwört, bei einem Ahnen oder beim Donnergott. Es soll sich nur keiner den Ritualen entziehen, die das Stammesgemisch zusammenhalten. Keiner soll etwas Höheres anerkennen als sein Gotentum.

Genau das aber tun die Christen – so wie es jenseits der Grenze Wulfila lehrt.

Da erwächst den Bedrängten unerwartete Hilfe: Der westgotische Stammeshäuptling Fritigern verächtigt Athanarich, sich zum König machen zu wollen. Er verhandelt eigenmächtig mit Rom – und nimmt selbst das Christentum an.

Zum ersten Mal bekennt sich ein Gotenfürst zu Christus, und das bedeutet: sein ganzer Verband. Nicht ausgeschlossen, dass sich Fritigern an Wulfila wendet um Priester und Missionare.

Doch ihm bleibt keine Zeit. Denn um das Jahr 375 dringen Scharen reitender, mit Bogen bewaffneter Hunnen über den Don, zerstören das Steppenreich der östlichen Goten, der Greutungen, und fallen 376 ein in das Land der Westgoten.

Als die Plünderer abziehen, gibt es weit und breit nichts mehr zu essen. Und niemand, auch Athanarich nicht, hat eine Strategie, wie man die Rückkehr der Räuber verhindern könne. Die letzte Hoffnung der verzweifelten Westgoten

richtet sich auf das feindliche, aber mächtige Reich im Süden. Und auf Fritigern, den Christen und Römerfreund.

Tatsächlich kann der Konvertit Kaiser Valens dazu bewegen, ihm und seinen Gefolgsmännern die Flucht ins Reich zu erlauben – wie einst Wulfila's Gemeinde.

Im Spätjahr 376 überqueren die ersten von Fritigern's christlichen Anhängern die Donau. Doch die angesichts der gewaltigen Flüchtlingsmenge überforderten Provinzverwalter lassen schließlich alle Goten, auch die heidnischen, hinein – ohne sie zu entwaffen, wie sonst bei friedlicher Aufnahme barbarischer Verbände üblich (siehe Seite 126). Oft werden dabei jene bevorzugt, die dafür bezahlen können: mit goldenem und silbernem Schmuck, mit Gewandspangen, ja mit Kindern, die sie in die Sklaverei geben.

Doch schon bald erheben sich die Neuankömmlinge gegen diese Form der Korruption, aber auch gegen die Unfähigkeit der Provinzialverwaltung, Nahrung heranzuschaffen. Valens sieht sich angesichts der Unruhen zum Eingreifen gezwungen. Am 9. August 378 kommt es bei Adrianopel (dem heutigen Edirne) zu einer gewaltigen Schlacht zwischen Westgoten und Römern. Die Goten siegen. Valens fällt. Das Chaos dauert fort.

Und Wulfila?

Für den Bischof zählt die Glaubensgemeinschaft – und die teilen er und seine Anhänger eher mit den Römern als mit den wilden Verwandten, die, ob nun bekehrt oder nicht, plündernd und sengend durch das Land ziehen.

Er muss bedrückt sein, als er abermals nach Konstantinopel reist, auf ein Konzil, das Theodosius, der neue Kaiser der Osthälfte, einberuft, um ein für alle-



Der erste Atlas, der auch spannende Lektüre ist: der GEO Weltatlas.

Jetzt bekommt Kartenlesen eine völlig neue Bedeutung. Denn der GEO Weltatlas vereint auf einzigartige Weise Kartografie mit Lesevergnügen. Zum einen verfügt er über einen aktuellen Kartenteil, spezielle Themenkarten und brillante Satellitenbilder. Zum anderen erzählt er in spannenden Reportagen die Geschichte der Kartografie und zeichnet exakte Porträts der großen Entdecker von Kolumbus bis Livingstone. Und das alles auf 904 Seiten und im beeindruckenden Großformat von 29,5 x 36 cm. Sichern Sie sich Ihren GEO Weltatlas für nur 119,95 €. Entweder telefonisch, über www.geo.de/atlas oder im Buchhandel.

DIREKT BESTELLEN
UNTER TEL. 01805-8619003*

GROSSFORMAT: 29,5 X 36 CM
904 SEITEN

Das Christentum der Goten

breitet sich langsam auf andere Germanenvölker aus

mal das Verhältnis zwischen Gottvater und dem Sohn zu klären.

Theodosius ist ein Gegner des Arianismus. Für ihn bestätigt die Katastrophe des Arianers Valens sein Urteil über dessen Lehre: Sie muss falsch sein.

Doch der Kaiser ist auch ein politischer Kopf. Er weiß, dass er die Goten nicht besiegen kann.

Also macht er ihnen ein Angebot, das es in der Geschichte des Römischen Reichs so noch nicht gegeben hat: Die Eindringlinge sollen bleiben, aber sesshaft werden – als ganzes Volk, unter einer eigenen Obrigkeit. Als „Staat im Staat“. Und mit einer eigenen Kirche. Aufgebaut von Wulfilas Gefolgsleuten.

Die Führer der Westgoten begreifen rasch, wie vorteilhaft das Angebot ist. Und was für ein Instrument der Exil-Bischof ihnen geschaffen hat: eine Schrift, eine Bibel, ein Reservoir von Gelehrten und Priestern, die es erlauben, in kurzer Zeit nicht nur einen neuen Glauben, sondern auch ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl an die Stelle der alten Stammesreligion zu setzen.

So werden die arianischen Westgoten ab 382 in jenem Gebiet, in dem Wulfilas Anhänger schon lange siedeln, zum ersten christianisierten Germanenvolk mit eigenem Herrschaftsgebiet. Es könnte Wulfilas größter Triumph sein. Und doch erwächst daraus seine Niederlage.

Denn während die Goten seinen arianischen Glauben annehmen, setzt Theodosius in der Reichskirche die katholische Lehre von der Wesensgleichheit der göttlichen Personen endgültig durch – statt Einheit in Christus erwächst auf

dem Boden des Imperiums eine Konkurrenz der Konfessionen, die den Grenzen zwischen Sprachen und Völkern folgt.

Wulfila bleibt es erspart, den Konflikt der Völker und Glaubensrichtungen zu erleben. Er stirbt noch 383 in Konstantinopel, im Kreis der versammelten Amtbrüder. Trotz aller Meinungsunterschiede ein hoch geachteter Mann in den Siebzigern, der unter großer Anteilnahme zu Grabe getragen wird.

Das arianische Christentum aber breitet sich in den folgenden Jahrzehnten langsam zu den Germanenvölkern der Langobarden und Vandalen, Burgunder und Ostgoten aus, die während des 5. und 6. Jahrhunderts in Italien Gallien, Spanien und Afrika eigene Reiche gründen.

Dass sie jeweils zügig den neuen Glauben übernehmen, dazu trägt entscheidend die monumentale Leistung des „kleinen Wolfs“ bei: gotische Schrift und gotische Bibel in Verbindung mit dem arianischen Bekenntnis.

Auf ihrer Grundlage herrscht um 500 in Italien der Ostgoten Theoderich. Nach der Niederlage der Hunnen auf den Katalaunischen Feldern im Jahr 451 konnte sich sein Volk allmählich aus deren Abhängigkeit befreien und hat im Stammeland des zerbrochenen Imperiums das vielleicht glänzendste der arianischen Germanenreiche errichtet. Und um seinem Glauben zu huldigen, lässt er Wulfilas Lebenswerk in einer silbernen Bibel neu festhalten.

Dazu wird besonders dünnes Pergament von höchster Qualität purpur eingefärbt. Gold- und Silbertinte nutzen die Schreiber, als sie mehrere Hundert prächtig glänzende Seiten mit den Buchstaben jenes Alphabets füllen, das einst

für ärmliche, heimatvertriebene Hirten geschaffen wurde.

Nicht den ganzen Reichtum des Buchs der Bücher, wohl aber die für den König und seine Zeitgenossen entscheidenden Texte, die vier Evangelien, übertragen, ja malen Wulfilas Erben auf den edlen, dunkelroten Hintergrund. Als sie fertig sind, wird das funkelnde Pergament wahrscheinlich prächtig gebunden, in Klappen, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt sind. Man muss es nicht lesen, um zu begreifen: Der Wert dieser Worte ist unermesslich.

Doch auch Theoderichs Reich wird untergehen (um 550) – so wie nach und nach alle arianischen Germanenreiche. Sie geraten in eine tödliche Zange, werden zerrieben zwischen den Heeren von Ostrom-Byzanz und einer neu entstehenden germanischen Großmacht im Norden: den Franken. Deren König Chlodwig nimmt kurz vor 500 nicht das arianische, sondern das katholische Bekenntnis an, wohl seiner Frau zuliebe.

So werden die fränkischen Siege zu Niederlagen des Arianertums. Und gut zwei Jahrhunderte später wird es das katholische Christentum sein, das die Franken ihren heidnischen Nachbarn im Norden und Osten aufzwingen, den Friesen und Sachsen (siehe Seite 142).

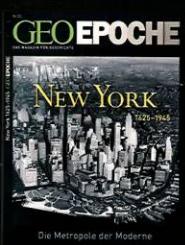
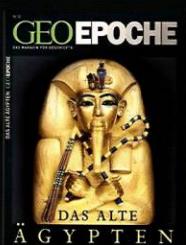
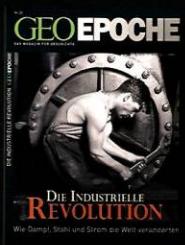
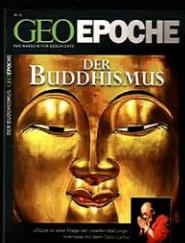
Mit den Goten verschwindet auch Theoderichs Prunk-Evangeliar im Dunkel der Geschichte.

Erst Mitte des 16. Jahrhunderts taucht es im Kloster Werden an der Ruhr wieder auf – in einem Europa, das in Christus zerstritten ist denn ja: Eben hat ein deutscher Mönch Rom die Gefolgschaft aufgekündigt, die unbedingte Autorität der Bibel als Gottes Wort verkündet und sie dazu in die Sprache *seines* Volkes übertragen. Martin Luther übersetzt den Beginn des Johannes-Evangeliums.

Und schreibt: „Am Anfang war das Wort.“ □

Literatur: Herwig Wolfram, „Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts“, Beck; das Standardwerk, präzise Analyse, lebendig erzählt. Wolfgang Giese, „Die Goten“, Kohlhammer; gut lesbare Überblicksdarstellung.

Mathias Mesenhöller, 40, ist Historiker in Leipzig. Zuletzt hat er für die GEOEPOCHE-Ausgabe über New York die Schriftstellerin Dorothy Parker und den Kreis der „Algonquin-Mittagsrunde“ porträtiert.



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

Weitere Produkte im Internet unter www.geoshop.de

GEO EPOCHE



Nach kurzer Belagerung ziehen die Westgoten, angeführt von ihrem Herrscher Alarich, am 24. August 410 in die Ewige Stadt ein: Vermutlich haben römische Bürger ihnen die Tore geöffnet. Die Eroberer plündern und brandschatzen, verschonen aber die Kirchen

STURM AUF DIE EWIGE STADT



Unaufhaltsam stoßen im 4. Jahrhundert
die Hunnen aus Asiens Steppen nach Westen
vor und lösen unter den Germanen eine
Fluchtwelle aus. Gewaltige Menschenmassen
branden gegen die Grenzen des römischen
Imperiums. 376 dringen die Westgoten ins Reich
ein – und ziehen wenige Jahrzehnte später sogar
gen Rom. Die Plünderung der Ewigen Stadt wird
zum Symbol einer ruhelosen Epoche, in der
Germanenvölker aus den Trümmern des West-
römischen Reichs ein neues Europa schaffen

TEXT: WALTER SALLER UND INSA BETHKE

Zehntausende Menschen erscheinen im Sommer des Jahres 376 an dem Nordufer der unteren Donau. Auf Ochsenkarren ist ein ganzes Volk an den Fluss im Südosten der Balkanhalbinsel geflohen. An die „nasse Grenze“, die das Reich der Römer von der Welt derer trennt, die sie „Barbaren“ nennen.

Die Flüchtlinge, meist Germanen vom Stamm der Terwingen (später „Westgoten“ genannt), bitten um Aufnahme in das Imperium. Denn wie ein vernichtender Sturm fegen fremde Krieger durch ihre weiter nördlich gelegenen Siedlungsgebiete: Hunnen. Reiternomaden aus Asien, die jeden, der in ihre Hände fällt, unterwerfen oder töten.

Die Massenflucht der Germanen überrascht die Römer. Angesichts der Flut von Flüchtlingen, darunter viele Bewaffnete, befürchten die an der Grenze stationierten Militärs, überrannt zu werden. Doch die Entscheidung über die Bitte der Fremden übersteigt ihre Befugnis. Und so erklären die Grenzkommandanten, die Goten müssten erst Böoten zum Kaiser senden. Weil allein er über ihre Ansiedlung im Reich befinden könnte.

Die Gesandten machen sich auf den über 1500 Kilometer langen Weg nach Antiochia. In der syrischen Provinzhauptstadt bereitet Kaiser Valens einen Kriegszug gegen die Perser vor.

Um auf die kaiserliche Antwort zu warten, lassen sich die Goten nieder am Fluss. Mit ihren Planwagen, die beladen sind mit Proviant und Hausrat. Vor ihnen römische Soldaten, hinter ihnen asiatische Reiter. So harren sie aus. Unter segnender Sonne und im Platzregen.

Mit dem Exodus der Goten beginnt in Europa eine Epoche, die etwa 200 Jahre andauern wird und deren Geschichte eine Chronik der Kriege und der Vertreibungen ist. Später werden Historiker diese Zeit die der „Völkerwanderung“ nennen – eine Zeit, in der ganze Völker

durch Europa irren und sich dabei aufstellen oder mit anderen Flüchtlingstrecken zu neuen Stammesverbänden und Bündnissen vereinen.

Den unerbittlichen Mechanismus dieser Wanderungen setzen die Hunnen in Gang. Die kriegerischen Nomaden, die um das Jahr 375 von Osten her in Europa eindringen, lösen immer neue Fluchtbewegungen aus. Menschenwellen, die sich fortpflanzen nach Westen, die alte Ordnung Europas ins Wanken bringen und für immer verändern.

Die Goten sind die Ersten, die von dem Hunnensturm an die Grenzen Roms gespült werden. Sie werden das Fundament legen für unabhängige Barbarenreiche auf kaiserlichem Territorium. Für „Staaten im Staat“, die das Imperium gewissermaßen von innen her auflösen.

Am Vorabend der Völkerwanderung ist Rom zwar schon keine Millionenstadt mehr, doch die Kaiser herrschen nach wie vor über eine Welt, die sich rings ums Mittelmeer erstreckt. Rund 70 Millionen Menschen leben um 375 im Römischen Reich. Das Christentum, vor Kurzem noch verfolgt, löst nun den alten Kult der Gottkaiser als Staatsreligion ab.

Äußerlich prosperiert das Reich: Es gibt landwirtschaftliche Großbetriebe, Bergwerke, Baukonzerne sowie Fabri-

ken für Waffen, Keramik oder Glas. Handelskonsortien, Reedereien, Banken. Reiche Römer benutzen Parfüms, Seifen und Zahnpflegemittel.

Wirtschaftlich und politisch bedeutsamer als der Westen des Imperiums aber ist inzwischen seine östliche Hälfte, in der Konstantinopel seit 330 als zweite, ranggleiche Hauptstadt erblüht. In Verwaltung und Heereswesen bahnt sich schon lange eine Trennung der beiden Reichsteile an, und häufig ist auch die höchste Macht im Staate geteilt: Im 4. Jahrhundert üben zumeist zwei Kaiser gleichberechtigt die Herrschaft aus, einer im Westen und einer im Osten.

Dort erstreckt sich das Imperium bis zum Euphrat – und bis an die Grenze zum Reich der Perser, in denen die Römer ihre gefährlichsten Gegner sehen.

Im Süden umfasst das Reich Ägypten und die gesamte afrikanische Mittelmeerküste, die reichen Getreideprovinzen. Im Norden erstreckt sich die römische Herrschaft bis nach Britannien, und den europäischen Kontinent zerschneidet die entlang dem Rhein und der Donau verlaufende Grenze von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer.

Doch den Zenit seiner Macht hat das Weltreich überschritten.

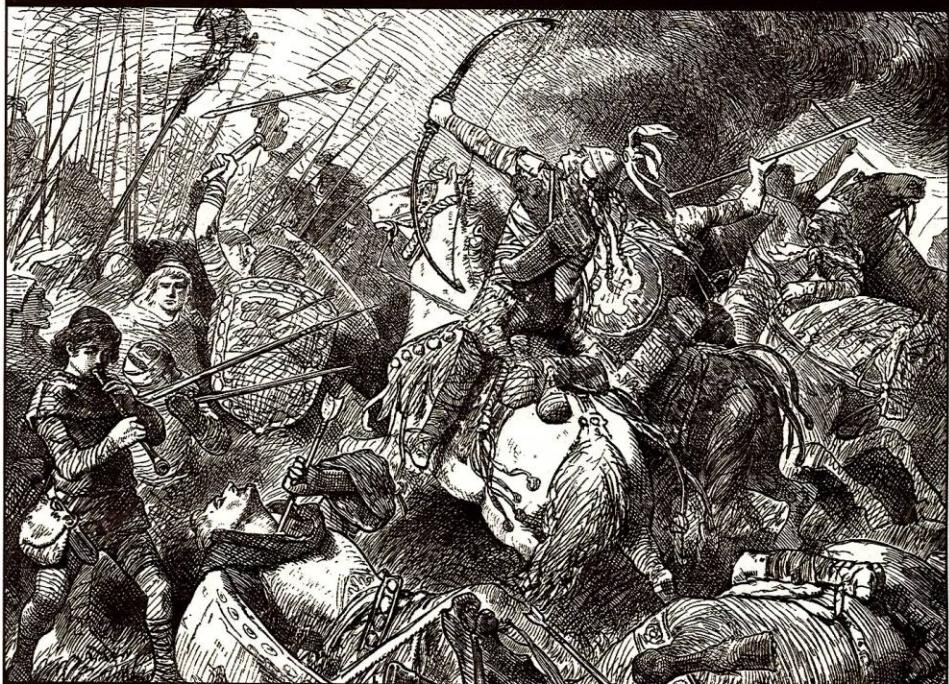
Seit dem 3. Jahrhundert schon fallen Germanen immer wieder zu Raubzügen in das Imperium ein. Die Eindringlinge plündern weite Landstriche, vor allem in Gallien, ziehen sich dann wieder in ihre Gebiete zurück. Rom ist unfähig, die Überfälle zu verhindern, das Territorium zwischen Oberrhein und Donau geht gar ganz an germanische Stämme verloren.

Gleichzeitig schwächen Thronkämpfe das Reich. Oft ziehen Kaiser und Gegenkaiser Truppen von den Grenzen ab, um ihre Herrschaft im Kampf gegeneinander durchzusetzen.

Die größte Herausforderung aber sind die Perser, die das Expansionsstreben der Kaiser im Osten gestoppt haben, nun nach Westen drängen und die Grenzen des Imperiums bedrohen. Immer neue



80 Jahre lang verbreiten die Hunnen in Europa Furcht und Schrecken



Knochenplatten verleihen dem Bogen der Hunnen große Durchschlagskraft. Erst 451 kann ein römisches Heer sie besiegen

Gelder brauchen die Herrscher Roms für ihren Militärhaushalt – und immer neue Männer, die bereit sind, für sie zu kämpfen. Mehr und mehr Germanen füllen die Lücken in der Armee.

Doch trotz aller Probleme ist von einer existenziellen Krise des Imperiums noch nicht die Rede, als die Hunnen in Europa einfallen. Erste Meldungen über Angriffe der Asiaten in den Siedlungsgebieten der Goten am Schwarzen Meer erreichen die römische Grenze wohl Ende des Jahres 375.

Für die Militärs sind solche Berichte Routine: weil sie aus den weiten Gebieten nördlich der Donau immer wieder von irgendwelchen Kriegen zwischen

ihnen kaum bekannten Völkern hören. Daher sehen sie auch in den Kämpfen vom Winter 375/376 nur einen weiteren Kleinkrieg unter Barbaren.

Doch dann stehen plötzlich die Goten an der Donau. Und ihr Erscheinen zwingt die römischen Grenzkommandeure zu einer neuen Sicht der Vorgänge nach dem Einfall der Hunnen im Osten Europas. Denn was auch immer dort vorgehen mag: Um einen lokal begrenzten Krieg jedenfalls kann es sich nicht handeln.

Bald bringen die Militärs mehr in Erfahrung über die Krieger, die aus den Weiten Asiens eingefallen sind und von denen es heißt, sie würden ihre Notdurft verrichten, ohne vom Pferd zu steigen.

„Die Saat des ganzen Verderbens“, notiert Ammianus Marcellinus, „hatte

folgende Ursache: das Volk der Hunnen.“ Der römische Geschichtsschreiber fasst im späten 4. Jahrhundert zusammen, was er vernommen hat: „Niemand bei ihnen bestellt das Feld oder rürt je einen Pflug an. Denn alle schweifen ohne festen Wohnsitz und ohne Gesetz mit ihren Wagen umher.“

Die Kämpfer seien von Kind auf daran gewöhnt, Frost, Hunger und Durst zu ertragen, ernährten sich von den Wurzeln wilder Kräuter und halbrohem Fleisch, hätten keine Religion und keinen König. Kurz: Sie lebten wie die Tiere. Durch Strapazen seien sie nicht zu brechen.

Die Kampfaktik der Hunnen aber, der „erbittertsten aller Krieger“, nötigt



Fast 200 Jahre lang ziehen die Germanen in gewaltigen Trecks durch Italien, Gallien, Spanien, Nordafrika – und gründen dort eigene Reiche

dem Historiker, selbst Offizier, gewisse Achtung ab: die raschen Formationswechsel, die schnellen Rückzüge, die Umzingelungen, der Nahkampf, bei dem die Hunnen ihre Gegner mit Lassos einfangen. Im Angriff seien sie schnell, gefährlich, unberechenbar, schonten weder den Feind noch sich selbst.

Und von ihrer Hauptwaffe, dem Bogen, spricht Ammianus Marcellinus mit Bewunderung: „Bei ihrem Ferngeschossen benutzen sie als Pfeilspitzen mit wunderbarer Kunstfertigkeit zusammengefügte und verzierte spitze Knochen.“

Tatsächlich beruht der militärische Erfolg der Hunnen entscheidend auf der ungeheuren Reichweite und Durchschlagskraft ihrer Pfeile. Denn ihr Bogen ist eine genial durchdachte Konstruktion: Einen mehrteiligen Holzkern ver-

stärken Knochenplatten, die die Wucht des Bogens noch steigern. Dessen unterer Teil ist zudem kürzer als der obere.

Denn wie bei allen Kampfhandlungen steigen die Hunnen auch zum Verschießen der gefährlichen Pfeile nicht von ihren Pferden ab, und die asymmetrische Form erlaubt es ihnen, Bogen von deutlich mehr als einem Meter Länge zu benutzen – erheblich größere als andere Reiterkrieger.

Die Pfeile aber, die ein solcher Bogen verschießt, durchschlagen den Panzer jedes Gegners.

Doch weshalb sich die Hunnen überhaupt auf ihren Pferden aufmachen nach Europa und von wo aus in Asien eigentlich – darüber weiß man nur wenig.

Vermutlich beginnen die Nomadenkrieger ihren Zug tief in den großen Steppenlandschaften Zentralasiens, die sich bis zu den heutigen Grenzen Chinas ausdehnen. Zahllose Nomadenstämme leben dort und ziehen im jahreszeitlichen

Zyklus zwischen verschiedenen Weidegründen hin und her. Manche begeben sich aber auch auf Wanderungen in weit entfernte Gebiete. Vielleicht müssen sie einer Klimaänderung wegen neue Weiden suchen. Vielleicht werden sie von mächtigen Nachbarn vertrieben.

Einzelne Stämme schließen sich dann zu Verbänden zusammen, aus denen erst auf dem Weg ein neues Volk entsteht.

Um 350 machen sich die Hunnen in Richtung Westen auf. Viele Völker, auf die sie bei ihrem Zug treffen, fliehen vor den Reiternomaden, andere werden unterjocht und in ihre Verbände gezwungen. In verschiedenen Gruppen, die jeweils eigenen Fürsten unterstehen und ohne gemeinsame Führung sind, ziehen sie weiter.

Bis sie um 375 in die Gebiete westlich des Don eindringen, am Schwarzen Meer

zunächst die Ostgoten überrollen und schließlich die Westgoten an die Donau treiben.

Noch im Sommer 376 treffen die Gesandten der Goten in Antiochia ein, wo Kaiser Valens sich aufhält. Die Boten tragen ihm ihr Ansuchen um Aufnahme in das Imperium vor. Valens gibt sich wohlwollend – vermutlich schon deshalb, weil er angesichts seiner Kriegspläne keine Auseinandersetzungen mit Barbaren an der Donau brauchen kann. Und wohl auch, weil die Unterhändler wie er arische Christen sind (siehe Seite 118).

Offenbar sehen der Kaiser und seine Berater in den Zehntausenden von Flüchtlingen an der Donau weniger eine Gefahr für die Sicherheit der Reichsgrenzen als vielmehr ein Bollwerk gegen die Hunnen – und eine günstige Gelegenheit, neue Soldaten anzuwerben.

Valens bewilligt das Gesuch der Goten. Denn auch früher schon hat das Imperium fremde Stämme aufgenommen. In der Regel wurden aus den Barbaren nach und nach loyale Römer, manche stiegen sogar in hohe Militärstellen auf.

Deshalb weist der Kaiser im Vertrauen auf die Kraft der Romanisierung die Befehlshaber an der Donaugrenze an, den Goten Land in Thrakien (im heutigen Bulgarien) zuzuweisen.

Nach vielen Wochen des Wartens an der unteren Donau setzen die Flüchtlinge nun endlich über den Fluss. Auf einer Armada von Flößen und Booten.

Anfangs versuchen die Römer noch, die Ankömmlinge am Südufer der Donau zu zählen. Doch schnell verlieren sie jegliche Kontrolle. Tag und Nacht pendeln die Schiffe hin und her zwischen den Ufern. Es herrscht Chaos.

Die Flüchtlinge verbreiten sich „wie der Aschenregen des Ätna“, schreibt Ammianus Marcellinus. Unter ihnen sind nicht nur Westgoten. Auch Ostgoten nutzen das Durcheinander am Fluss, um ins Imperium zu fliehen, später folgen

ihnen Alanen und sogar Abtrünnige der Hunnen. Immer neue Scharen setzen über. An eine Entwaffnung der Massen ist nicht mehr zu denken.

Und bald schon wird Kaisers Valens seine Entscheidung bereuen.

Rund 90 000 Flüchtlinge sammeln sich schließlich auf der römischen Donauseite. Ende des Jahres 376 lagern die Barbaren noch immer in Flussnähe.

Vieles von dem, was in der Folgezeit geschieht, bleibt im Unklaren. Römische Chronisten berichten von Verfehlungen der Verantwortlichen in Militär und Verwaltung, die sich für schöne Gotinnen oder junge Knaben interessieren, aber nicht für die Ansiedlung der Einwanderer in den ihnen zugewiesenen Gebieten.

Während die Flüchtlinge keine Möglichkeit bekommen, sich selbst zu versorgen, lassen die lokalen Machthaber die Nahrungsvorräte der Region an festigte Orte schaffen und verweigern den Barbaren den Zutritt. Ob sie auf Geheiß des fernen Kaisers handeln, der womöglich glaubt, mithilfe des Hungers seine neuen Untertanen kontrollieren zu können, oder ob sie sich nur selbst bereichern wollen, indem sie den Goten Lebensmittel zu schamlosen Preisen verkaufen, bleibt ungewiss.

Sicher hingegen ist: Die Not muss so groß sein, dass sie die Flüchtlinge im Laufe des Jahres 377 in den Aufruhr



Nur das römische Ostreich kann den germanischen Invasoren standhalten

treibt. Plündernd und brandschatzend ziehen sie durch die Provinzen südlich der Donau. Entflohene Gefangene und Sklaven verstärken den Zug der Rache, viele von ihnen gleichfalls germanischer Abstammung. „Alles verheerten die Barbaren“, klagt Ammianus Marcellinus.

Da beschließt Kaiser Valens, die Westgoten in einer Feldschlacht zu stellen.

Mit rund 15 000 Soldaten zieht er am Morgen des 9. August 378 von der Stadt Adrianopel (heute Edirne) dem Feind entgegen. Voll bewaffnet marschieren sie viele Stunden lang unter der brennenden Sonne des südlichen Thrakien. Dann steht das römische Heer vor der Wagenburg der Goten.

Rund 10 000 Männer haben die Kundschafter dem Kaiser gemeldet. Doch wissen sie offenbar nichts von den Verbänden der Ostgoten, die im Chaos des Jahres 376 gleichfalls die Donau überschritten haben und nun der westgotischen Streitmacht zu Hilfe eilen. Unter den Ostgoten finden sich nicht nur Fußsoldaten, sondern auch berittene Truppen, die sich vermutlich manches von der Taktik der Hunnen abgeguckt haben.

Die ostgotische Kavallerie führt den entscheidenden Schlag gegen den linken Flügel der Römer, wodurch es den Germanen gelingt, die vom Marsch geschwächte Infanterie im Zentrum der römischen Formation einzuschließen und zusammenzudrängen, sie schließlich vollständig aufzubrechen.

„Viele Sterbende, die ihre qualvollen Wunden nicht mehr ertragen konnten“, schreibt Ammianus Marcellinus, „versperrten die Wege. Wozu noch Berge von Pferden kamen, deren Kadaver die Felder bedeckten. Diese niemals wieder zu ersetzen Verluste, die den römischen Staat teuer zu stehen kamen, beendete erst die von keinerlei Mondlicht erhelle Nacht.“

Es ist die vielleicht verhängnisvollste Niederlage in der Reichsgeschichte. Zwei Drittel der römischen Soldaten fallen in der Schlacht bei Adrianopel, ein



455 setzen Vandalen von Nordafrika nach Italien über – und plündern Rom erneut

Großteil der Offiziere – und auch der Kaiser: Vermutlich durchbohrt ein Pfeil seinen Leib.

Die Nachricht erschüttert das Reich. Niemand, so scheint es, vermag diese Barbaren nun noch aufzuhalten.

Um Städte zu belagern und zu stürmen, fehlt es den Westgoten allerdings an militärischer Schlagkraft und Ausrüstung. Aber der Stammesverband beherrscht nun das offene Land, zieht plündernd durch die Provinzen auf der Balkanhalbinsel. Jahrlang.

Bis der neue Kaiser Theodosius den Barbaren ein Angebot macht: Sie sollen sich als freie Krieger seiner Oberhoheit unterstellen und ihm im Kriegsfall Waffenhilfe leisten. Dafür erhalten sie Land südlich der Donau, brauchen keine Steuern zu zahlen, bleiben unabhängig.

Diese Offerte ist ohne Beispiel in der römischen Geschichte: Der Kaiser ist bereit, die direkte Kontrolle über einen Teil des Imperiums abzugeben, einem fremden Volk nicht nur Reichsboden zu überlassen, sondern auch die militärische Hoheit.

Doch bleibt den römischen Machthabern eine andere Wahl? Immer neue

Völkerscharen bedrängen inzwischen ihre Grenzen an Rhein und Donau. Die Hoffnung aber, die schon in das Reich eingedrungenen Goten seien mit kriegerischen Mitteln endgültig zu unterwerfen, haben sie längst wohl schon aufgegeben.

Am 3. Oktober 382 schließen Römer und Goten das Bündnis, und im Südosten Europas kehrt Ruhe ein. Vorerst.

Denn schon bald brechen die Goten erneut auf. Und diesmal werden sie nicht von den Hunnen angetrieben, sondern von einem Krieger aus den eigenen Reihen: Alarich. Einem begabten Militärführer, der aufsteigt zum Herrscher aller Westgoten. Und der sich nicht mit dem begnügt, was die Römer ihm und seinem Volk anbieten.

Im Januar 395 stirbt Theodosius – als letzter Kaiser, der noch einmal die Herrschaft über das gesamte Reich in einer Hand vereinigen konnte. Nun wird das Imperium zwischen seinen Söhnen geteilt. Über die griechischsprachigen Provinzen im Osten herrscht fortan der 17-jährige Arcadius; über die lateinischen im Westen dessen zehnjähriger Bruder Honorius.

Tatsächlich aber bestimmen Berater der jungen Kaiser den künftigen Kurs –

zwei Männer, die noch Theodosius ausgewählt hat: im Osten der Präfekt Rufinus, im Westen der Heermeister Flavius Stilicho, ein erfahrener Stratege germanischer Abstammung.

Doch schon bald liegen die Regenten der beiden Kaiser miteinander im Zwist. Und gleichzeitig ziehen erneut Goten plündernd durch die oströmischen Provinzen: Germanische Soldaten unter ihrem Kommandanten Alarich, die eben noch in römischen Diensten gekämpft hatten, starten eine Rebellion, der sich nach und nach immer mehr Westgoten anschließen.

Stilicho marschiert Alarich mit Truppen entgegen – auf dem Territorium der östlichen Reichshälfte. Doch das macht Arcadius, den Kaiser in Konstantinopel, misstrauisch: Plant der weströmische Regent womöglich, die Vorherrschaft im ganzen Reich an sich zu reißen, statt dem Osten zu Hilfe zu eilen?

Arcadius fordert den Rückzug. Und Stilicho gehorcht.

Doch wer hält jetzt die Goten auf?

Arcadius und seine Berater wissen: Zu besiegen ist Alarich nicht. Was aber, wenn sie versuchten, die militärische Stärke des Goten für sich zu nutzen?

Der Kaiser geht das Risiko ein: 397 erhebt er Alarich in den hohen Rang eines Heermeisters. Ob der Gote anschließend ernsthaft versucht, seine aus Westgoten und anderen Barbaren gebildeten Truppen in die Militärstruktur des Ostreiches zu integrieren, ob er überhaupt je wirklich daran gedacht hat, sich der Oberhoheit des Kaisers in Konstantinopel zu unterstellen, ist nicht bekannt.

Sicher hingegen ist: Alle früheren Abkommen ignorierend, befehlt er im Jahr 401 seinen Soldaten den Abmarsch und überschreitet die Grenze zwischen den Reichshälften. In Richtung Italien.

Die Lage ist günstig für einen Raubzug ins Westreich. Stilicho steht mit seinem Heer nördlich der Alpen, um in der Donauprovinz Noricum und in Rätien eine Invasion abzuwehren. Zur Verteidi-

gung Italiens muss er Truppen aus Britannien und vom Rhein nach Süden verlegen. Doch ehe die eingetroffen sind, hat Alarich bereits weite Teile Oberitaliens geplündert.

Erst Ostern 402 kann Stilicho die Goten am Fuße der Westalpen stellen und nach weiteren Schlachten zurück nach Osten drängen.

Einige Jahre später plant nun umgekehrt der weströmische Heermeister einen Vorstoß: Stilicho will die angrenzenden Teile des oströmischen Reiches seinem Machtbereich einverleben – genau jene Gebiete, in die sich die Goten zurückgezogen haben. Mit guten Aussichten: Denn Stilicho wirbt Alarich, seinen eben noch ärgsten Feind, nun als Bundesgenossen und rüstet zum gemeinsamen Feldzug gegen das Ostrreich.

Doch Anfang 407 trifft aus Gallien eine Nachricht ein, die alle Pläne zunichtemacht: Die Rheingrenze ist zusammengebrochen. Gewaltige Barbarenscharen, darunter Vandale, Sueben und andere germanische Stämme, drängen zwischen Mainz und Worms über den Fluss. Es sind Zehntausende.

Jedes Schwert wird nun in Gallien gebraucht, der Feldzug gegen das Ostrreich abgesagt. Alarich aber fordert eine Entschädigung dafür, dass er seine Truppen mobilisiert hat: 4000 Pfund Gold. Um seiner Forderung Nachdruck zu ver-

leihen, zieht er in die Donauprovinz am Nordrand der Alpen.

Stilicho drängt darauf, Alarich zu bezahlen, und noch einmal kann er sich durchsetzen. In Rom aber ist die Stimmung längst umgeschlagen. Germanenhass vergiftet die politische Atmosphäre, Senatoren hetzen gegen den Regenten: Stilicho mache gemeinsame Sache mit dem Gotenführer, treibe ein Doppelspiel, wolle das Westreich verraten.

Und schließlich wendet sich auch Kaiser Honorius von ihm ab. Am 22. August 408 wird Stilicho in Ravenna hingerichtet. Sein Sturz löst eine wahre Menschenjagd aus, der unzählige seiner Anhänger, vor allem aber in Italien lebende Barbaren zum Opfer fallen, zumeist germanische Soldaten in römischen Diensten samt ihren Familien.

Die Folge: Tausende desertieren, laufen über zu Alarich, dessen Truppen jenseits der Alpen warten.

Niemand hindert den Heerführer nunmehr daran, nach Italien einzufallen – und gegen die Ewige Stadt zu ziehen.

Im Herbst 408 schließen Alarichs Männer Rom ein. Hunger und Seuchen breiten sich in der Stadt aus, zahllose Menschen sterben.

Erst nach zwei Bittgesuchen des Senats nennt der Gote den Preis für seinen Abzug: 5000 Pfund Gold, 30000 Pfund Silber, 3000 Pfund Pfeffer, 4000 Seiden gewänder, 3000 rot gefärbte Häute. Der Senat erfüllt alle Forderungen.

Als Alarich abrückt mit Heer und Beute, schließen sich ihm erneut Tausende an: überwiegend germanische Sklaven, die aus der belagerten Stadt geflohen sind.

Doch die Goten bleiben in Italien. Alarich verhandelt mit dem Kaiser, bedrängt den Senat in Rom, fordert immer neue Siedlungsgebiete, beansprucht für sich selbst den Rang eines Oberbefehls habers des Westreiches. Honorius aber lässt alle Verhandlungen scheitern. Und so steht Alarich im Sommer 410 erneut vor den Toren Roms.

Diesmal lässt er die Stadt stürmen.

Wohl um die sinnlosen Leiden einer weiteren langen Belagerung zu vermeiden, öffnen vermutlich verängstigte Bürger eines der Tore der elf Meter hohen Mauer, die Rom auf einer Länge von 19 Kilometern umgibt: Am 24. August 410 gelangen Alarichs Krieger in die Stadt, erobern sie nahezu kampflos.

Männer, die an ein Leben auf Wanderschaft gewöhnt sind, in Zeltstädten und auf Planwagen, dringen ein in die Stein gewordene Zivilisation. Wandeln in Wäldern aus blitzendem Marmor.

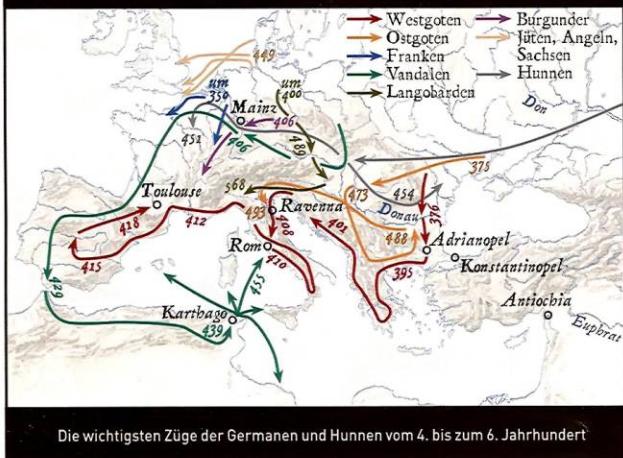
Rom ist noch immer die wohl prachtvollste Metropole des Kontinents. Auf mehr als 1400 Hektar erheben sich die Zeugnisse einer jahrhundertealten Hochkultur. Der Jupitertempel auf dem Kapitol. Die mächtigen Basiliken auf dem Forum Romanum, die größte 100 Meter lang und 65 Meter breit. Das 57 Meter hohe Kolosseum, durch das an Spiele-

Varus, gib mir meine Legionen wieder... «

Im Herbst des Jahres 9 n. Chr. wurden in den Wäldern Germaniens drei römische Legionen überfallen und niedergemordet. Der Feldherr der Römer, Varus, stürzte sich in sein Schwert. Die legendäre Schlacht wurde später zum „Urknall“ der deutschen Geschichte erklärt. Doch warum konnte die beste Armee der Welt von Barbaren geschlagen werden? Und wie wurde im Lauf der Zeit aus dem römischen Ritter Arminius der deutsche Nationalheld Hermann der Cherusker? Ralf-Peter Martin gelingt eine neue verblüffende Erklärung der Ereignisse.

Ralf-Peter Martin **DIE VARUS SCHLACHT**





tagen noch immer das Todesgebrüll der Gladiatoren gelt. Und die kaiserlichen Paläste auf dem Palatin.

Alarichs Männer ziehen über gepflasterte Straßen, vorbei an Thermen und Kirchen. An Märkten und Kaufhäusern, in denen sonst Obst und Kuchen, feinste Öle und Seide über die Tische gehen.

Auf dem Forum wüten Brände. Baken zerbersten, Gebäude stürzen ein. So heiß lodern die Feuer, dass auf dem marmornen Fußboden der Basilica Aemilia Bronzemünzen zerfließen: Bis heute haben sich Reste von geschmolzenem Metall im Stein erhalten.

Drei Tage lang plündern die Goten Rom. Was sie fortschleppen, wie viel an Gold und Silber, welche Münzschatze, darüber schweigen die Chronisten. Doch die Beute muss monströs sein. Zahlreiche Römer finden durch marodierende Goten den Tod. Aber die Kirchen der Apostelfürsten, so heißt es übereinstimmend bei den Chronisten, verschonen

die Barbaren. Ebenso alle Einwohner, die sich in die heiligen Stätten geflüchtet haben. Denn die Goten sind ja Christen, wenn auch arianische.

Militärisch ist die Eroberung Roms unbedeutend, zumal der Kaiser in Ravenna residiert, das als uneinnehmbar gilt. Aber der Fall der Stadt am Tiber, Sinnbild des Imperiums und Mittelpunkt des Erdkreises, muss in vielen Untertanen des Kaisers apokalyptische Ängste wecken: Zum ersten Mal seit 800 Jahren ist es Barbaren gelungen, in das Herz ihres Reiches vorzustoßen.

Die Endzeit scheint angebrochen.

Die Einnahme Roms ist Alarichs letzte Tat. Ohne seinem Volk eine Heimat gefunden zu haben und nach einem misslungenen Versuch, ins kornreiche Afrika überzusetzen, stirbt der Gotenführer noch im Herbst 410 in Südalien, vermutlich erliegt er einer Krankheit.

Unter seinen Nachfolgern verlassen die Westgoten Italien, ziehen ins südliche Gallien und weiter nach Spanien. Schließlich verbünden sie sich wieder mit dem Kaiser und kämpfen im Auftrag Roms erfolgreich gegen Vandale und Alanen. 418 aber kehren die Goten ins südwestliche Gallien zurück, und hier

gelingt endlich, wonach Alarich vergeblich gestrebt hat: Rund 40 Jahre nach ihrer Massenflucht über die Donau gründen die Westgoten auf dem Boden und unter dem Dach des wankenden Imperiums einen eigenen Staat.

Das Tolosanische Reich, benannt nach seiner Hauptstadt, dem heutigen Toulouse, umfasst zunächst Aquitanien und angrenzende Gebiete in Gallien, bald aber dehnt es sich auch auf große Teile der Iberischen Halbinsel aus – und dort wird ihr Staat das römische Westreich um mehr als zwei Jahrhunderte überdauern.

*

Den Westgoten folgen bald weitere Völkerscharen. Während die oströmischen Herrscher die Germanen von ihren Gebieten weitgehend fernhalten können, werden die Kaiser im Westen nicht mehr Herr der Lage: Nach Jahrzehntelangen Wanderrungen kreuz und quer über den Kontinent setzen sich Barbaren nach und nach in allen wichtigen römischen Provinzen fest.

Noch einmal bilden Römer und einige germanische Verbände eine Allianz – gegen die Hunnen: Nach siegreichen Schlachten 451 und 454 vertreiben sie die Feinde endgültig aus Europa.

Doch der Niedergang des Imperiums im Westen geht unaufhaltsam weiter.

Und aus den Trümmern des alten Reiches entsteht im Verlauf der Völkerwanderung eine neue, römisch-germanische Welt:

Die Vandale verlassen um 400 ihre Wohnsitze in Schlesien. Nachdem sie zur Jahreswende 406/407 gemeinsam mit Alanen und Sueben den Rhein überquert haben, zieht der Völkerverband durch Gallien und bis nach Spanien. Von dort bricht ein Teil der Vandale und Alanen nach wenigen Jahren wieder auf: 429 setzen rund 80 000 Menschen über die Meerenge von Gibraltar nach Nordafrika über, um die Getreideprovinzen Roms einzunehmen.

Zehn Jahre später machen die Invasoren Karthago zur Kapitale eines eige-

Literatur: Peter Heather, „Der Untergang des römischen Weltreichs“, Klett-Cotta; meisterhafte Synthese aus Erzählkunst und analytischer Schärfe. Klaus Rosen, „Die Völkerwanderung“, C. H. Beck, knapper, einordnender Überblick zu den Ereignissen einer dramatischen Zeit.

nen Reiches, das schließlich auch die Balearen, Korsika, Sardinien und Sizilien umfasst. 455 fahren die Vandalen mit ihren Schiffen nach Italien und erobern Rom: Die Eindringlinge plündern die Stadt zwei Wochen lang, verschonen aber wie zuvor die Westgoten das Leben der meisten Einwohner.

Die *Burgunder* folgen den Vandalen über den Rhein und errichten 407 zwischen Mainz und Worms ein Reich. Nach einer Schlacht, in der römisch-hunische Truppen sie rund 30 Jahre später vernichtend schlagen, erschaffen die überlebenden Burgunder in Ostgallien und rund um den heutigen Genfer See ein neues Königreich (siehe Seite 150).

Angeln, Sachsen und Jütten verlassen ab 449 ihre Heimat an der Nordseeküste in Richtung Britannien, nachdem sächsische Seefahrer die dortigen Küsten heimgesucht haben. Die Germanen verdrängen die einheimische Bevölkerung und gründen auf der Insel sieben Reiche: Kent (Jütten), Wessex, Sussex und Essex (Sachsen), Northumbrien, Ostanglia und Mercien (Angeln).

Die *Ostgoten* brechen um 473 von Pannonien (dem Gebiet des heutigen Ungarn und angrenzender Staaten) auf. Große Verbände ziehen jahrelang über die Balkanhalbinsel, bevor sie sich 488 im Auftrag des oströmischen Kaisers nach Italien aufmachen. Dort erkämpfen sie 493 die Herrschaft, nachdem der letzte weströmische Kaiser Romulus Augustulus im Jahr 476 von seinem germanischen Heerführer gestürzt worden ist: das Ende des Westreiches. Fortan gebietet der ostgotische König Theoderich der Große in der Tradition römischer Kaiser über Italien.

Als letzte Germanen verlassen die *Langobarden*, die bereits um 400 von der Elbe gen Süden gewandert sind, ihre Siedlungen in Böhmen. 489 gründen sie im heutigen Österreich ihr erstes Reich. Wenige Jahrzehnte nachdem sie von dort aus weiter in Richtung Ungarn gezogen sind, verbinden sie sich mit dem oströmischen Kaiser, der nun mit ihrer Hilfe die Ostgoten aus Italien vertreiben will. Doch das Bündnis währt nicht lange: 568 stößt der langobardische König Alboin

mit mehr als 150000 Mann bis nach Verona vor und gründet in der Poebene ein Reich, das mehr als 200 Jahre bestehen wird, ehe es 774 unter die Kontrolle des fränkischen Herrschers Karl der Große gerät.

Die *Franken*, lange zersplittert in germanische Kleinstämme, siedeln ab Mitte des 4. Jahrhunderts im heutigen Nordbrabant. Von dort dehnen sie als Verbündete Roms ihre Macht kontinuierlich aus, übernehmen hohe Ämter in der Verwaltung, verteidigen ihre Gebiete erfolgreich gegen die Hunnen, deren Verbündete und durchziehende germanische Verbände.

482 erlangt Chlodwig aus der Familie der Merowinger die Herrschaft über die Franken: Er besiegt zunächst Rivalen um den Thron, dann andere Germanenvölker. Beispielsweise triumphiert er über die Alamannen und verdrängt die Westgoten aus Südfrankreich. Seine Nachfolger erobern um 532 den Staat der Burgunder.

Jene Reiche, welche die Merowinger nicht unterwerfen, fallen im heraufdämmenden Mittelalter anderen Mächten zum Opfer: Die Vandalen in Afrika müssen sich 533 oströmischen Truppen geschlagen geben, die 20 Jahre später auch das Ostgotenreich in Italien erobern. Die Westgoten in Spanien unterliegen im 7. und 8. Jahrhundert muslimischen Arabern. In Britannien reißen um 838 dänische Wikinger die Königswürde an sich.

Und so gehen die meisten Germanenreiche schon bald ebenso unter wie zuvor das Imperium, das sie bekämpft und ausgelöscht haben.

Am Ende treten allein die Franken die Nachfolge des Römischen Reichs an. Sie sind sich ihres Erbes wohl bewusst: Am 25. Dezember 800, 324 Jahre nach dem schmählichen Ende des letzten weströmischen Herrschers, wird ihr Monarch Karl der Große vom Papst zum neuen Kaiser gekrönt.

In Rom. □

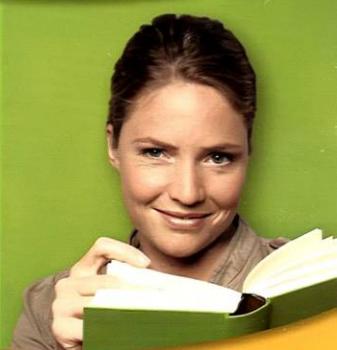
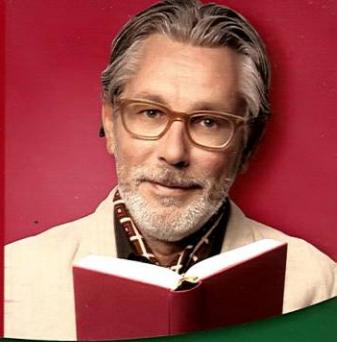
Walter Saller, 52, ist Reporter in Berlin und hat für *GEOPOCHE* zuletzt über Harlem geschrieben, die Hochburg des Jazz im New York der 1920er Jahre.

antiquarisch

vergriffen

gebraucht

neu



Hier findet jeder sein Buch.

- Mehr als 28 Mio. Bücher – die weltweit größte Auswahl deutschsprachiger Titel
- Über 4.100 professionelle Antiquariate
- Einfach & schnell online bestellen
- Viele Zahlungsmethoden, u.a. offene Rechnung

ZVAB.com
ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

DAS ONLINE-ANTIQUARIAT

Auf Beute

Schnell und wendig waren die Boote, mit denen Germanen Waren auf Flüssen transportierten oder Küsten an Nord- und Ostsee auf der Suche nach Raubgut überfielen. Anfangs waren die Gefährte kaum mehr als ausgebaute Einbäume, später wurden daraus leistungsfähige Hochseeschiffe

FOTOS: PATRICK VOIGT; TEXTE: JENS-RAINER BERG; PRODUKTION: CHRISTIAN GARGERLE



fahrt



Dieses eichene Ruderboot aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., gefunden im dänischen Nydam-Moor, gehört zu den größten Schiffen, die germanische Baumeister geschaffen haben. Es ist – wie bei den Germanen üblich – schmal, 23 Meter lang, 3,50 Meter breit, und hat kein Segel. Dennoch konnten Besatzungen von etwa 45 Kriegern bis zu 900 Kilometer auf einer Plünderfahrt zurücklegen – oft in Flotten von mehr als einem Dutzend Schiffen

Mit dem Ruderboot in den Krieg

Training und Technik für schwierigstes Terrain



Die Seefahrer und Piraten mieden das offene Meer und navigierten fast ausschließlich entlang den Küsten, oft im Schutz vorgelagerter Inseln. Gelegentlich perfektionierten Mannschaften ihre Ruder- oder Paddelkünste in Regatten. Auf Raubfahrt konnten sie dann dank der flachen, symmetrischen Schiffsrümpfe selbst an unwegsamsten Ufersäumen landen und sogar seichte Flussläufe hinaufziehen. Die Bewohner der Küsten – Römer oder germanische Stämme – versuchten sich durch Pfahl sperren vor feindlichen Flotten zu schützen. Und mit berittenen Spähern, die jede verdächtige Bewegung auf dem Wasser melden sollten

Schnüre aus Lindenbast fixierten die Widerlager für die bis zu vier Meter langen Ruder



19 Spanen hielten die Außenhaut des Schiffes



Gelenkt wurde das Boot mit einem spatenförmigen Seitenruder



Ein geschnitzter Kopf krönte den Pfosten, der zum Verläuhen diente

Die Erben der Germanen gingen auf große Fahrt

Über Jahrhunderte bauten die Germanen auf ihren Werften vor allem Schiffe, die allein von der Muskelkraft der Paddler und Ruderer angetrieben wurden. Erst ihre Nachfolger in Skandinavien, die Wikinger, entwickelten den Bootstypus von Nydam um 800 n. Chr. weiter und versahen ihn mit Segeln. So konnten sie, auch dank neuer Navigationsmethoden, auf immer längere Hochseefahrten gehen, die Küsten des Heiligen Landes plünderten – und um das Jahr 1000 sogar nach Nordamerika gelangen □





Eisenriete hielten die Plankenreihen zusammen

Unterhalb der Ruderbänke
lag einst ein Deck, das die
Ladung abschirmte

Der Fotograf Patrick Voigt, 41, hat das
Nydam-Boot im Archäologischen Landes-
museum Schloss Gottorf in Schleswig
aufgenommen. Jens-Rainer Berg, 35, ist
GEOEPOCHE-Redakteur.

WIDUKIND

Der letzte Germane

Um sein Reich der Franken zu erweitern, nimmt Karl der Große 772 den Kampf gegen die Sachsen auf: Die Stämme zwischen Rhein und Elbe gehören zu jenen Germanen, die noch den heidnischen Göttern folgen und keiner Großmacht unterworfen sind. Es wird Karls grausamster Krieg – und der Sachsenführer Widukind sein erbittertster Gegner: Mit Tücke und Entschlossenheit kämpft der letzte germanische Rebell für die Freiheit seines Volkes





Erst im Jahr 785 wird sich Widukind unterwerfen: Wie die fränkischen Reichsannten berichten, fällt der Stammesführer (mit Krone) im Bardengau im Raum Lüneburg vor Karl dem Großen nieder, nachdem dessen Truppen das Sachsenland mehrmals verwüstet haben (Gemälde von Ary Scheffer, 1840)

D

er Anlass, dem die Archäologen später ihren spektakulären Fund verdanken, mutet zunächst profan an: In Enger, einem unscheinbaren Ort in Ostwestfalen, sollen Bauarbeiter 1971 die Kirche renovieren und eine Fußbodenheizung installieren. Bei dieser Gelegenheit wollen die Forscher durch Grabungen die Baugeschichte der Kirche rekonstruieren. Mit etwas Glück, so hoffen sie, könnten sie dabei Hinweise auf einen Mann entdecken, von dem bis dahin kaum mehr greifbar ist als ein weit über 1000 Jahre alter Mythos.

Denn wohl seit dem Hochmittelalter gilt die Stiftskirche in Enger als Ruhestätte des bekanntesten Volkshelden der Region: eines Stammesherzogs der Sachsen, dessen Abbild mit Spangenkrone und Lilienzepter als lebensgroßes Sandsteinrelief auf einem Grabmal hinter dem Altar liegt.

Aber niemand weiß, wie dieser Mann ausgesehen haben mag, wann er geboren wurde oder wo er tatsächlich begraben liegt. Und ob er wirklich so hieß, wie man ihn heute nennt: Widukind.

Ein erbitterter Feind Karls des Großen ist dieser Herzog gewesen, so viel steht fest. Widukind hat im 8. Jahrhundert den verzweifelten Widerstand der Sachsen gegen die übermächtigen Franken organisiert, bis er sich schließlich als Zeichen der Unterwerfung taufen ließ.

Mit ihm und seinen Sachsen endete das heidnisch-germanische Zeitalter in Mitteleuropa, hob das katholisch-christliche Mittelalter endgültig an.

Monatelang graben sich die Archäologen Schicht um Schicht zurück durch die Jahrhunderte, bis sie schließlich die Zeit um das Jahr 800 erreichen – jene

Epoche, in der wahrscheinlich noch zu Lebzeiten des legendären Sachsenführers die Kirche von Enger errichtet wurde.

Zu Beginn des 9. Jahrhunderts thront der kleine Sakralbau auf einer Hügelkuppe zwischen Wiehengebirge und Teutoburger Wald. Er ist 14 Meter lang und 6,50 Meter breit und wurde von erfahrenen und vermutlich weit gereisten Handwerkern aus dem Frankenreich errichtet.

Stein ist in dieser Gegend ein bis dahin wenig genutzter Baustoff – und Gotteshäuser sind noch ein seltener Anblick in diesem Gebiet, dessen Bewohner über Jahrhunderte hinweg heidnischen Bräuchen gefolgt sind und es mitunter nach wie vor tun.

Wer sich noch nicht zu Jesus Christus bekennst, der glaubt an eine Welt von Göttern, verbrennt seine Toten, statt sie zu begraben, und ermittelt sein Schicksal mithilfe von Losbefragungen und Orakeln. Seher lesen die Zukunft wohl immer noch so, wie es der römische Historiker Tacitus 98 n. Chr. beschrieben hat: aus Eingeweiden, dem Wiehern von Schimmeln, dem Flug der Vögel.

Sachsen werden die hier siedelnden Stämme erstmals in römischen Schriften des 4. Jahrhunderts genannt. Vermutlich röhrt der Name von dem altgermanischen Wort für Messer her: *sahs*.

Ein Volk sei es, berichtet im 5. Jahrhundert ein spanischer Geschichtsschreiber, das am Gestade eines Ozeans und in unzugänglichen Sumpfen wohne und durch seine Tapferkeit und Beweglichkeit gefürchtet sei.

Und noch um das Jahr 730 beschränkt sich das gelehrt Wissen auf Aufzeichnungen wie die des spanischen Enzyklopädisten Isidor von Sevilla: Das Gebiet östlich des Rheins werde von rohen Stämmen bewohnt, die sehr wild seien und durch unbarmherzige Gewohnheiten abge härtet.

In friedlichen Zeiten züchten die Sachsen Pferde, Schafe, Schweine und Rinder. Häufig bestellen sie auch Felder,



Zangengleich umschließt der nordöstliche Teil des Frankenreichs um 770 das Land der heidnischen Sachsen

bauen Roggen und Weizen an sowie Flachs, den sie zur Herstellung von Stoffen nutzen.

Immer wieder aber verlassen die Männer ihre Siedlungen zwischen Nordsee und Harz, Elbe und Rhein und gehen auf Raubzüge. Sie sind gute Seefahrer, und im 4. und 5. Jahrhundert wird ihr Name zum Synonym für „Piraten“.

Lang Abschnitte der gallischen und britannischen Küste nennen die Römer *litus Saxonicum*. Nicht etwa, weil an der „Sächsischen Küste“ Sachsen lebten, sondern weil diese die dortige Bevölkerung immer wieder heimsuchen.

Im 8. Jahrhundert grenzt das Gebiet der Sachsen im Westen an das Reich der Franken, das gut zwei Jahrhunderte zuvor entstanden ist. Damals schuf der germanische Stammesführer Chlodwig mit List, Verrat und Gewalt aus mehreren kleinen germanischen Reichen das fränkische Einheitsreich, das sich inzwischen von der Garonne im Südwesten bis über den Rhein hinaus erstreckt.

Ihren Namen haben ihnen Zeitgenossen gegeben: Franken – die Kühnen.

An der Nordostgrenze des Frankenreichs treffen Christentum und germanischer Götterglauben aufeinander. Denn unter dem Einfluss seiner katholischen Frau hat Chlodwig im Jahr 498 Göttern wie Donar und Wotan entsagt und sich taufen lassen: Die Franken sind Christen geworden. Zangengleich liegt ihr Reich nun um das der heidnischen Sachsen.

Doch es ist zunächst wohl kein Missionierungswille, der Chlodwigs Nachfolger zu Feldzügen in das benachbarte Land treibt: Teils aus Vergeltung für

sächsische Überfälle, teils getrieben von Machtwillen, rücken die Franken immer wieder in das Nachbarland vor.

Über Jahrzehnte flammen die Feindseligkeiten zwischen den Völkern auf, auch weil es zwischen ihren Ländern keine klare Grenze gibt: Nur dort, wo Bergücken oder unbewohnte Wälder sich zwischen die Siedlungsgebiete in der Ebene schieben, sind die Territorien deutlich voneinander getrennt.

Und so nehmen „Totschlag, Raub und Brandstiftung auf beiden Seiten kein Ende“: Das zumindest überliefert der Biograf Karls des Großen, der Hofgelehrte Einhard.

Karl ist 771 zum Alleinherrscher der Franken aufgestiegen und macht sich schon bald daran, sein Großreich zu erweitern. Im Inneren bemüht sich der Herrscher um eine neu gestaltete Verwaltung, gibt eine einheitliche Gesetzgebung vor und schafft die letzten Stammesherzogtümer ab – jene selbstständigen Herrschaften, die sich zu Zeiten schwächerer Könige auf fränkischem Boden hatten etablieren können.

Selbst zeitlebens Analphabet, lässt der Herrscher Klöster und Schulen bauen, fördert Bildung und Wissenschaft. Eine Hochkultur entsteht, die an das Land von Stämmen grenzt, die nicht einmal ein eigenes Schrifttum kennen: das der Sachsen.

Schon früh beschließt der König, die Unruhen an der nordöstlichen Grenze für immer zu beenden und das Frankenreich auf Kosten der Sachsen zu erweitern – eine Entscheidung, die zu seinem längsten und grausamsten Krieg führen wird.

Im Jahr 772 zieht Karl mit seinen Soldaten erstmals gegen die Sachsen.

Zunächst erzielen die fränkischen Truppen rasche Erfolge: Sie erobern die Eresburg, eine mächtige Wallanlage im heutigen Sauerland, und zerstören ein nahe gelegenes Heiligtum der Sachsen.

An strategisch wichtigen Stellen östlich des Rheins legen die Franken nun

Widukind muss mehrfach ins dänische Exil flüchten – und organisiert den Widerstand nach seiner Rückkehr jedes Mal neu



Befestigungen und Aufmarschrouten an. Zudem ruft Karl einige sächsische Führer zusammen und lässt sich von ihnen Geiseln stellen. Die heidnischen Nachbarn, so muss es dem König erscheinen, haben sich der fränkischen Übermacht ergeben.

Doch 774, Karl ist gerade auf einem Feldzug in Italien, üben die Sachsen Vergeltung. Sie zerstören den fränkischen Stützpunkt auf der Eresburg, verwüsten die hessischen Grenzgebiete.

Daraufhin wirft Karl seinen Feinden Ehr- und Treulosigkeit vor.

Er ist vermutlich nicht klar, dass die Sachsen ein loses Gefüge größerer und kleinerer Stämme sind, die keinen gemeinsamen Herrscher oder gar König

kennen, nur Oberhäupter von Siedlungsgemeinschaften. Ein Schwur oder ein Friedensvertrag ist deshalb wohl allein für jene Gruppe bindend, die ihn geleistet oder geschlossen hat.

Ein solcher Stammesführer ist wahrscheinlich auch jener Mann, den der Münsteraner Bischof Altfried die „Wurzel allen Übels“ nennt, aber auch *dux Saxonum*, „Herzog der Sachsen“.

Widukind.

Über seine Herkunft, seine Stellung und seinen Rang wird wohl nie Klarheit herrschen. Denn Aufzeichnungen der Sachsen gibt es nicht, das wenige Wissen über ihn stammt allein aus den Quellen seiner Gegner.

Eines jedoch lässt sich sagen: Widukind wird seine Heimat viele Jahre lang grimmig entschlossen gegen Karls Armeen verteidigen.

Vermutlich kämpft er schon auf wichtigem Posten bei den Sachsen mit, als die Franken im Jahr 775 erneut einmarschieren, um „das treulose und vertragsbrüchige Geschlecht der Sachsen zu besiegen und der christlichen Religion zu unterwerfen oder es gänzlich zu vernichten“, so Karls Biograf Einhard.

Nun geht es dem König nicht mehr um die Sicherheit der Grenze und die Ausweitung des fränkischen Machtbereichs, sondern um kompromisslose Unterwerfung und Missionierung eines Feindes.

Bei Höxter überschreiten die fränkischen Truppen die Weser, bezwingen Stämme wie die Ostfalen, die Engern, die Westfalen. Widerstand leisten die Sachsen dabei kaum – die Armee des Gegners ist übermächtig, vor allem beim Kampf im offenen Gelände.

Auf vormalig feindlichem Gebiet errichten die Franken eine Festung an der Lippe, die Karlsburg. In Massen empfangen heidnische Sachsen hier die Taufe und schwören: „Ich entsage allem Teufelswerk und Teufelswort, Donar, Wotan und Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“

777 hält Karl erstmals einen Reichstag in Paderborn ab. Die sächsischen

Nach rund

**zehn Jahren Kampf
lässt sich Widukind
785 taufen. Karl
der Große feiert die
Unterwerfung des
Rebellen mit einem
Dankesfest**



Adeligen schwören ihm die Treue. Sachsen scheint endgültig unterworfen.

Doch unter den Abgesandten fehlt einer: Widukind, der „als Rebell im Bewusstsein seiner vielen Freveltaten aus Furcht vor dem König“ mit seinen Anhängern zum Dänenkönig Sigfrid geflohen ist, wie ein Chronist festhält.

Weshalb Widukind sich nicht beugt, welche Motive ihn antreiben, ja selbst, wie er aussieht, das verrät keine der Schriften über Karls größten Widersacher. Doch mehr als 1200 Jahre später können Forscher zumindest zur letzten Frage plausible Vermutungen anstellen.

Denn im Spätsommer 1971 stößen die Archäologen nach monatelangen Grabungen im Chorraum der Stiftskirche von Enger auf drei Skelette. Die Gräber liegen direkt vor dem Altar, ein ungewöhnlicher Platz. Es könnten Gräber für den Auftraggeber der Kirche und dessen Angehörige sein.

Und war der Stifter nicht Widukind? Hatte der getaufte Sachsenherzog nicht der Sage nach die Bevölkerung dreier Orte zum Bau eines Gotteshauses ermutigt und versprochen, sich in der zuerst vollendeten Kirche begraben zu lassen?

Und ist eben dies nicht den Einwohnern Engers gelungen, weil sie zunächst auf den Bau des Turmes verzichteten und ihn erst später errichteten? Noch heute steht der Engerer Glockenturm, eine Konstruktion aus dem 14. Jahrhundert, ungewöhnlich frei neben der Stiftskirche.

Doch es existiert noch eine andere, verlässlichere Quelle: Eine Chronik aus dem 10. Jahrhundert beschreibt Widukind als gottesfürchtigen Mann, der nach seiner Taufe mehrere Kirchen errichten ließ, darunter die „cellula Aggerensis“, die Kirche in Enger.

Ab 2001 werden die Skelettfunde von Anthropologen mit modernen Methoden untersucht: Könnte der Tote im mittleren Grab der Sachsenherzog Widukind sein? Ein kraftstrotzender Mann war der Ver-

ken. Ein Krieger, vermuten die Anthropologen, der möglicherweise über Jahre hinweg mit der rechten Hand Speer und Schwert geführt hat.

Von anderem Alter und Körperbau war der Tote im linken Grab: ein 14- bis 16-jähriger junger Mann, etwa 1,66 Meter groß.

Der dritte, im rechten Grab Bestattete könnte Abbo gewesen sein, ein langjähriger Weggefährte Widukinds: etwa 60 Jahre alt und 1,82 Meter groß, robust gebaut, massiger Schädel.

So könnten sie also ausgesehen haben, die zwei kampferprobten Hünens, die sich nach ihrer Rückkehr aus Dänemark im Jahr 778 erneut gegen die fränkischen Besatzer stellen. Einer endlosen Schleife gleich wiederholen sich nun Treuegelübde und gebrochene Schwüre, Aufstände, Eroberungen und Rückeroberungen, Verwüstungen, Unterwerfungen und Massentaufen – sowie Fluchten jenes Mannes, der sich nicht beugen will.

Mehrfach sucht Widukind Schutz im sicheren Dänemark, das so weit nördlich des unwegsamen Sachsenlandes liegt, dass die Franken nicht bis dorthin vordringen.

In Dänemark hält sich Widukind wohl auch in jenen Jahren auf, als sein Land in Grafschaften eingeteilt wird, die zum Teil nun von sächsischen Edelleuten regiert werden. Dadurch, dass sie die Sachsen in die Verwaltung des Landes mit einbeziehen, wollen die Franken neuen Widerstand verhindern.

Doch der Plan geht zunächst nicht auf. Vielmehr scheint die neue Regelung die Kampfbereitschaft der Sachsen unter dem erneut aus dem Exil zurückgekehrten Widukind zu befeuern: Immer wieder überfallen sie fränkische Truppen.

Widukinds größter Triumph gelingt im Jahr 782. Am Süntel, einem Höhenzug im Weserbergland, schlagen seine Männer ein Frankenheer vernichtend.

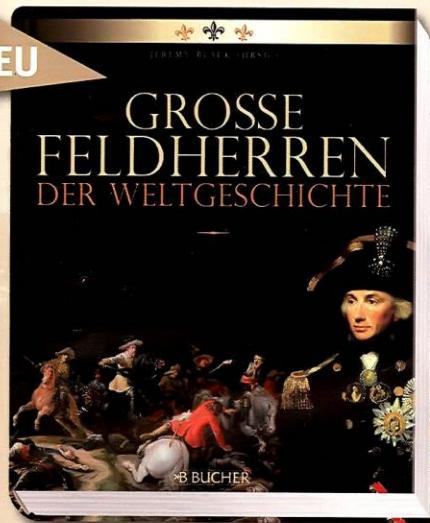
Als Vergeltung lässt Karl eine „ungeheure Menschenmenge“ mit dem Schwert umbringen, so die fränkischen

storbene auf jeden Fall, etwa 60 Jahre alt, 1,82 Meter groß.

Wahrscheinlich ist er bis ins hohe Alter körperlich aktiv gewesen, denn alle Skeletteile haben besonders ausgeprägte Ansatzstellen für Muskeln; vergleichbar kräftig sind heute etwa Schwerathleten. Die Oberschenkelknochen sind säbelartig gebogen, einige Wirbel des Rückgrats zeigen knöcherne Überbrückungen. Die Bandscheiben müssen stark abgenutzt gewesen sein, Knochen rieb auf Knochen, Indiz für chronische Überbeanspruchung der Wirbelsäule – sein ganzes Leben hat der Mann wohl im Sattel verbracht.

Auch ist das rechte Schlüsselbein dicker als die erhaltenen Stücke des lin-

Geschichte live zum Nacherleben



Siegreiche Schlachten und Niederlagen der größten Feldherren der Geschichte, vorgestellt von renommierten Historikern: Über 2500 Jahre reicht das Spektrum, von China über Afrika und Europa bis nach Amerika, von Alexander dem Großen über Julius Cäsar bis zu Napoleon, von Simón Bolívar über Robert E. Lee bis zu Eisenhower. Detaillierte Strategieanalysen werden ergänzt durch reichhaltiges Bildmaterial, Feldkarten, Schlachtpläne und 3-D-Konstruktionen der Kämpfe.

Jeremy Black (Hrsg.)

Große Feldherren der Weltgeschichte

304 Seiten, ca. 550 Abb.,

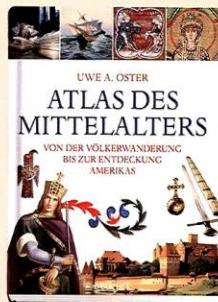
27,5 x 32,5 cm,

Hardcover mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-7658-1725-0

€ [D] 78,00

€ [A] 80,20/sFr.129,00



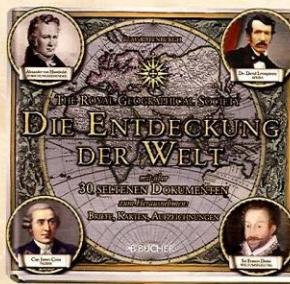
UWE A. OSTER

ATLAS DES MITTELALTERS

von der Völkerwanderung bis zur Entdeckung Amerikas



Uwe A. Oster
Atlas des Mittelalters
176 Seiten, ca. 170 Abb.,
22,3 x 26,5 cm,
Hardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-7658-1654-3
€ [D] 29,95
€ [A] 30,80/sFr.49,90



Beau Riffenburgh
Die Entdeckung der Welt
80 Seiten, ca. 250 Abb.,
29,8 x 26,0 cm,
Hardcover mit
Schmuckschuber
ISBN 978-3-7658-1640-6
€ [D] 49,90
€ [A] 51,30/sFr.83,90



Das Erbe der Menschheit
80 Seiten, ca. 2000 Abb.,
33,90 x 55,90 cm,
Hardcover
ISBN 978-3-7658-1662-8
€ [D] 32,90
€ [A] 33,90/sFr.55,90



Im Buchhandel oder unter
www.bucher-verlag.de

 **BUCHER**

Annalen. Zahlreiche Siedlungen gehen in Flammen auf.

An der Aller demonstriert Karl der Große besondere Härte. Da die aufständischen Sachsen ihren Rädelführer Widukind, der wieder einmal nach Dänemark geflohen ist, nicht überstellen können, werden „die anderen ausgeliefert, die ihm gehorcht und an seinem Verbrechen teilgenommen hatten“, wie es in den Annalen steht: „Es waren 4500. Sie alle wurden an der Aller in einem Ort namens Verden auf Befehl des Königs an einem Tag enthauptet.“

Diese Massenexekution geht als das „Blutgericht von Verden“ in die Geschichte ein – auch wenn die Zahl der Geköpften strittig ist (möglicherweise wurden nicht mehr als 45 Aufständische hingerichtet) und vielleicht auf einen Lesefehler des Chronisten zurückgeht.

Um die Sachsen nicht nur im Kampf zu zermürben, erlässt der Frankenherrscher im selben Jahr die „Capitulatio de partibus Saxonie“: ein drakonisches Sondergesetz, das schon geringe Verstöße gegen die politisch-religiöse Ordnung streng bestraft.

Fortan wird jeder hingerichtet, der einen Toten verbrennt, statt ihn christlich zu bestatten, sich der Taufe verweigert oder ohne Not während der Fastenzeit Fleisch isst. Auch wird den Sachsen verboten, sich öffentlich zu versammeln. Nur der von den Franken eingesetzte Graf darf die Sachsen zusammenrufen, allerdings unter Aufsicht eines Priesters.

Karl ordnet zudem eine Politik der verbrannten Erde an; furchtlicher sind die Zerstörungen – und wirtschaftsvoll.

Dann, 785, übt Karl plötzlich Mäßigung: Er erfährt, dass sich seine Gegner Widukind und Abbio im „rechtselbischen Sachsen“ aufhalten – und schickt statt einer Armee bloß Boten, die den beiden Kriegern Straffreiheit zusichern, sollten sie sich unterwerfen.

Literatur: Matthias Springer, „Die Sachsen“, Kohlhammer; gut lesbare Darstellung des aktuellen Wissensstands. Torsten Capelle, „Widukinds heidnische Vorfahren“, Verlag für Regionalgeschichte; im Umgang mit Forschungsmythen nicht so kritisch wie Springsers Buch, dafür mit Fotos archäologischer Fundstücke.

Wohl nie wird sich klären lassen, in welcher Lage sich der Sachsenführer und Abbio zu dieser Zeit befinden, von wie vielen Anhängern sie umgeben sind, welche Gedanken sie umtreiben.

Fest steht nur: Die Männer willigen ein – möglicherweise, weil sie sich der Aussichtslosigkeit ihres Widerstandes bewusst und des Kampfes müde sind; denn mehr als 13 Jahre führen sie nun schon Krieg.

Ein Höfling geleitet Widukind und Abbio nach Attigny im heutigen Nordostfrankreich, wo einer der wichtigsten karolingischen Stützpunkte liegt. Wahrscheinlich steht kein Geringerer als Karl der Große Pate, als Widukind seinen Göttern abschwört und die Taufe empfängt.

Als Zeichen seiner Wandlung, so eine Sage, erhält der bekehrte Heide vom König einen Schimmel, den er fortan anstelle seines Rappens reiten soll. Bis zum heutigen Tag zierte das weiße Sachsenross die Wappen Nordrhein-Westfalens und Niedersachsens.

Für Karl ist die Unterwerfung des Sachsenführers ein solcher Erfolg, dass er den Papst zu einem Dankesfest veranlasst. Drei Tage lang wird in allen Ländern des Reiches gefeiert.

Widukind, der große Aufführer, ist bekehrt und durch Karls Patenschaft in die *familia* des Frankenkönigs aufgenommen. Unbekannt und in den Quellen namenlos bleiben die Anführer, die ihm folgen. Bis das heidnische Sachsenland im christlichen Frankenreich aufgeht, wird keiner ähnliche Bedeutung erreichen.

Die Taufe Widukinds in Attigny erscheint so als das Ende der Germanen in Mitteleuropa. Und Widukind selbst als ihr letzter großer Führer.

Doch auch ohne Widukind währen die Sachsenkriege noch fast 20 Jahre. Es kommt zu weiteren Verwüstungen und Feldzügen, nun vor allem im Norden

des sächsischen Territoriums, auch jenseits der Elbe.

Mit dem Ziel, die restlichen Sachsen für immer zu unterwerfen, lässt Karl sogar zerlegbare Schiffe nach Sachsen transportieren, um die zahlreichen Wasserwege nutzen und sich so schneller bewegen zu können.

Er lässt Tausende Menschen deportieren und umsiedeln und den Bewohnern in den neu christianisierten Gebieten den Zehnten mit solcher Härte abpressen, dass selbst seine Berater dieses Vorgehen missbilligen.

804 hat Karl sein Ziel erreicht: Die letzten Widerständler ergeben sich.

In den Jahrzehnten darauf integrieren sich die Sachsen überraschend schnell in das Reich ihrer ehemaligen Feinde – und einigen gelingt sogar ein steiler politischer Aufstieg: Schon 919 sitzt erstmals ein Sachse auf dem fränkischen Königsthron – Heinrich I.

Widukind hingegen wird nach seiner Taufe in keiner fränkischen Schrift mehr erwähnt – ganz so, als sei der einmal besiegte Feind Karl und dessen Chronisten keines Wortes mehr wert. Wo und wann er stirbt, weiß niemand.

Und doch wird er noch Jahrhunderte fortleben: Schon bald verehren ihn nachfolgende Generationen als vorbildlich gewandelten Christen. Troubadoure an den europäischen Höfen besingen seine Taten, und Fürsten wie Könige schmücken sich mit ihm als Ahnherrn. Während der Freiheitskriege gegen Napoleon dient er den Deutschen als Vorbild für Mut und Tapferkeit, im „Dritten Reich“ gar als Ausdruck trotziger, germanischer Selbstbehauptung.

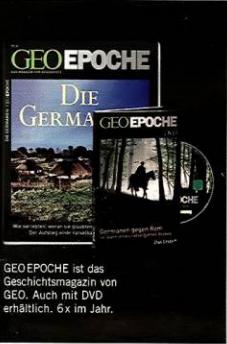
In den Jahren darauf jedoch gerät er in Vergessenheit, schrumpft die Erinnerung an ihn zu lokaler Folklore. Und so dient er am Ende nurmehr als Symbol für westfälische Starrköpfigkeit.

Widukind, der letzte Germane. □

Markus Wolff, 37, ist GEO-Special-Redakteur. Die Recherchen über den sächsischen Rebellen führten ihn in seine ostwestfälische Heimat – in das Widukind-Museum Enger.

Outdoor-Set »Free«, 6-teilig

Ob Großstadtdschungel oder Amazonas – dieses Set enthält alles, was man zum Überleben braucht. Ferngläser 4x30, Taschenmesser, Taschenleuchte (inkl. Batterie), Kompass und Regenponcho. Maße: ca. 11 x 13,4 x 6,6 cm.



GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. Auch mit DVD erhältlich. 6x im Jahr.

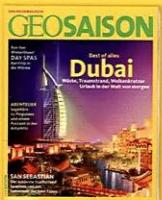
Jetzt GEO-Wunschtitel wählen – mit Geschenk und bis zu 13% Ersparnis!



GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigsten Themen unserer Zeit. 12x im Jahr.



GEO WISSEN zu lesen heißt, die Welt besser zu verstehen. Mit den neuesten Erkenntnissen aus Wissenschaft und Gesellschaft. 2x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönsten Reiseziele rund um den Globus. 12x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. 6x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnismagazin für Kinder von 8 bis 14 Jahren. 12x im Jahr.



GEO kompakt ist monatlich und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. 4x im Jahr.

Ja, ich bestelle die unten angekreuzten Zeitschriften und nutze alle meine Vorteile:

- Ich spare bis zu 13%!
- Ich erhalte das Outdoor-Set »Free« gratis!
- Ich erhalte alle Hefte frei Haus!
- Nach der Bezugsdauer kann ich jederzeit kündigen!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

GEO EPOCHE (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 603811, als Geschenk 603812
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D) € 8,15 (A) pro Hefte.
GEO EPOCHE mit DVD für mich, Bestell-Nr. 603813, als Geschenk 603814
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 13,30 (D) € 14,30 (A) pro Hefte.

GEO (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 603819, als Geschenk 603820
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D) € 8,15 (A) pro Hefte.

GEO WISSEN (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 603823, als Geschenk 603828
Erscheint 2x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D) € 8,15 (A) pro Hefte.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 603821, als Geschenk 603822
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,20 (D) € 4,90 (A) pro Hefte.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 603823, als Geschenk 603824
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 (D) € 8,10 (A) pro Hefte.

GEOlino (12 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 603829, als Geschenk 603830
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 3,05 (D) € 3,25 (A) pro Hefte.

GEO kompakt (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. 603825, als Geschenk 603826
Erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,25 (D) € 8,15 (A) pro Hefte.

Die Preise gelten in Deutschland und Österreich. Auslandspreise auf Anfrage.

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname _____ Geburtsdatum _____ 19 _____

Straße/Nr. _____ Geburtsdatum _____ 19 _____

PLZ _____ Wohnort _____

Telefon-Nr. _____ E-Mail-Adresse _____

Ich zahle bequem per Banküberzug: _____

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO-Titel verschenken möchten.)

Name, Vorname _____ Geburtsdatum _____ 19 _____

Straße/Nr. _____ Geburtsdatum _____ 19 _____

PLZ _____ Wohnort _____

Dauer der Geschenkkleierung: _____

1 Jahr (unbefristet (mindestens 1 Jahr)*) 1 Jahr** *GEO WISSEN 2 Jahre.

Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO EPOCHE und Gruppe+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann innerhalb der folgenden zwei Wochen nach Beginn der Lieferung beim GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

X Datum _____ Unterschrift _____ 265 _____

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter: 01805/861 80 00*

Einfach per E-Mail: GeoEpoche-Service@guj.de

In Österreich per Tel.: 0820/0 10 85

E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

In der Schweiz per Tel.: 041/329 22 20

E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Bräuer
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg, HRA 102257
Vertrieb: DPV Deutsche Pressevertriebs-GmbH, Dr. Olaf Conrad, Döntestr. 1,
20355 Hamburg, AG Hamburg, HRB 95752

EIN EPOS AUS URALTEN ZEITEN

Das Nibelungenlied, um 1200 verfasst, scheint ein grausames Märchen zu sein: ein übermenschlicher Held, das Bad im Drachenblut, eine Tarnkappe. Und doch verbirgt sich hinter der Sage eine wahre Geschichte – vom Untergang zweier Germanenreiche

von CAY RADEMACHER

Uns ist in alten maeren – wunders vil geseit, schreibt vor rund 800 Jahren ein unbekannter Dichter: „Ums wird in alten Geschichten vom Wunderbaren viel erzählt.“ Und dann reiht er Zeile an Zeile. Niemand weiß, wie lange er an seinem Werk arbeitet. Jahre werden es wohl sein. Am Ende sind es mehr als 2300 Strophen: ein Heldenepos über Krieger und Spielleute, Königinnen und Jungfrauen, über Drachen, Zwerge und einen fluchbeladenen Schatz.

Eine Geschichte von Treue und Verrat, von Liebeshochzeit und Brudermord, von Festen und Zweikämpfen. Ein Drama, das in Glanz und Abenteuer beginnt, doch in Feuer und Blut endet. Eine Erzählung, deren Wurzeln tief in die germanische Zeit zurückreichen, deren Wirkung aber noch heute spürbar ist: das Nibelungenlied. Das deutsche Nationalepos.

Es ist die Geschichte vom Glück und Verhängnis der Burgunderprinzessin Kriemhild. Ihre Brüder, Gunther, Gernot und Giselher herrschen als Könige am Hof der Burgunder in Worms über das Reich am Rhein. Ihr wichtigster Ratgeber ist der finstere Hagen von Tronje. Eines Tages erscheint dort Siegfried, Königssohn aus dem kleinen Reich von Xanten am Niederrhein: ein Held, der von Kriemhilds legendärer Schönheit gehört hat und sie heiraten will. Hagen seinerseits hat bereits von dem Krieger vernommen und berichtet seinen monarchischen Herren warnend von dessen Taten.

In einem fernen Land – „gut hundert lange Meilen oder mehr“ von Island entfernt – habe Siegfried die Söhne des Königs Nibelung mit seinem legendären Schwert Balmung erschlagen und deren Schatz geraubt sowie dem Zwerg, der den Schatz bewachte, eine Tarnkappe abgenommen, die unsichtbar macht und übermenschliche Kräfte verleiht. Zudem

habe Siegfried einen Drachen erstochen und in dessen Blut gebadet, was seine Haut unverwundbar macht.

Trotzdem wird Siegfried in Worms gastlich aufgenommen. Doch bevor er Kriemhilds Hand erhalten kann, soll er Gunther bei einem Abenteuer beistehen. Schon bald segelt Siegfried mit ihm nach Island, wo Brünhild herrscht – eine Königin mit magischen Kräften, solange sie Jungfräulich bleibt. Gunther will sie zur Gemahlin gewinnen. In drei Wettkämpfen muss sich der älteste der Burgunderkönige mit Brünhild messen. Und gewinnt sie nur, weil ihm Siegfried, unsichtbar dank der Tarnkappe, hilft, die Unbesiegbare zu besiegen.

Mit Brünhild kehren die Helden zurück nach Worms. Die Isländerin wird Gunthers Gattin, am selben Tag heiratet Siegfried die schöne Kriemhild. Doch in der Nacht hilft er seinem Schwager: Verborgen dank der Tarnkappe, ringt er Brünhild im Schlafgemach des Burgunderkönigs nieder, sodass Gunther ihr die Jungfräulichkeit nehmen kann.

Zehn Jahre vergehen, dann verrät Kriemhild im Streit Brünhild, dass Gunther sie einst nur mithilfe des unsichtbaren Siegfried bezwungen habe. Die tief beleidigte Königin fordert von ihrem Gatten Siegfrieds Tod. Auch Hagen rät zum Mord: Lange schon fürchtet er die Macht des Drachentöters, die sich speist aus dessen Kraft und dem Reichtum des Nibelungenhorts.

Listig entlockt er Kriemhild Siegfrieds verwundbare Stelle, denn als der einst im Drachenblut badete, legte sich ein Lindenblatt zwischen seine Schultern. Bei einer Jagd stößt Hagen eine Lanze in jene Stelle und tötet Siegfried. Den Leichnam legt er Kriemhild vor das Schlafgemach. Später versenkt er den Nibelungenhort im Rhein.

Kriemhild, verraten von ihrem Bruder, lebt 13 Jahre lang machtlos in Worms. Dann erscheint dort ein Brautwerber, gesandt vom mächtigen Hunnenkönig Etzel: Der Monarch der



1924 verfilmt Fritz Lang die Sage von Siegfried, dessen Frau Kriemhild und dem finsternen Hagen von Tronje. In monumentalen Bildern erzählt er vom Schicksal des jungen Recken Siegfried (Paul Richter), der den Schatz des Königs Nibelung raubt, erzählt von Mord, Verrat und ewiger Treue

wilden Krieger will Kriemhild heiraten. Hagen ist dagegen, doch die Burgunder lassen ihre Schwester ziehen.

Noch einmal vergehen 13 Jahre, dann lädt Kriemhild, längst Etzels Gemahlin, ihre Brüder in den Hunnenhof ein. Wieder warnt Hagen vergebens, der eine Falle ahnt: Die Könige und mehr als 1000 Recken ziehen vom Rhein los, die Donau entlang bis zum Palast von Etzel.

Nun, da sie sich auf diese Schicksalsreise begeben, nennt der Dichter die Burgunder fortan „Nibelungen“ – der Schatz hat seinen Besitzern, zuerst den Söhnen König Nibelungs, dann Siegfried, den Tod gebracht. Bald wird sein Fluch auch die Burgunder treffen, der Namenswechsel deutet dies an.

Und tatsächlich flammt an Etzels Hof tödlicher Streit auf. In der brennenden Königshalle verschanzen sich die Nibelungen und fechten gegen Hunnen sowie germanische Gefolgsleute Etzels – unter anderem Dietrich von Bern. In einem Blutbad gehen die Recken unter, schließlich leben nur noch zwei: Gunther und Hagen, die beide von Dietrich von Bern bezwungen und gefesselt worden sind.

Kriemhild, außer sich vor Rachsucht, lässt ihren Bruder köpfen. Hagen erschlägt sie mit eigener Hand – ein so unerhörter Akt, dass Dietrichs Waffenmeister wiederum Kriemhild

niederstreckt. Alle Burgunder/Nibelungen sind gefallen, Kriemhild ist tot, der Nibelungenschatz für immer im Rhein verschwunden...

Wer hat sich diese finstere Geschichte ausgedacht? Seinen Namen hat der Verfasser im Epos nirgendwo genannt, sein Manuscript hat die Zeiten nicht überdauert. Doch 36 mehr oder weniger vollständige mittelalterliche Abschriften sind erhalten geblieben, die älteste entstand wohl zwischen 1200 und 1225.

Diese Manuskripte und der Text selbst verbergen wertvolle Indizien: Das Originalmanuskript wurde wahrscheinlich im bayrischen Dialekt des Mittelhochdeutschen verfasst, der höfischen Sprache um 1200. Auch kennt der Autor den Donauraum besonders gut, nennt etwa Details der Landschaft, während er bei seinen Beschreibungen von Worms oder dem niederrheinischen Xanten vage bleibt. Und schließlich wird die Stadt Passau, wird vor allem der dortige Bischof auffallend häufig und rühmend erwähnt.

Von 1191 bis 1204 war Wolfer von Erla Bischof von Passau: ein Adeliger, der Dichter förderte. So ist sein Rechnungsbuch erhalten, das für den 12. November 1203 einen Geldbetrag verzeichnet, den der Bischof dem Minnesänger Walther von der Vogelweide für einen wertvollen Mantel übergab.

Die meisten Forscher vermuten deshalb, dass der anonyme Autor des Nibelungenliedes ein gebildeter Mann am Hof des Passauer Bischofs war und um 1200 sein Meisterwerk vollendete. Eine These sieht in dem Unbekannten niemand anderen als Walther von der Vogelweide selbst. Doch wer es auch gewesen sein mag: Der Verfasser formte Sagen um, die schon seit Jahrhunderten in Mittel- und Nordeuropa erzählt wurden – und die bis in die Germanenzeit zurückreichten.

Auf der schwedischen Insel Gotland zeigen Grabsteine, die vor dem Jahr 800 gesetzt wurden, in Reliefs bereits Motive aus der Sage. Und um 800, das belegen erhaltene Totengedenkbücher aus Klöstern, hießen Adelige im Raum Worms und in Bayern auffallend häufig „Siegfried“, „Hagen“, „Kriemhild“ oder nach anderen Gestalten des Epos – beides Indizien dafür, dass bereits zu jener Zeit die Geschichte im Süden Deutschlands wie in Skandinavien populär gewesen sein muss, wahrscheinlich als Lied, das mündlich vorgetragen wurde.

Ab etwa 850 sind dann konkrete Texte erhalten, zunächst aus Skandinavien, später auch aus England und Deutschland. Die Sagen variieren: In manchen Versionen vollbringt Siegfried andere Heldenataten; Hagen ist Gunthers Bruder; Siegfried und Brünnhild sind verlobt.

Doch von den ältesten skandinavischen Sagen an bleiben manche Dinge auffallend konstant: Stets spielt die Handlung zwischen Rhein und Donau, fast immer dreht sie sich um den Untergang der Burgunder, stets sind die Hunnen dabei präsent.

Deutet dies auf einen historischen Kern der Sage hin? Ist die Geschichte also im geschichtlichen Sinne „wahr“?

Reflektiert sie, gleich einem fernen Spiegel, dramatische Ereignisse aus der Zeit der Völkerwanderung? Oder gar Ereignisse noch früherer, antiker Jahrhunderte?

Drei epochale Ereignisse, die sich im Lauf zweier Generationen zutragen, sind vermutlich zur Sage verschmolzen:

1. ATTILA UND DIE HUNNEN

Um etwa 400 eroberte das zentralasiatische Reitervolk ein Reich von der Schwarzmeerküste bis zu den Alpen. Im Jahr 434 bestieg Attila den Herrscherthron – aus seinem Namen

wurde im Mittelhochdeutschen „Etzel“. Er brach die Macht der einzelnen Stammesführer und einte so das Reich. Seine Hauptresidenz errichtete er in einer Ebene östlich der Donau – oder vielleicht im heutigen Budapester Stadtteil Obuda, wo im Mittelalter die Festung „Ecilburgu“ stand.

453 starb Attila, angeblich an einem Blutsturz in der Hochzeitsnacht mit seiner neuen, burgundischen Nebenfrau Ildiko. Bald wurde berichtet, die Frau habe den König ermordet, um Verwandte zu rächen. Das germanische Ildiko wiederum bedeutet „Hildchen“, eine Verniedlichung jedes Frauennamens, der mit „Hild“ beginnt oder endet – wie etwa Kriemhild.

2. DER UNTERGANG DER BURGUNDER

Die Burgunder zogen spätestens im 3. Jahrhundert n. Chr. aus ihrer Heimat zwischen Weichsel und Oder in Richtung des römischen Imperiums. Im Jahr 407 gründete ihr König Gundahar am Mittelrhein ein Reich, zu dem auch Worms gehörte. Doch 436 besiegte der römische Heermeister Flavius Aëtius die Burgunder in einer furchterlichen Schlacht. Gundahar und fast alle seine Adeligen fielen. Zu den Truppen des Aëtius gehörten hunnische Krieger, die damals mit Rom verbündet waren.

Die überlebenden Burgunder siedelte Aëtius in Gallien an, wo sie sich schließlich in jener Region niederließen, die bis heute ihren Namen trägt. Dort herrschten noch fast 100 Jahre lang Könige – einem traditionellen Brauch folgend oft mehrere Brüder gemeinsam. Auch ist für die Burgunder typisch, dass Männer einer Familie ähnliche Vornamen trugen. Eine Rechtssammlung überliefert den König Gibica und dessen Söhne Gundahar, Gislahar und Gundomar.

Die Ähnlichkeit zu den drei Königen des Nibelungenliedes ist stark, auch wenn niemand sagen kann, ob je wirklich drei Brüder mit den Namen aus dem Epos bei den Burgunden regierten.

3. THEODERIC, DER OSTGOTENKÖNIG

Auch die Ostgoten waren schon durch halb Europa gezogen, als um 454 Theoderich aus der adeligen Familie der Amelungen geboren wurde. Der junge Mann musste mehrere



Das Bad im Blut des Drachen, das Siegfried fast unverwundbar macht, weist möglicherweise auf den realen Kampf der Germanen gegen die Römer

Jahre als Geisel in Konstantinopel leben. Später wurde er König der Ostgoten und oströmischer Heerführer – und 488 im Auftrag Ostrogoths nach Italien entsandt, um dort Germanenstämmen zu bekämpfen. In Italien eroberte sich Theoderich, abgesegnet vom Kaiser in Konstantinopel, ein eigenes Reich. Bis zu seinem Tod im Jahr 526 regierte er als einer der mächtigsten Herrscher der Völkerwanderungszeit in seinen Residenzstädten Ravenna und Verona.

Aus dem Namen Verona wurde durch Lautverschiebung im Mittelhochdeutschen „Bern“. Und aus Theoderich: „Dietrich“.

Gewaltige Schlachten, Glanz, dann jähre Katastrophe und Erlöschen – dreimal wiederholt sich das Muster. Die Burgunder verlieren nicht nur gegen Aëtius und die Hunnen, ihr Restreich wird im 6. Jahrhundert von den Franken erobert. Das Hunnenreich zerfällt bald nach Attilas Tod, das Ostgotenreich überdauert Theoderichs Dahinscheiden nur um wenige Jahrzehnte.

Und so wird wohl schon bald die Geschichte der drei untergegangenen Reiche zur Sage, werden die dramatischsten Ereignisse und bedeutendsten Persönlichkeiten zur Inspiration der Liedersänger, werden Schicksalsstränge der Burgunder, Hunnen und Ostgoten zu einer neuen, dann immer wieder variierten Geschichte verwoben.

Noch andere Motive der Sage deuten auf die Jahrhunderte der Völkerwanderung hin – vor allem der Nibelungenschatz. Der wird meist als „Hort“ bezeichnet, was „verborgener Schatz“ meint. Tatsächlich sind in der Zeit zwischen dem 3. und 6. Jahrhundert, das belegen heutige Funde, häufig Kostbarkeiten versteckt worden: Gold, Silber, Münzen, Geschiehr, Waffen und Schmuck.

Mal vergrub man sie aus Angst vor heranrückenden Feinden, mal gingen sie in Flüssen verloren, wenn Plünderer über die Gewässer setzten.

So sind in Neupotz bei Speyer (rund 70 Kilometer südlich von Worms) in einem Altarm des Rheins mehr als 1000 Münzen, Messer, Schalen, Siebe, Teller und andere Metallobjekte gefunden worden: gut 700 Kilogramm insgesamt, die wertvollsten Stücke aus Silber. Wahrscheinlich sind sie um das Jahr 260

von plündernden Germanen im römischen Gallien geraubt worden und bei der Rückkehr über den Rhein verloren gegangen.

Legenden von Helden und Schätzen sind zwar nicht Historie im wissenschaftlichen Sinn, sind keine Berichte „so, wie es gewesen ist“. Und Dietrich von Bern alias Theoderich kann ja niemals Etzel alias Attila begegnet sein, da der Hunne bereits tot war, als Theoderich geboren wurde.

Möglich auch, dass nie- mals exakt bei Worms ein großer Hort im Rhein verschwunden ist – sondern dass Berichte von anderen Desastern am Rhein, wie etwa dem zu Neupotz, aus dramatischen Gründen an den Burgunderhof verlegt worden sind.

Die Nibelungensagen gleichen also mehr einem Echo auf jene historischen Umwälzungen des 5. und 6. Jahrhunderts und sind ein Versuch, sie sich immer wieder neu zu erklären.

Und womöglich sind sie auch ein Echo eines noch weitaus fernerer Zeitalters: der Antike.

Sicher ist, dass das Nibelungenlied unter einem dünnen christlichen Firnis (Kriemhild und Brünhild etwa streiten auf den Stufen des Wormser Münsters vor dem Kirchgang) uralte heidnische Mythen bewahrt: Siegfried tötet einen Drachen, besitzt magische Waffen, er bezwingt einen Zwergh und setzt ihn zum Hüter des Schatzes ein. Und die jungfräulich-mächtige Brünhild im fernen Island ähnelt den Walküren, jenen weiblichen kriegerischen Geistern, die gefallene Kämpfer vom Schlachtfeld heben (siehe Seite 86).

Bewahrt die Sage aber womöglich auch noch Relikte aus den Jahrhunderten zwischen jener mythischen Vorzeit und der Völkerwanderung auf?

Seit etwa 1830 vertreten immer wieder Gelehrte die These, dass Siegfried ebenfalls ein reales Vorbild hat: in Arminius, dem Cheruskerfürsten, der im Jahre 9 n. Chr. die Legionen des Varus vernichtete (siehe Seite 26).

Manche Indizien, die für diese Vermutung bemüht wurden, grenzen ans Absurde: So soll der Drache – „Lindwurm“ in den meisten germanischen Sagen – Symbol für die in langen Reihen marschierenden Legionäre sein. Und der Hort des Nibelung sei in Wahrheit der gewaltige Schatz gewesen, den der siegreiche Arminius erbeutet habe.



An der Quelle, an der Hagen Siegfried hinterrücks ermordet hat, trauert Kriemhild [Margarete Schön] um ihren Gatten – und plant ihre Rache

Andere Indizien hingegen sind nicht so einfach von der Hand zu weisen: Schon die ältesten Versionen der Sage spielen ja an Rhein und Donau – und mithin im antiken Grenzgebiet zwischen Imperium Romanum und freiem Germanien.

Siegfried stammt zudem aus Xanten. Dieser Ort war in der Antike ein Legionslager, das in der Nähe des Cheruskergebiets lag. Arminius, der ja lange als Soldat im römischen Heer kämpfte, mag hier einen Teil seiner Dienstzeit verbracht haben.

Manche Sagenversionen verbinden den Hirsch mit Siegfried, so erscheint dieses Tier einmal in einem Traum als Symbol für den Recken. „Hiruz“ aber nannten sich die Cherusker selbst, die „Hirschleute“.

Und schließlich ist da noch der Name: „Arminius“ ist lateinisch, nur diesen Namen überliefern antike Geschichtsschreiber für den Cheruskerfürsten. Tacitus immerhin nennt zusätzlich die germanischen Namen von Vater, Schwiegervater und Schwager des Arminius: Alle beginnen mit der Vorsilbe „Sieg“/„Seg“.

Immerhin möglich, dass – analog zu den Burgundern und anderen Germanenvölkern – auch der ursprüngliche Name des Arminius im Gleichklang mit denen seiner Verwandten war, also mit „Sieg“ oder „Seg“ begann.

Dennoch bleibt die Verbindung von Sagengestalt zu realer Person letztlich willkürlich. Wie die Figur Siegfried tatsächlich entstanden ist, bleibt bis heute schwer erklärliech – und ebenso sein großer Widersacher Hagen von Tronje. Beide Heroengestalten mögen irgendwie auf echte Krieger zurückgehen, doch bleiben deren Taten wohl für immer im Dunkeln, sind bis zur Unkenntlichkeit im Mythos verändert worden.

Zum Mythos aber ist auch das gesamte Nibelungenlied geworden: zu einem modernen, finsternen Mythos.

Im 18. Jahrhundert entdecken Gelehrte mittelalterliche Handschriften der fast vergessenen Sage wieder, 1782 wird sie erstmals vollständig gedruckt – auch wenn der stolze Herausgeber der Verse vom Preußenkönig Friedrich dem Großen

mit einem Brief von erlesener Unhöflichkeit bedacht wird: „Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuss Pulver wert und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden.“

Rund zwei Jahrzehnte später jedoch hat sich diese Einschätzung deutlich geändert: Die deutschen Staaten sind von Napoleon besetzt, man kämpft

gegen den scheinbar übermächtigen Franzosenkaiser – auch auf dem Feld der Kultur. Nicht mehr höfisch-französisch, am besten nicht einmal romanisch-römisch soll das militärisch und politisch gedemütigte Deutschland sein, es soll sich auf eine „eigene“ Kultur und Vergangenheit besinnen.

Ab etwa 1800 verstehen die Menschen in den deutschen Landen daher das Nibelungenlied als Nationalepos: als urdeutsches, uraltes und kämpferisches Werk. Soldaten erhalten Feldausgaben zur Erbauung mit, selbst der

Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe zeigt sich vom Text beeindruckt und doziert darüber in Weimar.

In mehreren Volksausgaben wird der Stoff populär, der Dramatiker Friedrich Hebbel sowie eine ganze Reihe weniger begabter Theaterautoren bringen die Geschichte in zehn Fassungen auf die Bühne.

Doch niemand erzielt eine größere Wirkung als der Komponist Richard Wagner, der ab 1848 am „Ring des Nibelungen“ arbeitet. Wagner interessiert sich bald vor allem für die mythische, unhistorische Dimension der Geschichte, weshalb er weniger das um 1200 entstandene Nibelungenlied adaptiert als die älteren, nordischen Sagenversionen. So zelebriert seine im Sommer 1876 uraufgeführte Opern-Tetralogie beispielsweise das Walten der Götter und Walküren.

Die Wagnersänger in Fellkleidern, Flügelhelmen und mit klobigen Waffen (Kreationen, die der Komponist selbst abscheulich findet) werden auf Jahrzehnte hinaus das Germanenbild der Öffentlichkeit bestimmen.

Als der „Ring des Nibelungen“ uraufgeführt wird, ist das neu gegründete Deutsche Reich gerade fünf Jahre alt. Bismarcks politische Schöpfung ist im Krieg entstanden – und



Nach dem Mord an Siegfried versenkt Hagen von Tronje |Hans Adalbert Schlettow| den Unglück bringenden Schatz der Nibelungen im Rhein

Literatur: Jörg Oberste, „Der Schatz der Nibelungen – Mythos und Geschichte“, Lübbe; ausführlich, gut geschrieben und reich illustriert. Die grundlegenden Handschriften A, B und C aus dem 13. Jahrhundert sowie etliche kommentierende und weiterführende Beiträge bietet die schön gestaltete Website www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/12Jh/Nibelungen/nib_intr.html.

die kämpferischen Tugenden der Sage, das Gewalttätige und Urtümliche der Recken werden gewissermaßen zur Reichs-ideologie verklärt, Deutschland wird in einem Lobgedicht zum „Nibelungenland“ erhöht.

1909 erklärt Kanzler Bernhard von Bülow im Reichstag Deutschlands „Nibelungentreue“ zu Österreich-Ungarn; damit wird also ein politisches Bündnis zweier moderner Staaten mit einer mythischen Gefolgschaft gleichgesetzt – mit den Burgundern/Nibelungen nämlich, die in der brennenden Königs-halle unbeirrt zusammenstehen.

Dass dies in der Sage zum Untergang führt, scheint weder den Kanzler noch seine Zuhörer sonderlich zu beunruhigen.

Und 1914, da nun tatsächlich der Weltenbrand lodert, erhebt ein Reichstagsabgeordneter den „waffengewaltigen, stolzen, grimmen Hagen“ gar zum „Sinnbild Preußen-Deutschlands“.

Heute ist es schwer verständlich, dass im deutschen Kaiser-reich ausgerechnet die dem Untergang geweihten Nibelungen zu Vorbildern erklärt werden – vor allem der Heldenmörder Hagen, der sein Leben ja als hilflos Gefesselter verliert. Mag sein, dass sich hier eine heimliche Lust an der Apokalypse zeigt, ein uneingestandener Überdruss an der modernen Welt, eine selbstmörderische Sehnsucht, im eigenen Ende die ganze Gemeinschaft mitzureißen.

Als das Beschworene allerdings in gewisser Weise tatsächlich eintritt, als mit dem verlorenen Weltkrieg 1918 zumindest das Kaiserreich untergeht, ist der Nibelungenmythos keineswegs zerstört.

Im Gegenteil: Er wandelt sich nur – und Siegfried ersetzt Hagen.

Die „Dolchstoßlegende“ kommt auf, die Mär, das im Feld eigentlich unbesiegte deutsche Heer sei in der Heimat von Sozialisten, Kommunisten und Juden entscheidend getroffen worden. Besonders wirkungsvoll wird diese Legende, weil sie der ehemalige Oberbefehlshaber Paul von Hindenburg verkündet – und der vergleicht Deutschlands „ermattete Front“ mit „Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmigen Hagen“.

Auch Adolf Hitler schreibt schon 1923 vom „deutschen Siegfried“. Als die Nationalsozialisten zehn Jahre später an die Macht kommen, ist die Nibelungensage längst Teil ihrer Ideo-

logie. So sind die Burgunder, die im Kampf zusammenstehen, in ihren Augen „Volksgenossen“.

Und im Januar 1943, da die eingeschlossene 6. Armee in Stalingrad verblutet, spricht Hermann Göring im Radio: „Wir kennen ein gewaltiges, heroisches Lied von einem Kampf ohnegleichen, das hieß ‚Der Kampf der Nibelungen‘. Auch sie standen in einer Halle von Feuer und Brand und löschten den Durst mit eigenem Blut – aber sie kämpften und kämpften bis zum Letzten. Ein solcher Kampf tobt heute dort.“

Selbst als sich 1945 die Apokalypse vollendet, schlimmer wohl, als sie sich der Dichter des Nibelungenliedes je hätte ausmalen können, bleibt der Mythos bestehen. Zwar spricht danach kein ernstzunehmender Politiker mehr von „Nibelungentreue“, zwar sind Siegfried und Hagen als politische Vorbilder verweht. Doch die halb archaische, halb überzeitliche Faszination einer Erzählung von Mut und Treue, Verrat und Mord ist ungebrochen. Nur sechs Jahre nach der Kapitulation Nazi-Deutschlands wird im stets von Hitler geförderten Bayreuth „Der Ring des Nibelungen“ wieder aufgeführt.

Und die Sagenwelt von Drachen und Zwergen, von heroischen Schwertkämpfen, von langen Zügen weniger Getreuer,

von dem fluchbeladenen Schatz ist längst in der Fantasy-Literatur aufge-gangen. Der alte Mythos, der in der Germanenzeit wurzelt, ist zum modernen Mythos einer wieder verzauberten Welt geworden: Mittelerde als Gegen-Erde, die all das bietet, was die moderne Zeit nicht mehr zu geben scheint.

Niemand hat die Sagen geschickter verwoben und umgestaltet als der englische Autor J. R. R. Tolkien, einst Gelehrter in Oxford und ein Kenner alter nordischer Mythen. In seinem Roman „Herr der Ringe“ lassen sich unschwer die Helden und Finsterlinge, die Kriegszüge und Zweikämpfe und selbstverständlich der Hort der Nibelungen wiedererkennen.

Eigentlich kein Wunder, dass gerade die Deutschen bei einer großen Umfrage 2004 dieses Werk zum „beliebtesten Buch“ überhaupt gewählt haben.

Ein Nationalepos, noch immer. □



Am Hunnenhof kämpfen die Burgunder bis zum letzten Mann – eine sagenhafte Überlieferung ihrer Niederlage gegen Rom 436 n. Chr.

DAS ZEITALTER DER GERMANEN

AB 600 v. Chr.

Zwischen Weser und Ostsee entwickelt sich die Jastorf-Kultur – nach Ansicht vieler Wissenschaftler die Keimzelle der späteren germanischen Stämme. Wahrscheinlich zur gleichen Zeit entsteht aus der gemeinsamen Sprache vieler Bewohner Mitteleuropas (zu denen auch die weiter südlich lebenden Kelten gehören) das Urgermanische. Die Menschen der Jastorf-Kultur beginnen damit, kleine Geräte aus Eisen zu schmieden; dieses Metall verdrängt langsam die weiße Bronze.

Die Menschen leben verstreut auf Bauernhöfen oder in kleinen Dörfern und wirtschaften für ihren Eigenbedarf. Technisch sind sie vergleichsweise rückständig; alle schwieriger zu produzierenden Güter, wie Waffen aus Eisen sowie Glas oder Goldschmiedearbeiten, müssen von den fortschrittlicheren Kelten importiert werden.

UM 325 v. Chr.

Der griechische Entdecker Pytheas von Massalia unternimmt eine Schiffsexpedition zur Erforschung Nordwesteuropas. Er ist der erste antike Abenteurer, der sich

so weit in den Norden vorwagt und von den dortigen Völkern berichtet. So erwähnt er auch die an der Nordseeküste siedelnden Stämme der Guiones und Teutonen – möglicherweise Germanen.

120 v. Chr.

Die Kimbern verlassen ihre Heimat in Jütland, vermutlich, weil Sturmfluten ihre Äcker und Dörfer verwüstet haben. Auch Teutonen, Ambronen und weitere Germanen schließen sich der Suche nach Siedlungsplätzen an. Als der Zug sich dem Gebiet der Römer nähert, senden die Truppen, die jedoch mehrmals unterliegen, so fallen in der Schlacht von Arausio in der heutigen Provence 105 v. Chr. rund 80 000 Legionäre.

Drei Jahre später, nachdem die Kimbern bis auf die Iberische Halbinsel gezogen sind und zusammen mit den Teutonen weite Teile Galliens verwüstet haben, rüsten die Germanen zum Sturm auf Italien: Der Treck teilt sich und dringt von zwei Seiten vor. Doch in der Schlacht bei Aquae Sextiae (Aix-en-Provence) werden die Teutonen und Ambronen von den Römern unter der Führung von Gaius Marius vernichtet. Am 30. Juli 101 v. Chr. besiegen die Römer

in der Po-Ebene auch die Kimbern. Doch der Schock, dass Barbaren bis nach Oberitalien eindringen könnten, sitzt tief.

UM 80 v. Chr.

Der griechische Geschichtsschreiber Poseidonios von Apameia berichtet über einen kleinen Stamm am Rhein, der wilder sei als die Kelten: Die Menschen würden „zum Frühstück glederweise gebratenes Fleisch genießen und dazu Milch und den Wein ungemischt trinken“. Poseidonios bezeichnet die Gruppe als *germano* und verwendet damit als erster antiker Autor diesen Begriff. Tatsächlich jedoch handelt es sich bei dem beschriebenen Stamm wahrscheinlich um Kelten.

UM 72 v. Chr.

Größere Gruppen von Germanen überschreiten den Rhein und lassen sich im Elsass nieder. Anführer dieser Verbände, die später zusammenfassend als Sueben bezeichnet werden, ist der König Arioivist.

58 v. Chr.

Während ihres Eroberungsfeldzugs in dem von Kelten bewohnten Gallien treffen die Truppen des römischen Feldherrn Gaius Julius Caesar

auf Verbände der Sueben. Im September kommt es im Elsass zur Schlacht; ein Großteil der Germanen wird getötet. Nur wenige, unter ihnen Arioivist, retten sich über den Rhein.

55 v. Chr.

Zwei germanische Stämme, die Usipeten und Tenkerer, fliehen vor Angriffen anderer Germanen über den Rhein nach Gallien. Verhandlungen mit den Römern über Siedlungsgebiete scheitern.

Caesar greift daraufhin die Eindringlinge an. Von angeblich 430 000 Usipeten und Tenkerern sterben die meisten. Fliehenden, die jenseits des Flusses Zuflucht suchen, setzt Caesar nach; zu diesem Zweck lässt er eine

zweite Brücke über den Rhein schlagen. Die Germanen weichen daraufhin zurück.

51 v. Chr.

Gallien wird nach der Niederschlagung kleiner Aufstände endgültig römisch. Nun markiert der Rhein die Grenze zwischen dem römischen Imperium und dem unbesetzten Germanien.

UM 50 v. Chr.

In Rom erscheinen die „Commentarii de bello Gallico“, Cae-sars Berichte vom Gallischen Krieg. Darin widmet der Feldherr den Völkern rechts des Rheins ausführliche Exkurse und gibt ihnen einen gemeinsamen Namen: Germanen. Doch die Germanen selbst verwenden

19 v. Chr.

Marcus Vipsanius Agrippa, römischer Statthalter in Gallien, siedelt die Ubier auf deren Wunsch auf die linke Rheinseite bei Köln um. Dieser Germanenstamm ist bereits seit dem Gallischen Krieg Caesars mit dem Imperium verbündet. In ihrer neuen Heimat werden die Ubier rasch romanisiert – sie übernehmen römische Sitten und Bauweisen; zu mindest die Eliten lernen Latein.

16 v. Chr.

Nach einer verheerenden Niederlage des gallischen Statt-halters Marcus Lollius gegen die Suabier beschließt Kaiser Augustus (regiert 31 v. Chr. bis 14 n. Chr.), offensiv ins Feindesland

EIN RÖMER GIBT DEN GERMANEN IHNEN NAMEN

Brücke bauen: Erstmals betreten römische Truppen das rechtsrheinische Germanien, wo sie zahlreiche Dörfer und Gehöfte in Brand setzen.

53 v. Chr.

Als Sueben aufständischen Galliern zu Hilfe eilen wollen, lässt Caesar eine

diese Bezeichnung nicht. Denn die Stämme unterscheiden sich kulturell, besitzen weder ein Zusammengehörigkeitsgefühl noch politische Zentralstrukturen. Wichtigstes Bindeglied ist ihre gemeinsame Sprache.

vorzustoßen. Zuvor waren germanische Stämme über Jahre immer wieder in die römischen Provinzen eingedrungen.

12 v. Chr.

Nero Claudius Drusus, Stiefsohn von Kaiser Augustus, greift die Stämme zwischen Rhein und Elbe an und unter-

wirft unter anderem Cherusker und Brukterer. Nach dessen Tod 9 v. Chr. setzt Drusus' Bruder Tiberius den Krieg fort. Um die Sugambren besser kontrollieren zu können, siedelt er sie auf der linken Rheinseite an – in jenem Gebiet, das sie zuvor immer wieder geplündert haben.

1 N. CHR.

Unruhen erschüttern Germanien. Tiberius, Oberbefehlshaber der Truppen im Norden, schlägt diese auf weiteren großen Feldzügen nieder.

4 n. Chr. zieht er von der Rheinmündung über die Flüsse Lippe und Ems bis zur Weser und lässt neue Legionslager errichten. Zwei Jahre später betrachten die Römer das Gebiet bis zur Weser, möglicherweise sogar bis an die Elbe, als befriedet. Im Inneren Germaniens entstehen römische Städte wie Waldgirmes an der Lahn, wo Germanen und Römer miteinander Handel treiben.

5 Der Markomanne Marbod, einer von nur wenigen frühen Germanenherrschern, die den Königstitel tragen, ist auf dem Höhepunkt seiner Macht. Sein in Ansätzen zentralistisch strukturiertes Reich erstreckt sich von seinem Kernland, den Landschaften Böhmen und Mähren, bis an die Ostsee; seine Streitmacht umfasst 70 000 Fuß- und 4000 Reitersoldaten.

7 Der Politiker und Feldherr Publius Quintilius Varus

wird Oberbefehlshaber der Truppen in Germanien. Er führt dort römische Verwaltungsstrukturen ein. Angesichts dessen ist es wahrscheinlich, dass die Römer das germanische Gebiet nun als Provinz und damit offiziell als Teil des Imperiums betrachten – wobei die Quellen nicht eindeutig sind.

9

Die römische Expansion im Barbaren-gebiet wird jäh unterbrochen. Am *saltus teutoburgensis* (ob dieser Ort mit dem heutigen Teutoburger Wald gleichzusetzen ist, ist in der Forschung umstritten) gerät der Feldherr Varus mit drei Legionen in einen Hinterhalt germanischer Krieger, die der Cherusker Arminius anführt. Ein Großteil der mehr als 10 000 Römer stirbt in einer mehrtagigen Schlacht, ihr Befehlshaber stürzt sich in sein Schwert.

Anschließend überrennen Germanen römische Lager zwischen Weser und Rhein. In Rom fürchtet man einen Sturm auf die Rheingrenze – doch der bleibt aus.

13

Nero Claudius Germanicus übernimmt das Oberkommando der römischen Truppen am Rhein. Nach vereinzelten Vorstößen startet er im Jahr 15 einen groß angelegten Angriffskrieg im Barbarenland. Nicht immer gehen die Römer siegreich aus den Schlachten hervor, mehrfach erleben sie immense Verluste. Daher zieht Kaiser Tiberius (14–37) im Jahr 16 alle Legionen aus Germanien ab.

17

Nach dem Rückzug der Römer brechen schon lange schwelende innergermanische Konflikte offen aus. In einer großen Schlacht treffen die rivalisierenden Fürsten Arminius und Marbod mit ihren jeweiligen Verbündeten aufeinander. Marbods Heer wird erheblich geschwächt; im folgenden Jahr stürzt ihn ein mit ihm rivalisierender markomannischer Adeliger. Arminius wird drei Jahre später von Verwandten ermordet.

28

Friesen rebellieren in den heutigen Niederlanden gegen die von Rom geforderten Tributzahlungen: Sie sollen der Armee besonders hochwertige Ochsenhäute liefern. Legionäre schlagen den Aufstand unter schweren Verlusten nieder.

50

Die Römer gründen die Stadt *Colonia Claudia Ara Agripinensis* (Köln).



Dieser Kriegs-
helm gehörte einem
alamannischen
Fürsten, dessen
Grab Archäologen
südlich von Stuttgart
gefunden haben

Die Bevölkerung besteht unter anderem aus Angehörigen des linksrheinischen Stammes der Über – romanisierten Germanen. Etwa zur gleichen Zeit fallen Chatten und Chauken mehrfach in Gallien ein.

69

Nachdem Macht-kämpfe um den römischen Kaiserthron das Imperium in eine Krise gestürzt haben, erheben sich die Bataver, bislang treue Verbündete Roms, die sogar die Leibgarde der Kaiser stellten. Auch Gallien schließen sich der Revolte an. Die Aufständischen unter ihrem Anführer Julius Civilis brennen Legionenlager nieder.

und rufen sogar ein eigenes Reich aus. Erst nach mehr als einem Jahr gelingt es römischen Soldaten, die Rebellion nieder-zuschlagen.

70

Wiederaufnahme der römischen Expansion im südlichen Teil des freien Germanien. Legionäre besetzen das Land zwischen Rhein und Donau. Wenige Jahre später unternimmt Kaiser Domitian (81–96) mehrere Feldzüge gegen die Chatten, einen der größten Germanenstämme.

77

In seinem enzyklopädischen, 37 Bände

umfassenden Werk über die Naturgeschichte beschreibt Gaius Plinius Secundus das Altertum, die Geographie Nord- und Osteuropas und liefert eine Übersicht über die Völker Germaniens. Er unterscheidet fünf Hauptstämme und berichtet über ihre Essgewohnheiten, Kleider sowie Bodenschätze des Landes.

Um 85

Neben der bereits bestehenden Provinz Raetia (umfasst Teile der heutigen Schweiz, Österreichs Süddeutschlands und Norditaliens) gründet Kaiser Domitian westlich des Rheins die Provinzen Germania Inferior (mit Gebieten der



Verdiente alamanische Gefolgsmänner erhalten von ihren Heerführern kostbare Waffen – so der einzige Besitzer dieser Ausrüstung (von links: Schwert mit Goldgriff; Scheidenbeschlag; Schildbuckel)



heutigen Niederlande, Deutschlands und Belgien) und Germania Superior (Schweiz, Ostfrankenreich, deutscher Südwesten). In den folgenden 80 Jahren bleiben die römisch-germanischen Beziehungen weitgehend friedlich.

98
Der römische Historiker Publius Cornelius Tacitus veröffentlicht seine Schrift „*De origine et situ Germanorum liber*“ (kurz: „*Germania*“) – die wichtigste Schriftquelle zu den Germanen dieser Zeit. Ausführlich berichtet er von den Völkern zwischen Rhein und Weichsel, an Nord- und Ostsee. Er beschreibt deren Lebensweise, Sitten und Gebräuche – etwa, dass die Menschen an Losorakel glauben und in heiligen Hainen ihren Göttern huldigen. Einzelne Passagen

des Werkes sind allerdings ideologisch verfälscht. Denn die Germanen dienen Tacitus als Gegenbeispiel zum Verfall der Sitten in Rom.

Um 100

Um den Warenstrom zu kontrollieren und die Provinzen vor Raubüberfällen zu schützen, beginnen die Römer mit der Errichtung des Obergermanisch-Rätischen Limes, einer befestigten Grenze, die südöstlich von Bonn am Rhein beginnt und südwestlich von Regensburg an der Donau endet.

Gründung von *Colonia Ulpia Traiana* (Xanten) – einer von vielen Städten links des Rheins, in denen die römische Zivilisation erblüht: Tempel, Thermen, Theater markieren einen scharfen Kontrast zum kargen Leben im freien Germanien.

Um 130

Um die riesigen Territorien seines Reiches besser abzusichern, errichtet Kaiser Hadrian (117–138) mehrere befestigte Grenzwälle, etwa Britanniens. Auch den Obergermanisch-Rätischen Limes

166

Germanische Scharen um die Markomannen verwüsten die Donauprovinzen und ziehen bis nach Oberitalien. Auch zahlreiche weitere Stämme nutzen in diesen Jahren die Schwäche des Imperiums: Chaukische

des 4. Jahrhunderts. Für die Zeit bis etwa 350 gibt es so keine verlässlichen schriftlichen Nachrichten über die Situation im Inneren Germaniens.

233

Germanische Scharen fallen in die römischen Provinzen

TAUSENDE WAFFEN VERSCHWINDEN IN NORD-EUROPA'S GEWÄSSERN

lässt der Herrscher kontinuierlich ausbauen: Aus einer Schneise mit Wachtposten wird ein durchgehender Palisadenzaun.

Um 140

Der griechische Wissenschaftler Klaudios Ptolemaios aus Alexandria verfasst ein achtbändiges Werk zur Geographie der Welt. In einem Kapitel über das barbarische Germanien beschreibt und lokalisiert er 68 Stämme sowie 95 Orte, Siedlungen und Handelsplätze zwischen Rhein und Weichsel.

Um 160

Die älteste erhaltene Runeninschrift entsteht: Wahrscheinlich ritzt ein Krieger seinen Namen – einen Kamm, der aus Geweih gefertigt ist. Die Zeichenfolge auf dem Kamm, der aus einem Moor auf der dänischen Insel Fünen geborgen wurde, ist einer von nur rund 370 Runentexten, die Germanen bis etwa 750 geschrieben haben und die bis heute in Nord- und Mitteleuropa gefunden wurden.

Piraten verheeren mehrfach die gallische Küste. Chatten dringen über den Limes ins Reichsgebiet ein. Erst 180, 14 Jahre nach dem Beginn der Markomannenkriege, gelingt es Kaiser Mark Aurel (161–180), die Feinde vollständig zu besiegen. Als Wahrzeichen seines Triumphs wird in Rom eine Säule errichtet, auf der Reliefs die dramatischen Ereignisse zeigen – eines der wichtigsten Bildzeugnisse über die Germanen.

Um 200

Die Goten, die ursprünglich im östlichen Pommern und dem Weichselmündungsgebiet siedelten, dringen allmählich in die Ebenen nördlich des Schwarzen Meeres vor.

Um 230

Der Politiker und Schriftsteller Lucius Claudius Cassius Dio veröffentlicht eine römische Geschichte in 80 Büchern, in der er auch von den Germanen berichtet – das letzte große erhaltene Geschichtswerk bis zum Ende

Raetia und Germania Superior ein, plündern und brandschatzen. Kaiser Severus Alexander (222–235) schlägt sie zunächst zurück. Doch von nun an überfallen germanische Stämme immer wieder das Reichsgebiet.

238

Mit der Eroberung der römischen Stadt Histria am Schwarzen Meer durch die Goten beginnt eine Jahrzehntelange Phase von Invasionen und Beutezügen germanischer Horden im südöstlichen Europa: Vandalen ziehen durch das Kapartenbecken, Gepiden durch die Provinz Dacia (heute Rumänien), Heruler durch Kleinasien und Griechenland.

Die Goten verheeren die Balkanprovinzen und vernichten 251 ein großes römisches Heer; in der Schlacht fällt Kaiser Decius, der im Kampf gegen die Barbaren getötet wird. Erst als Kaiser Aurelian (270–275) die Goten 271 auf deren Territorium besiegt, kehrt in dieser Region Ruhe ein.

In Zentraleuropa durchbrechen germanische Scharen auf breiter Front den Limes und fallen in die römischen Provinzen ein: Juthungen in Raetia und Norditalien, Franken, deren Name hier zum ersten Mal in den spätlichen Schriftquellen auftaucht, in Niedergermanien und Nordgallien sowie weitere Stämme in Obergermanien und Südgallien. Zahlreiche archäologische Funde zeugen von den Überfällen dieser Zeit: im Rhein versunkene Beute wie Geschirr, Münzen und Schmuck, Brandspuren in Legionslagern und eingeschlagene Schädel in den Ruinen von Guts Höfen. Die Römer geben schließlich die durch den Obergermanisch-Rätischen Limes markierte Grenze auf und ziehen sich wieder hinter Rhein und Donau zurück.

270

Germanen fallen in Oberitalien ein, werden aber zurückgeschlagen. Anschließend lässt Kaiser Aurelian Rom mit einer Mauer umgeben – ein Eingeständnis, dass selbst das Zentrum des Reichs nicht mehr sicher vor den Barbaren ist.

275

Franken plündern linksrheinische Städte und stoßen bis nach Gallien vor. Im Jahr darauf treibt der römische Kaiser Probus (276–282) die germanischen Plünderer zurück über den Rhein. Um die linksrheinischen Provinzen dauerhaft vor Invasionen zu schützen, lässt er

auf der rechten Seite des Stroms zahlreiche Kastelle errichten, die mit regulären Truppen bemann sind.

Ab 284

Mit einer umfassenden Verwaltungsreform stabilisiert Kaiser Diokletian (284–305) das Römische Reich. Bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts leben Römer und Germanen weitgehend friedlich nebeneinander. Gelegentlichen germanischen Vorstößen ist Rom militärisch gewachsen. Viele Barbaren strömen in das Imperium, wo sie Aussicht auf Karrieren in die höchsten Ränge haben.

289

Erste gesicherte zeitgenössische Erwähnung der Alamannen. Offenbar handelt sich um einen Sammelbegriff für eine Vielzahl kleinerer Stämme, die das von den Römern geräumte Limesgebiet nördlich der Donau und östlich des Rheins besiedeln.

Um 290

Erstmals wird die Existenz zweier verschiedener gotischer Völker erwähnt. 20 Jahre zuvor haben sich die Römer aus ihrer vormaligen Provinz Dacia zurückgezogen und das Gebiet so für die Besiedelung durch barbarische Völker freigemacht. Während jener Teil der Goten, der allmählich in das verlassene Territorium nördlich der unteren Donau einseickerte, nun als Terwingen (und später als Westgoten) bezeichnet wird, bürgert sich für die im ursprünglichen gotischen Siedlungs-

gebiet am Schwarzen Meer verbliebene Germanen der Name Greutungen (später Ostgoten) ein. Über das Schicksal der Greutungen in den folgenden Jahrzehnten ist wenig bekannt. Die Terwingen werden spätestens im Jahr 332 Vertragspartner Roms und leben bis 375 in friedlicher Nachbarschaft zum Imperium.

Um 350

Der gotische Bischof Wulfila, Nachfahre verschleppter Christen aus Kleinasiens, übersetzt als Erster die Bibel in eine germanische Sprache. Dafür entwickelt er aus griechischen und lateinischen Buchstaben sowie Runen ein neues Alphabet – die gotische Schrift. Wenige Jahre zuvor ist Wulfila mit einigen Tausend Glaubensbrüdern vor Christenverfolgungen im Reich der Terwingen in die römische Provinz Moesia geflüchtet.

Im Moor von Nydam in Jütland versenken Germanen, wohl nach einer erfolgreichen Schlacht zum Dank an die Götter, zahlreiche erbeutete Waffen sowie ein 23 Meter langes Ruderboot: einen hochseetüchtigen, 45 Mann fassenden Truppentransporter. Mit solchen Fahrzeugen unternehmen die Germanen ihre zahlreichen Kriegs- und Beutezüge entlang den Küsten von Ost- und Nordsee.

356

Zum ersten Mal erwähnt eine römische Quelle die Sachsen – ein Volk, zu dem sich

vermutlich Stämme wie die Angivarier, Chauken und Cherusker zusammen geschlossen haben. Sächsische Piraten überfallen von Norddeutschland aus die Küsten Belgiens, Britanniens und Galliens.

357

Alamannen besetzen römische Städte wie Speyer, Mainz und Koblenz, werden jedoch im Herbst bei Straßburg geschlagen und aus dem Imperium vertrieben.

Um 375

Mit der Unterwerfung des Ostgotenreiches durch die Hunnen beginnt die Völkerwanderung. Die Hunnen, Reiternomaden aus Zentralasien, fallen zuerst in Osteuropa

ein und rücken später weiter nach Westen vor. Mehrere Völker fliehen vor den angreifenden Kriegerscharen.

376

Auf der Flucht vor den Hunnen bitten große Teile der Westgoten, aber auch ostgotische Verbände um Aufnahme ins Römische Reich. Zwar wird ihnen die Erlaubnis von Kaiser Valens (364–378) erteilt, doch finden der Übergang über die Donau und die versprochene Ansiedelung der Flüchtlinge im Reich unter chaotischen Bedingungen statt. Von der Korruption der Provinzverwalter und von Hungersnöten geplagt, erheben die Goten sich schließlich gegen die römischen

Autoritäten. Plündernd ziehen sie durch die Balkanprovinzen des Reiches.

378

In der Schlacht bei Adrianopel vernichten die Gotenverbände ein römisches Heer, Kaiser Valens fällt im Kampf. Diese Katastrophe zwingt Kaiser Theodosius I. (379–395), den Westgoten Siedlungsgebiete im Reich anzubieten und ihnen weitgehende Autonomie zu gewähren.

406

Wahrscheinlich um die Jahreswende 406/407 setzen Vandale, Sueben und weitere germanische Gruppen über den Rhein bei Mainz, Brandenburg und plündern ziehen die Horden in den fol-

Ein neuer Blick auf alte Mauern.

Dieser aufwändig produzierte Band zeigt eine Auswahl von mehr als 70 historischen Stadtplänen der 1572 erschienenen *Civitates Orbis Terrarum*. Ein unverzichtbares Werk zum Verstehen dieser Epoche.

über 100 Abbildungen, Goldschnitt mit Schutzumschlag im Schuber

EUR 80,00

WWW.ULLMANN-PUBLISHING.COM

The image shows the front cover of the book 'Städte der Renaissance'. The cover is white with gold-colored text and features a detailed historical map of a city, likely from the 1572 'Civitates Orbis Terrarum' series. The title 'Städte der Renaissance' is at the top, followed by 'CIVITATES ORBIS TERRARUM' and 'CARTOGRAPHIA ORBIS TERRARUM'. Below the map, there is a small image of a gold-colored book cover. The bottom of the cover has a brown decorative band with the text 'Erlesen erleben.' and the publisher's logo 'h.f. ullmann'.



Auch wenn Germaniens Stämme kaum Kunstwerke schufen, so zeugen doch aufwendig verzierte Alltagsgegenstände von gewisser handwerklicher Fertigkeit: Diese Brosche aus Metall und granat-rotem Almandin hielt einst ein Frauengewand zusammen

genden Jahren durch Gallien und Spanien.

410
Die Westgoten unter König Alarich I., 394 erneut von den Hunnen aus ihrer Heimat vertrieben und seit-her auf einem Wan-derzug quer durch das südliche Europa, nehmen nach dreimaliger Belagerung Rom ein – erstmal seit 800 Jahren wird die Metropole des Imperiums erobert und geplündert. Doch die strategische Be-deutung der Einnahme ist gering. Denn die Zentralregierung des Weströmischen Reiches residiert seit 402 in Ravenna. Zuvor schon hatten viele Einwohner die einstige Kapitale verlassen: Lebten im Jahr 330 noch etwa eine Million Menschen dort, sind es 410 wohl nur noch wenige Hun-derttausend.

418

Die Westgoten lassen sich als Vertragspartner Westroms im heutigen Südwestfrankreich nieder. Dort gründen sie das Königreich von Tolosa (Toulouse).

429

Rund 80 000 Vanda-ten überqueren die Straße von Gibraltar und setzen sich in Nordafrika, der Korn-kammer des Römi-schen Reiches, fest. 435 überlässt der weströmische Kaiser Valentinian III. (425–455) dem Vandale-könig Geiseric einen Teil der eroberten Gebiete, bald darauf erkennt er auch des-sen Königstum an.

435

Gundahar, König der Burgunder, fällt in die römische Provinz Belgica I ein, wird aber vom römischen Heermeister Flavius Aëtius zurückge-schlagen. Ein Jahr darauf besiegen hun-nische Hilfstruppen

Westroms die Ger-manen bei Worms; 20 000 burgundische Krieger sterben. Einen Großteil der Überlebenden siedelt Aëtius in Gallien an, bald lassen sie sich zwischen dem Genfer See und der Rhône nieder. Diese Ereignisse bilden wohl ei-nen der historischen Kerne des Nibelun-genlands, das vom Untergang der Bur-gunder am Hof des Hunnenkönigs Etzel erzählt.

UM 450

Sachsen aus Nord-deutschland und Angels aus Jütland wandern nach Britan-nien aus. Sie verbreiten die germanische Sprache auf der In-sel und legen so den Grundstein für die Entstehung des Eng-lischen. Die Römer haben sich bereits 40 Jahre zuvor weit-gehend von der Insel zurückgezogen.

451

In der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern im Norden Galliens kämpfen die von Flavius Aëtius kommandierten Bur-gunder, Westgoten und Franken gegen die Hunnen unter König Attila, die sich mit den Ostgoten und Gepiden ver-bündet haben. Der Sieg der römischen Koalition stoppt den Vormarsch der Hunnen in Europa. 453 stirbt Attila über-schwindend, schon bald darauf zerfällt sein Großreich.

455

Die Vandalen unter Geiseric setzen mit einer starken Flotte aus Nordafrika nach Italien über und plün-dern Rom systema-tisch aus; die Einwoh-ner verschonen sie jedoch weitgehend.

476

Odoker, Mitglied der kaiserlichen Leibgar-de und germanischer Abstammung, setzt den 16-jährigen Kaiser Romulus Augustulus ab. Damit be-siegt ein Germane das Ende des Weströmischen Reiches, wenngleich dessen Verwaltungsstruktu-ren weitgehend er-

halten bleiben. Odoker unterstellt sich formal dem oströmi-schen Kaiser, regiert aber tatsächlich un-abhängig als König von Italien.

493

Theoderich, An-führer der Ostgoten, ermordet mit ei-ger Hand Odoker und erhebt sich zum Alleinherrscher Italiens, das er von Ravenna aus regiert. Theoderich ist offen-bar ein ebenso be-liebter wie toleranter Monarch: Seine ita-liischen Untertanen vergleichen ihn mit glanzvollen Kaisern des vergangenen römischen Im-pe-riums und errichten ihm Statuen.

511

Nach Chlodwigs I. Tod teilen dessen vier Söhne das Franken-reich unter sich auf.

532

Franken unterwerfen das Thüringerreich an der Unstrut. Um

gegen das Reich der Vandale in Nord-afrika, das im Jahr darauf von den Trup-pen des Generals Flavius Belisarius vernichtet wird.

552

In der Schlacht am Milchberg (bei Neapel) schlagen Truppen des oströmi-schen Feldherrn Narses nach einem 17 Jahre dauernden Krieg den letzten bedeutenden Wider-stand der Ostgoten niederr; deren König Teja fällt. Damit endet die Existenz dieses Volkes. Italien steht jetzt ganz unter oströmischer Herrschaft.

568

Unter ihrem König Alboin ziehen rund 100 000 Langobar-den, begleitet von Angehörigen anderer germanischer Völ-ker, aus dem Karpa-tenbogen nach Ita-lien. Sie erobern von den Oströmern etwa die Hälfte der Apen-nin-Halbinsel und begründen ein Reich mit der Hauptstadt Pavia, in dem Wirt-schaft und Kultur in den folgenden zwei Jahrhunderten eine Blütezeit erleben. Dieser letzte große

PLÜNDERER TREIBEN DEN UNTERGANG ROMS VORAN

halten bleiben. Odoker unterstellt sich formal dem oströmi-schen Kaiser, regiert aber tatsächlich un-abhängig als König von Italien.

482

Chlodwig I. aus dem Geschlecht der Merowinger wird König eines Teilstamms

diese Zeit erobern sie ebenso das Reich der Burgunder an der Rhône.

533

Der oströmi-sche Kaiser Justinian I. (527–565) befehlt eine Strafexpedition

Zug eines germani-schen Volkes durch ehemals römisches Territorium markiert das Ende der Völker-wanderungszeit.

711

Das Reich der West-goten auf der iberi-schen Halbinsel unterliegt den ara-bischen Invasoren.

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRER REDAKTEUR

Cay Rademacher

TEXTREDAKTION: Insa Betsch/ Berthold Steinhilber für GEOEPOCHE

Jens-Rainer Berg, Dr. Anja Herold, PD Dr. Frank Otto

BILDERAKTION: Christian Gericke, Roman Rahmacher

ART DIRECTION: Tatjana Lorenz

LAYOUT: Freie Mitarbeit; Ben Tepfer

VERIFIKATION: Katharina Klemm, Olaf Mischler, Andreas Sedlmaier

Freie Mitarbeit: Constanze Höller, Stefan Söllner

FACHBERATUNG: Thomas Brock

CHIEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Dross

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Freie Mitarbeit: Gunna Bendfeldt, Dr. Ralf Borhoff,

Jürgen Bösch, Gert Gottschalk, Raul Jost, Dr. Ralf Peter Martin,

Markus Mischler, Michael Madsen, Jochen Pausch, Walter Sauer, Barbara Schmitz, Niels Wicker,

Prof. Dr. Rainer Wiegels, Sebastian Witte, Markus Wolff

ILLUSTRATION: Freie Mitarbeit: Franziska Lorenz,

Jochen Stuhmann, Tim Wehrmann

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters

Assistenz: Hanselke Koch; Freie Mitarbeit: Sebastian Schulin

HONORARE: Peter Schmidt

REDAKTIONSSÄTZEN: Ursula Arens

BILDAUSSTRAHUNG UND -TECHNIK: Stefan Bräuer

GEO-BILDAUFRICHT: Bettina Behrens, Gudrun Lohmann, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK: Nadja Mast (Leitung)

Tina Arens, Christof Kalt (Redaktionsservice), 535 Fifth Avenue,

29th Floor, New York, N.Y. 10017, Tel. 001-646-884-7120,

Fax 001-646-854-7111. E-mail: geo@geo-newyork.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brün, Thomas Lindner

ANZEIGENLEITUNG: Lars Niemann

VERTRIEBSLEITUNG: Dr. Jürgen Duden (Lag.) / Anja Stalp

HERSTELLUNG: Oliver Fehling

ANZEIGENARTELLAGE: Anzeigenagentur: Uwe Wagnermann,

Tel. 040 / 37 03 29 32, Fax 040 / 37 03 57 73

Anzeigenabonnement: Marco Schütze,

Tel. 040 / 37 03 23 27, Fax 040 / 37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 04 vom 1. Januar 2008

ISBN: 978-3-570-19283-2, Preis: 10,90 € (Heft mit DVD)

© 2008 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 00 • ISSN-Nr. 1661-6097

Druck: Printco Innsbruck GmbH & Co KG

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 29 72, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT: DINO EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahresabonnement: 45,00 €

BESTELLUNGEN:

DPU Deutsches Pressevertrieb

Deutsche Pressevertriebs

20300 Hamburg

Telefon: 01805 / 841 80 00*

24-Stunden-Onlinedienst:

www.Meinabo.de/service

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnementservice

Postrach 5, A-9760 Wolfurt

Telefon: 0820 / 00 10 85

E-Mail: geo-epoche@oesterreiser

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-4002 Luzern;

Telefon: 041 / 329 20 80, Telefax: 041 / 329 22 04

E-Mail: geo-epoche@oesterreiser

BESTELLADRESSE FÜR

GED-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHÜBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74772 Neckarsulm

Telefon: 07125 / 00 20 00*

Telefax: 07125 / 00 20 02*

E-Mail: service@geo.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LANDER

Telefon: 0049-1805 / 06 20 00, Telefax: 0049-1805 08 20 00

E-Mail: service@geo.com

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

Der letzte Gotenkönig Roderich fällt im Kampf.

751

Der Karoling Pippin der Jüngere wird König des Frankenreiches, das sein Vater Karl Martell bereits de facto unter seiner Herrschaft wieder vereinigt hatte. Der letzte Merowinger wird abgesetzt.

754

Bonifatius, einer der bedeutendsten germanischen Missionare, der etwa die Chatten (Hessen) zum Christentum bekehrt hat, wird während einer Missionsreise in das Land der Friesen erschlagen.

768

Nach dem Tod seines Vaters Pippin wird Karl (später der Große genannt) König der Franken.

772

Karl der Große fällt mit einem fränkischen Heer in Sachsen ein. Nach anfänglichen Erfolgen glaubt der Frankenkönig, das heidnische Nachbarvolk unterworfen zu haben, doch schon bald schlägt ihm hartnäckiger Widerstand entgegen.

774

Karl der Große erobert Pavia, lässt sich zum König der Langobarden krönen und schlägt deren Territorien seinem Reich zu.

782

Als Reaktion auf weitere Aufstände der Sachsen befehlt Karl der Große das Blutgericht von Verden: die Hinrichtung von angeblich 4500,

wahrscheinlich aber wesentlich weniger sächsischen Rebellen.

785

Der Sachsenherzog Widukind unterwirft sich Karl dem Großen und lässt sich taufen. Doch noch bis 804 dauern die Unruhen in seiner Heimat an – dann erst ist die Christianisierung des letzten großen heidnischen Volkes in Mitteleuropa vollendet.

793

Mit dem Überfall auf das Kloster Linsdifarne an der englischen Ostküste beginnt die Zeit der Wikinger. Die Expeditionen und Raubzüge dieser germanischen Dänen, Schweden und Norweger führen bis zur Ostküste Amerikas, nach Nowgorod und Kiew sowie ins Mittelmeer. Bis zum 11. Jahrhundert nehmen die Wikinger das Christentum an. Spätestens damit endet auch in Skandinavien das Zeitalter der Germanen.

800

Karl der Große, unter dem das Frankenreich seine größte Ausdehnung erreicht und sich von den Pyrenäen bis nach Kärnten und von Norddeutschland bis Mittelitalien erstreckt, lässt sich am Weihnachtstag in Rom von Papst Leo III. zum Kaiser krönen. Damit übernimmt ein Franke die Nachfolge der römischen Imperatoren.

Text: Thomas Brock, 33. Der Hamburger Archäologe ist der wissenschaftliche Berater dieses Heftes. 2009 wird im Theiss-Verlag sein Buch über Moorleichen erscheinen.

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: L = links, R = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Berthold Steinhilber für GEOEPOCHE

Editorial: 3 u.: Jürgen Kube

Inhalt: 4 o.: Berthold Steinhilber für GEOEPOCHE;

4 m.: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; 4 l.: Schloß Gottorf/Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen;

4 r.: Jan Friis und Torben Petersen; 50.: Rainer Binder/Superbild; 5 m. o.: Franziska Lorenz und Jochen Stuhmann für GEOEPOCHE; 5 m. m.: Patrick Voigt; 5 m. u.: akg-images; 5 u.: KPA/picture-alliance

Magie einer fernen Zeit: 6-19: Berthold Steinhilber für GEOEPOCHE

Marsch ins Verderben: 26/27, 30/31, 34/35, 40/41: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; 29, 32, 37, 38, 43: Museum Kalkriese/akg-images; 44: Thomas Ernsting/Bildberg

Wo siegte Arminius?: 47: Mike Schröder/HB-Verlag/dpa/picture-alliance

Tod im Nebelland: 50/51, 52/43, 55, 60: Jan Friis und Torben Petersen; 56/57: Robert Clark; 58: Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus

Zwischen den Welten: 62/63, 66/67, 70/71: Franziska Lorenz und Jochen Stuhmann; 165: Verein Deutsche Limes-Straße; 73: Lussem/Weygangmuseum Ohrenbrück

Das Geheimnis der dunklen Jahre: 75: 76, 77, 80-86: Schloß Gottorf/Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen; 76 (3), 78, 79 (2): Illerup Projekt/Moesgaard Museum

Reise nach Walhall: 86/87: bpk; 88, 88/89, 90/91, 92/93, 94/95: akg-images; 91: Roger-Viollet; 92, 95: brügelmann.com

Zeichen und Rätsel: 96: Rainer Binder/Superbild; 97, 101 o.: Nationalmuseum Copenhagen; 98: Bildarchiv Hansmann/Interfoto; 101 L: Reiss-Engelhorn-Museum Mannheim

Das Dorf der Pioniere: 102/103, 106/107, 110/111: Franziska Lorenz und Jochen Stuhmann für GEOEPOCHE; 105, 108, 109, 113 (2), 114 (2), 115: aus Werner Haarmagel, „Die Grabung Feddersen Wierde“, Wiesbaden, 1979; 104/105 u., 108/109 u., 112/113 u., 114/115 u.: Marc Steinmetz/Visum

Wulfila – Im Namen des Herrn: 118, 121, 122: akg-images; 119: Museum Speyer/dpa/picture-alliance

Sturm auf die Ewige Stadt: 126/127: Sammlung Rauch/Interfoto; 128, 131: Granger Collection/ullsteinbild; 129, 132: Mary Evans Picture Library

Ein Epos aus uralten Zeiten: 151, 153: KPA/picture-alliance; 152: defd; 154, 155: Cinetext Bildarchiv

Zeitläufte: 157: aus Grobels/Gammerlungen; 158 (3): Landesmuseum Württemberg; 160: R. Bersier, Fribourg

Vorschau: 162: 1. von L., 3. von L.: Granger Collection/ullsteinbild; 2. von L.: Michele Falzone/Alamy; 4. von L.: Oronoz/Interfoto; 5. von L.: Archiv Gerstenberg/ullsteinbild; 6. von L.: akg-images

Karten: 22 (2), 28, 39, 48, 54, 65, 68, 104, 134, 144: Stefanie Peters

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2008 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Verlagsgruppe Weltbild, Plan International, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Gruner + Jahr AG & Co KG

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DAS JAHR
1000



D A S J U B I L Ä U M S H E F T



Z E H N J A H R E

GEO EPOCHE

DIE THEMEN

ROM

Der römisch-deutsche Kaiser Otto III. reist im August 1000 in die verfallende Weltstadt. Sein Ziel: die Erneuerung des antiken Imperiums.

BRITANNIEN

Immer wieder überfallen Wikinger die Insel. Bis König Ethelred II. Rache verlangt.

WESTAFRIKA

Einer der wohlhabendsten Monarchen der Welt ist der Fürst des Reiches von Gana – der Goldlieferant der Kalifen.

NEUFUNDLAND

Wohl im Jahr 1000 betritt der Wikinger Leif Eriksson als erster Europäer Amerika.

CHICHÉN ITZÁ

Auf der Halbinsel Yucatán erblüht die größte Stadt der Maya – doch nur für kurze Zeit.

BUCHARA

Ibn Sina ist der bedeutendste Gelehrte der islamischen Welt. Sein Kanon der Medizin bestimmt die ärztlichen Wissenschaften für Jahrhunderte – auch im Abendland.

WOLGA-DELTA

Der Untergang des Chasaren-Imperiums, des einzigen jüdischen Großreichs der Geschichte.

KONSTANTINOPEL

Keine Stadt Europas hat mehr Einwohner, stärkere Mauern oder prunkvollere Kirchen als die Metropole der Christenheit.

Um die Zeit, da sich Christi Geburt zum 1000. Mal jährt, scheint die Welt in Aufruhr zu sein. Überall in Europa werden Menschen von furchtregenden Omen und Visionen heimgesucht.

So berichtet eine Chronik, die Peterskirche in Rom habe plötzlich zu brennen angefangen; Seuchen, Hungersnöte und Kannibalismus hätten sich ausgetragen. Ein Franzose sieht ein gewaltiges blutendes Kruzifix am Nachthimmel und den Gekreuzigten bitterlich weinen. Zahlreiche Gläubige erschrecken vor Trubildern von feurigen Schlachten in der Luft.

Der burgundische Benediktinermönch Radulf Glaber glaubt zu wissen, worauf die Vorzeichen hindeuten: „Die Ankunft jenes verruchten Antichristen, der am Ende dieser Welt zu erscheinen sich anschickt.“ Die Apokalypse stehe bevor. So wie es die Offenbarung des Johannes im Neuen Testamente vorhergesagt hat.

Doch für die meisten der vielleicht 250 Millionen Bewohner der Erde ist der 1. Januar 1000 nur einer von vielen Tagen eines gewöhnlichen Jahres. Nicht einmal alle Christen empfinden dieses Datum als Beginn eines neuen Millenniums: Die Untertanen des Kaisers von Byzanz etwa gehen davon aus, im Jahr 6508 nach der Schöpfung des Universums zu leben. Und Buddhisten, Muslime oder Hindus kümmert das magische Datum der römischen Kirche ohnehin nicht.

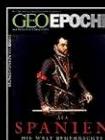
Denn den Takt der Menschen auf anderen Kontinenten gibt der Kalender der Christen Europas nicht vor. Ebenso wenig wie deren Kultur weltweit maßgebend ist. Ganz im Gegenteil:

Während arabische Wissenschaftler Himmel und Erde vermessen, kümmern sich deutsche Mönche nicht um die Erkenntnisse der antiken Philosophen, kratzen sie manchmal sogar aus den Büchern, um das Pergament erneut nutzen zu können. Während die Maya in Mexiko die prächtige Stadt Chichén Itzá ausbauen,rottet Rom, einst die Kapitale eines Imperiums, dahin. Und während chinesische Ingenieure das Papiergele erfinden sowie den Buchdruck mit beweglichen Lettern, können abendländische Herrscher oft nicht einmal lesen.

GEOEPOCHE feiert zehnjähriges Jubiläum – mit einer Reise um die Welt des Jahres 1000. Es ist eine überraschend moderne Welt, in der islamische Ärzte den grauen Star zu operieren vermögen, mächtige Metropolen wie Córdoba oder Konstantinopel mit Hunderttausenden Einwohnern existieren und Südseebewohner über den offenen Ozean Tausende Kilometer bis zur Osterinsel reisen.

Eine Zeit, in der Europa nur ein Randgebiet ist.

Zuletzt erschienene Ausgaben:



Das folgende Heft:

AUSTRALIEN

22. April 2009

Von Aborigines und Traumpfaden, Sträflingen und Kolonisten: die Geschichte des Fünften Kontinents

A large, close-up photograph of a woman's face occupies the left side of the advertisement. She has light-colored eyes, dark hair, and is wearing red lipstick. In the background, a colorful Venetian cathedral with multiple domes and arches is visible, partially obscured by the woman's profile. The overall color palette is warm, with shades of orange, yellow, and red.

1000 Reisen und ein Ziel: Intensiverleben

Studiosus-Reisen: Sehenswürdigkeiten, Kultur, Märkte
Strände und die Menschen. Fordern Sie jetzt kostenlos
unsere aktuellen Kataloge an.

Per Telefon 00 800/24 01 24 01
(Gebührenfrei für D, A und CH)

Oder Internet www.studiosus.com

Studiosu